This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

147
24

P Germ 147.24

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK

For the purchase of German books

Aus der Bibliothek von Moriz Boehm
FÜRTH.

# Deutsche

# Pandora.

## Vierter Band.

# Deutsche

# Pandora.

---

## Gedenkbuch

## zeitgenössischer Zustände

und

## Schriftsteller.

---

Vierter Band.

Stuttgart.
Literatur-Comptoir.
1841.

Δ
PG erm 147.24
✓

october 2, 1937
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HUGO REISINGER FUND

# Inhalt

der vorhergehenden Bände.

## Erſter Band.

Erinnerungen aus dem Befreiungskriege. In Briefen geſammelt von Fr. Förſter
Prodikus. Von Franz Dingelſtedt.
Schillers Bruder. Ein Kurioſum. Von Guſtav Schwab.
Das Leben in den Sudeten. Von K. von Wachsmann.
Holſtein zu meiner Zeit. Von Theodor v. Kobbe.
Erlebtes vom Jahre 1813. Von Friedrich Kölle.

## Zweiter Band.

Stillleben eines deutſchen Dichters. Geſammelt in hundert ländlichen Bildern von Friedrich Rückert.
Des Deutſchen Gaſtbeſuch beim däniſchen Stammverwandten. Eine Gallerie von Herbſt-Reiſebildern von L. Rellſtab.
Kunſt und Künſtler in München. Von J. M. Sölkl.
Wandertage im Schwarzwald. Von F. L. Bührlen.
Fulda in ſeinen Verwandlungen. Von H. Koenig.
Eine Reiſe nach Memel. Von A. Lewald.

## Dritter Band.

Düſſeldorfer Anfänge. Maskengeſpräche, mitgetheilt von Karl Immermann.
Die Deutſchen in Paris. Von K. Depping.
Der deutſche Advokat. Mitgetheilt von Karl Buchner.
Zwei Originale aus unſerer Zeit. Von Willibald Alexis.
Trier und Luxemburg. Von Eduard Duller.

# Inhalt.


Gans und Immermann. Von Heinrich Laube . . . . . 3

Morische Sage aus den Lebensstationen eines süddeutschen Poeten. Mitgetheilt von Aloys Büssel . . . . . 55

Berlin in seinen Entwicklungen. Von Theodor Mügge . . . . . 95

Erinnerungen aus Wien. (Aus den Jahren 1824 bis 1829). Von Wilhelm von Chezy . . . . . 167

Rügen, Usedom und Wollin. Von Eduard Beurmann . . . . 191

# Heinrich Laube.

# Gans und Immermann.

---

Beide Männer starben unerwartet, starben in Fülle ihrer Kraft, Beiden schien noch Viel zu thun übrig, und der Tod Beider bestürzte den Historiker, welcher den Tod nicht für einen Zufall, sondern für ein Zeichen ansieht, daß die Mission eines Menschen vollendet, daß Fähigkeit und Umfang des Menschen erschöpft sey. — Und so schnell hintereinander geschah es! 1839 im Frühjahr ward Eduard Gans in Berlin vom Schlage gerührt, 1840 im Frühherbst Karl Immermann zu Düsseldorf. Dort ein Publizist am Vorabende eines Reichsumschwungs, dem er sein Lebelang, dem Anschein nach ohne Aussicht auf Erfolg, zugearbeitet hatte. Kaum ist das erste Gras über sein Grab gewachsen, so tritt dieser Umschwung ein, für den Gans in Berlin auferzogen und lediglich bestimmt zu seyn schien. Gibt's hier nur Zufall? Oder war Gans nur tüchtig und nothwendig für die Zeit der Vorbereitung und der Opposition? — Hier ein Dichter, der fortwährend mit einer gewissen Ungunst, oder richtiger, mit einer flauen Gunst des Publikums zu ringen gehabt, und der endlich die Bahnen entdeckt, auf welchen Theilnahme der Nation zu finden ist; er lebt auf, warm belebt ihn das Bewußtseyn: nun beginnt die zweite, glückliche Hälfte Deines Lebens! — und der tief gezogene Odem neuer Existenz wird plötzlich abgeschnitten

vom Tode! Hatte Immermann mit „Epigonen“ und „Münchhausen“ das Höchste erreicht, dessen er fähig war?

Beide waren Preußen, mit stark ausgeprägter preußischer Physiognomie, mit den Vorzügen und Uebelständen derselben, mit der raschen Fassung, welche kein Hinderniß für groß genug hält, die Verwirklichung einer Idee dauernd zu hemmen; mit der Eroberungsspekulation, welche nur um Wendungen im Großen bekümmert ist; mit dem scharfen, entschiedenen Worte. Das Rücksichtslose, das Uebermüthige, die Verletzung feinerer Rücksichten, das Vordrängen und Ueberdrängen, die Schattenseite jener Physiognomie fehlte denn auch nicht bei Gans, nicht bei Immermann. Erhöht sich nicht das Mißverhältniß gerade dadurch, daß so anspruchsvoll geartete Menschen mitten in ihrer Lebenslaufbahn durch den Tod unterbrochen werden? Wer mag jetzt sagen, sie hatten kein Recht zu so großen Ansprüchen des Selbstgefühls! Im Mittagsstande ihrer Bethätigung sind sie ja hinweggenommen worden, der Eine noch nicht vierzig, der Andere eben vierzig Jahre alt!

Eduard Gans stammte von einer reichen jüdischen Familie in Berlin, wo er 1798 den 22. März geboren wurde, und hatte in Berlin, Göttingen, und Heidelberg philosophischem und juridischem Studium eifrig obgelegen. In Hegel, der zu Anfang der zwanziger Jahre für allgemeine wissenschaftliche Schätzung noch wenig bekannt oder doch wenig beachtet war, den man sogar außerhalb des höheren philosophischen Einsichtskreises für gar bedenklich ausgab in letzter Entscheidung des gesunden Menschenverstandes, in diesem damals noch so zweifelhaft eigenthümlichen Manne erkannte Gans von erster früher Kenntnißnahme an den großen Philosophen, unbekümmert, ja zurückspottend über das Gespött alter Wissenschaft und der großen Menge. Neue Erfindung hat ja immer das Uebelwollen einer Welt gegen sich, die in alter Erfindung Existenz und Halt findet, und die sich zunächst immer der hereindringenden Eroberung durch Spott über Einzelheiten des Gegners zu erwehren glaubt. Das Neue und Ungewöhnliche ist von selbst lächerlich, wenn es ohne die ihm inwohnende Begründung fetzenweise vorgezeigt und auf dem Hintergrunde des längst erwiesenen Alten betrachtet wird. Aber für dieses Neue Partei zu nehmen, wenn es sich ihm logisch einbewiesen hatte, Das war Gans' Sache, Das betrieb er wie sein Amt. Der Sinn für logische Darlegung war überaus mächtig in ihm; das unscheinbarste Tagesgeschwätz faßte er im Verhältnisse zu Gegensätzen, im Zusammenhange mit Stadt und Staat, und folgerte aus dem Geschwätz eine Idee, und bewies die Idee, und verglich sie mit anderen. Dieser logische Drang war sogar den meisten Gattungen von Witz in ihm tödtlich; er

duldete nämlich nicht Sprung oder Ueberraschung, woraus der Witz meistentheils entsteht, er bewies das Witzwort, gab ihm damit die Unterschrift der Wichtigkeit, nahm ihm aber den Reiz. Ein also gearteter Kopf war innerlichst darauf angewiesen, einem ungewöhnlichen Logiknetze nachzutrachten, so wie ein Rechnentalent angewiesen ist, eine neue Rechnenweise zu finden. Er ergriff mit all seinen Denkorganen die Hegel'sche Denkwelt, er verarbeitete davon in sich, was ihm entsprechend war, mit einer Kraft und Eigenheit, wie kaum ein Anderer. So wurde er in Berlin einer der ersten und rücksichtslos tapferen Vertheidiger des neuen Meisters; auf seinen Betrieb entstand der sogenannte Hegel'sche Moniteur, das Journal „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik"; er wurde ferner einer der Ersten, welcher die neue Denkweise frei und eigen einführte in eine Spezialdisziplin, in die Rechtsgelehrsamkeit, und zwar so fest und sicher und zuversichtlich, daß er damit sich gerüstet fühlte und gerüstet war gegen eine weit und tief herrschende Rechtsschule, die sogenannte historische, an deren Spitze der berühmte Savigny stand. Von vornherein also unterschied sich Gans von den blosen Schülern eines Meisters, von denen, die mit den Werkzeugen des Meisters eben auch nur die Handthierung dahin richten, wohin sie der Meister richtet, weil ihnen das Werkzeug nur eben so dienstbar und wirksam ist, wie sie's beim Meister gesehen haben. Gans wußte es sogleich eigenthümlich zu brauchen: deßhalb ist seine Schrift am frühesten frei vom Jargon der Schule, sein Styl am reinsten und auch den Lesern zugänglich, welche nicht unmittelbar auf Formeln verwiesen seyn wollen. Zu dieser selbständigen Verarbeitung gesellte sich in Gans ein offener Sinn für alles eigen Gedachte, für alles auch außerhalb des Hegel'schen Weges Erfundene; er hörte mit theilnehmendster Aufmerksamkeit auf Göthe, auf die Sprecher im Auslande; er hatte, mit Rednertalent begabt, ein feines Ohr für die Rhythmik des Satzes. Natürlich ward aus solchen Bestandtheilen mehr, als ein bloser Hegelianer, es ward ein Schriftsteller, der außer Anderem auch den Hegel'schen Gewinn verkündigte, und der als solcher gegen die sogenannte „historische Schule" in der Rechtsgelehrsamkeit schon 1820 mit „Scholien zum Gajus" als zweiundzwanzigjähriger Mann eine wuchtvolle Polemik beginnen und später durchführen konnte. Er warf im Wesentlichen dieser Schule vor, daß sie viel mehr den historischen Stoff registrire, als den historischen Gedanken nachweise. Der Schluß einer Rezension über Savigny's Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter, einer Rezension, meisterhaft in höflicher Schärfe und artiger Schonungslosigkeit, faßt den Vorwurf philosophischer Rechtsschule gegen die historische in folgende Worte zusammen: „Geht man

davon aus, hier nur eine äußere Geschichte von Rechtsquellen, so wie eine bloße Literargeschichte, die damit verbunden ist, vor sich zu haben, so würde man im höchsten Grade ungerecht verfahren, wenn man nicht die vielfache Gelehrsamkeit, die Gewandtheit der Darstellung, das mühsame Studium und doch die Mühlosigkeit, mit der anscheinend die Resultate desselben vorgetragen sind, bewundern wollte. Man behauptet nicht zu viel, wenn man Herrn von Savigny den vorzüglichsten Stylisten unter den deutschen Schriftstellern an die Seite setzt, unbedingt aber für den besten Stylisten unter allen juristischen Schriftstellern erklärt. Es ist merkwürdig, mit welcher unglaublichen Sorgfalt und Gewandtheit er auch die trockensten Gegenstände zu behandeln und ihnen eine Weile lang die Langeweile zu nehmen weiß, die ihnen sonst eigen ist. Geht man aber davon aus, hier eine Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter vor sich zu haben, so muß man andrerseits erstaunen, wie der geistigste, innerlichste Stoff, der sich einem Historiker bieten kann, auf eine Weise veräußerlicht worden, daß seine Bedeutung vollständig verloren gegangen und nirgends in demselben zum Vorschein gekommen ist. Was die römische und germanische Welt von einander trennt und dann wiederum näher bringt, dieses ewige Privatrecht, das, seinen Staat überlebend, für alle Zeiten gegeben zu seyn scheint, und Rom, wie die Kirche in ihrer Welt, auch im wirklichsten Leben zum andern Male erscheinen läßt, die tiefen Fragen, die dieser Stoff sich aufwirft, und die er allein sich wiederum beantwortet, werden wir vergebens in dem gegenwärtigen Werke suchen. Nirgends können wir es der Darstellung anmerken, daß es sich eigentlich um einen Gegenstand vom höchsten weltgeschichtlichen Interesse handelt, überall ist das Ganze dem Einzelnen und Partikulären geopfert, und wenn eine gewisse Klarheit zu rühmen ist, so hat diese bei dem Mangel an Gedanken und an geistvoller Hervorhebung des inneren Sinns der Institute einen geringeren Werth. Aus dem Hochlande und den Tiefen, die dieser Boden darbietet, ist die Untersuchung in eine einförmige Ebene verlegt worden, die keine Befriedigung gewährt, und so bleibt eine innerliche Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, nach allen Bemühungen des Herrn von Savigny, noch zu schreiben."

Gans hatte sich in dieser Bedeutung eines philosophischen Rechtslehrers an der Berliner Universität eine würdige Stellung erworben, und auf diesem Grunde gewann Das an Nachdruck, was er über Rechtsverhältnisse des gleichzeitigen Auslandes mittheilte. Er war des Englischen, Französischen, und Italienischen vollkommen mächtig, er brachte gewöhnlich seine Ferienzeit in diesen Ländern zu, und außer dem groß-

artigen „Erbrechte," worin er die Entwicklung dieses Hauptrechtes am innerlichen Rechtsbegriffe durch alle Zeiten und Völker hindurch nachzuweisen suchte, außer seinen „Beiträgen zur Revision des preußischen Landrechts," für welche er so reichliche Kenntniß der Geschichte und der Fremde, und ein in sich geschlossenes philosophisches Verfahren in Bewegung setzte, waren es besonders seine Mittheilungen über Rechts- und Staatsverhältnisse Frankreichs und Englands, welche seinen eigenthümlichen Ruf in Berlin begründen halfen, und welche dem Worte eines Mannes so viel Nachdruck gaben, der als Philosoph, als Rechtskenner, als Historiker, als Reisender, als Freund von wichtigen Autoritäten Frankreichs und Englands, diejenige seltne Vereinigung in sich darstellte, welche man für einen Publizisten für nöthig erachtet. Seine Gegner hatten solchem Rufe vorzugsweise nur entgegenzusetzen, daß er gar zu entschieden Partei ergreife für moderne Rechts- und Staatsgedanken Frankreichs. Darin unterschied er sich auch frühzeitig von der Hegel'schen Ansicht, welche englische Entwicklung in Recht und Staat bevorzugte. In einer Kritik von Phillips Geschichte des angelsächsischen Rechtes gibt Gans folgende Aeußerung, die in durchsichtiger Hülle zeigt, wie er sich gegen das englische Beispiel verhalte: „Kein Land europäischer Sitte und Rechtsverfassung verdient eine so aufmerksame, nach allen Seiten hin sich erstreckende Betrachtung, als gerade England. Ueberall haben sich mehr oder minder die Wucherpflanzen der Gewohnheit durch weit eingreifende Gesetzgebung bezwungen gesehn, und jedes Zeitalter ist so seinem Rechte gegenüber gewesen. In England ist, um mit den Historikern zu reden, das Recht organisch gewachsen, und noch heute bedarf es keines Mikroskopes, um die Anfänge der Gesetzgebung in der Gegenwart zu erkennen. Bei einem so ganz vortrefflichen Beispiel bleibt es aber eben so auffallend, daß nicht alle Freunde des organischen Gesetzeswachsens nach diesem Mekka des Rechts gewandert sind, und von der heiligen Kaaba sich Trost gegen unsre unhistorische Rechtsverfassung geholt haben. Hier ist noch die vortreffliche Differenz des Zivilrechts und des prätorischen Rechts, der Courts of common law und of equity, und Jemand, der zu Eduards III. Zeiten gestorben ist, würde noch heute in einer Grafschaftsassise ohne große Verwunderung erwachen können. Ein solcher Zustand verdient es, ohne Ueberschätzung, die der Wissenschaft zuwider ist, und ohne Geringschätzung, die sich von selbst rächen würde, dargestellt zu werden." — Deutlicher äußert sich Gans, wo er Guizot's Buch über die englische Revolution kritisirt, und wo er gegen diesen die Verschiedenheit der englischen Revolution von der französischen behauptet, und zwar zum Vortheil der französischen

behauptet. „Die englische" — sagt er — „hat nur als eine partikuläre Begebenheit und als Gegensatz zu den herrschenden Vorstellungen Aufsehn erregt; sie trat aus lokalen Verhältnissen zu einer Zeit auf, wo in Europa ganz umgekehrte Verhältnisse aufkamen, die noch 150 Jahre lang festwurzeln sollten, sie geschah, als gerade die absolute Gewalt überall beliebt und anerkannt war." — „Für England hat diese Revolution weiter keinen Nutzen gebracht, als daß sich die alten Institutionen fester gemacht, daß sie an Anerkennung und Liebe, so wie daran gewonnen haben, ein Bedürfniß, ein Gefühl, eine Lebensnothwendigkeit zu werden. Diese Revolution hat England das Mittelalter, das es allein, wie andere Völker, durch die gewiß glückliche Krise der Alleinherrschaft hätte verlieren können, noch einmal eingeimpft; es wäre vielleicht besser daran gewesen, wenn es seine alten Freiheiten einmal glücklich verloren hätte, um neue gründlich dafür wieder zu gewinnen. So aber hat die Restauration und später Wilhelm III. das alte England der Plantagenets wiedergefunden, um eine zweite aber unveränderte Ausgabe der Konstitution an den Tag zu bringen; das Eigenthum ist unfrei und Lehen geblieben, wie bisher; die Gerichte und Gesetze haben ihre krause mittelalterliche Stellung und Bildung nicht verloren; durch den in wenig Händen gehäuften Landbesitz ist ein unerträglicher Gegensatz zwischen Reichen und Proletariern entstanden; Alles bewegt sich in langsamen, steifen, feudalistischen Formen; nur die bürgerliche Gesellschaft, ihr Handel, ihre Gewerbe sind fortgeschritten, und finden sich, weil der englische Staat ihnen nicht mehr anpassend ist, genöthigt, eigene Staaten, wie die Ostindische Kompagnie, zu gründen. Auf das übrige Europa aber hat die englische Revolution nicht den mindesten Einfluß gehabt. Die Monarchie Ludwigs XIV. ist davon nicht einen Augenblick erschüttert worden. In Spanien, in Dänemark, in Deutschland sogar erstarkte die Gewalt der Landesfürsten immer mehr, und wie Herr Guizot mit Recht, jedoch in seinem Sinne, sagt, ohne die französische Revolution wäre die englische nicht einmal verstanden worden. Betrachten wir dagegen die französische Revolution, so ist dies eine ganz allgemeine, alle Völker mit in sich verwickelnde Begebenheit; sie ist nicht, wie die englische, gegen herrschende und beliebte Grundsätze entstanden, sondern vielmehr aus herrschenden und beliebten Grundsätzen, die in den Gemüthern, in Schriften, und im geselligen Leben längst ihre Anerkennung gefunden hatten, hervorgegangen; sie fand die absolute Gewalt in Mißkredit, und sich selbst als präsumtiven Thronfolger; sie bewegte sich nicht nach besondern Bedürfnissen, sondern nach immanenten, von den Organen der Vollführung ganz unabhängigen Gedankenbestimmungen; sie hat darum

auch nicht bei irgend einem Punkte still stehen und sich beruhigen können, vielmehr hat sie, weil ihr Triebwerk Gedanken als solche in ihrer eigensten Form waren, bis dahin gehen müssen, wo die Gedanken vor- oder nachrücken, sie hat darum, wie eine vollkommene Metaphysik, sich nicht blos um den Staat bekümmert, sondern sie ist zurückgegangen bis in den Anfang, bis in das Seyn und Nichts; sie hat alle Existenzen vernichtet, die Breite, welche in dem Stande, in der Habe, in der Behaglichkeit und in der Ruhe liegt, mit konsequentem Gange aufgehoben; und weil die Persönlichkeit selber eine Habe ist, so hat sie in der Vernichtung als solcher und ohne Zweck, im Tode und im Schrecken ihre Spitze erreicht. Dann ist sie zu einer Ordnung und zum Staate zurückgekehrt, aber zu einem schwachen, denn auf die Energie des Schreckens konnte kein starker Staat mehr folgen. Diese Macht kam ihm erst wieder, als die vereinzelten und nunmehr beweglicheren Kräfte zur erobernden Herrschaft der Militärmonarchie wurden, auf deren Sturz sich dann die vernünftige oder konstitutionelle Monarchie erhebt. Die französische Revolution, sowohl die innere, als die erobernde, ist nicht, wie die englische, das Resultat von Zuständen, sondern das Werk von Theorien und Gedanken. Deßwegen ist sie eine allgemeine Begebenheit, keine auf die Geschichte eines Volkes beschränkte; von ihr beginnt die Geschichte eine neue Epoche, von der englischen erzählt man unter Anderm; die eine hängt mit der Bildung des Menschengeschlechts, die andre mit der Bildung eines Volkes zusammen."

Man sieht, die Vorliebe für Abstraktion und für Frankreich erfüllt ihn dergestalt, daß er sich zu der auch seiner Philosophie nach ganz unphilosophischen Aeußerung hinreißen läßt: „auf das übrige Europa hat die englische Revolution nicht den geringsten Einfluß gehabt," eine Aeußerung, deren Unwahrheit ihm sonst so gut, wie uns, einleuchtete. Denn er wußte, wie Montesquieu, Voltaire, Mirabeau, und wie viele Mitglieder der Constituante unmittelbar an England ihre politischen Ideale genährt hatten; — wenn denn überhaupt Spezielles gegen eine so allgemeine Unrichtigkeit aufgeführt seyn sollte. Er wußte ferner, daß diese Ueberbeweglichkeit der französischen Zustände, die eben vom Mangel organischen Wachsthums herrühren, und vom Uebelstande allzu beliebiger, an keinen Geschichtswuchs eingerankter Theorie, nichts absolut Lobenswerthes seyen; er wußte, daß diese in's Lose hingebaute konstitutionelle Monarchie Frankreichs keineswegs das realisirte Ideal eines Staates vorstelle, aber in Ermanglung eines bessern Beweises gegen die allzu mechanische Gestaltung der buchstäblich-geschichtlichen Rechtsweise schlug er für Frankreich immer ein paar Streiche mehr, als er Anfangs vor

sich selbst verantworten konnte, und später, eingefochten in die Aufgabe, vergaß er wohl auch, daß er um Opposition und Beweises halber gegen sein eigenes Wissen Partei nehme.

Gans führte auch — gegen alle sonstige Vorliebe deutscher Professoren — die Sache französischer Gelehrsamkeit, und versicherte, daß ihm, trotz aller vornehmen Verachtung, womit deutsche Historiker lange auf die Franzosen herabgesehen, wenig deutsche Werke bekannt seyen, von denen zu rühmen wäre, daß sie, wie z. B. das Guizot'sche, ihren Stoff und deren Gedanken allein hätten sprechen lassen, daß die Verfasser ihre persönlichen Neigungen, Meinungen, und Ansichten so ganz in ihren Gegenstand aufgehen zu lassen gewußt hätten, wie Guizot es vermocht. Nicht einmal auf die Uebung und Kenntniß in handelnder Politik beruft er sich, welche in Frankreich dem Historiker so sehr zu Hilfe kommt.

Damals war Lerminier noch nicht in die Popular-Ungunst gefallen, welche jetzt seinen Einfluß so sehr verringert, und er mit St. Marc Girardin führte den Reigen einer hoffnungsvollen französischen Wissenschaftlichkeit, die mit deutscher Art in lebhafter Verbindung, mit Gans persönlich in lebhafter Freundschaft war. Ueber Lerminiers Einleitung zur Rechtsgeschichte sprach Gans damals seine Theilnahme folgendermaßen aus:

„Unter allen neueren Völkern, die ein gebildetes Recht besitzen, stehen die Franzosen, in Beziehung auf die Fähigkeit, dieses Recht auszuführen und nach allen seinen Seiten praktisch zu durchdringen, unstreitig obenan. Ihr feiner juristischer Verstand, der sich dem der alten Römer vergleichen läßt, die Gabe, speziellen Verhältnissen bald die allgemeine Grundlage abzugewinnen, endlich der zu einer scharfen und präzisen Jurisprudenz besonders geeignete Bau ihrer Sprache, die, aller weitschweifigen Vor- und Nebenwerke entbehrend, gleich in das Innere der Sachen führt, sind der Grund eines Vorzugs, der kaum von irgend Einem unbemerkt bleiben kann."

„Trotz dem ist seit mehreren Jahren eine große Verehrung deutscher Rechtswissenschaft in Frankreich erwacht: man hat auf Deutschland als auf das gelobte Land der Jurisprudenz hingewiesen, deutsche Werke beurtheilt, anempfohlen, und übersetzt, und das Studium der Rechtswissenschaft nach deutscher Weise einzurichten und zu erneuern gesucht. Die Männer, die Dies zu thun unternahmen, mußten aber ihre Bestrebungen mit dem Titel der Deutschen Schule oder Sekte büßen, der, so viel ich weiß, von Herrn Dupin dem Aeltern, und zwar nicht im ehrenvollsten Sinne, denselben beigelegt worden ist. An der Spitze dieser

sogenannten deutschen Richtung stand vor wenigen Jahren mein leider zu früh verewigter Freund Jourdan, der besonders für die deutsche Behandlungsart der Wissenschaft Geschmack und Liebe hatte."

„Wie kommt nun das vorzugsweise juristische Volk dazu, uns nur einigermaßen als Muster oder Vorgänger benutzen zu wollen, und haben Diejenigen nicht Recht, die diesen Hinblick auf Deutschland als eine Verirrung, oder, mild genommen, als etwas Ueberflüssiges ansehen? Handelte es sich darum, unserer deutschen Praxis Etwas abgewinnen zu wollen, oder dem Rechte als Kunst eine weitere Ausbildung zu geben, so könnte man allerdings nicht begreifen, wie Franzosen auf den seltsamen Einfall kämen, aus Deutschland Hilfsmittel einzuführen, die sie in ihrem eigenen Wesen auf eine entschiedene Weise besser besitzen; es würden abermals Eulen nach Athen seyn, und man könnte es nicht verargen, wenn diese Bestrebungen keine besondere Aufnahme zu erwarten hätten. Anders verhält es sich jedoch mit Dem, was unterschieden von der Rechtskunde die Rechtswissenschaft bildet. Die Deutschen, welche seit den letzten vierzig Jahren theoretisch ungefähr denselben Gang eingeschlagen haben, welchen die Franzosen praktisch bahnten, sind sowohl in den Weisen, das Recht zu begründen und zu betrachten, als auch in Beziehung auf historische und philosophische Ausführungen, durch eine Menge von Systemen, Monographien, geschichtlichen Darstellungen und Arbeiten anderer Art so sehr bereichert worden, daß sie, den übrigen Völkern Europa's gegenüber, fast das einzige zu seyn scheinen, das sich einer wahrhaften Blüte in der theoretischen Jurisprudenz erfreut. Diese Blüte ist indessen keine ganz selbständige, sie legt kein Zeugniß für den eigenthümlichen juristischen Geist, in dem wir vielmehr vollkommen zurückstehen, ab, sondern sie hat in den Fortschritten ihre Wurzel, welche die beiden elterlichen Wissenschaften, die Philosophie und Geschichte, gemacht haben. Wie eine Tochter erfreut sie sich des Wohlstandes des elterlichen Hauses, genießt ihn, darf ihn zum eigenen Nutzen anwenden, und erscheint den Andern, die in dies häusliche Verhältniß nicht näher eindringen können, selbst reich und in blühendem Zustande. Ohne die große Revolution, welche seit Kant die deutsche Philosophie durchzumachen hatte, würde sich die Rechtswissenschaft bei uns noch in erbärmlichen Kategorien herumbewegen, und die historische Schule hat sich im Grunde nur bei der Philologie die feineren Werkzeuge geborgt, welche sie überdies oft genug ungeschickt und mit einer Pedanterie anwendet, welche diese bisweilen als geborgte hervortreten läßt."

Die Theilnahme an deutscher Jurisprudenz bei den Franzosen,

fährt er fort, dankten wir also der deutschen Philosophie, Philologie, und, „insofern diese in ihrem weiteren Sinne erscheint, der deutschen Geschichtskunde.“

Er lobt nun an Lerminiers Buche eine rege Begeisterung, wie man sie in unsern juristischen Büchern selten finde, die frische Form, den wahrhaften Ernst, in die Wissenschaft einzudringen, die Offenheit, womit Männer und Sachen betrachtet werden. Die Ansicht des Verfassers über das Recht sey völlig frei von jenen einseitigen Auffassungsweisen, die in Deutschland mehr oder minder zur Tagesordnung gehören.

Ich hebe einseitig diese franzosenfreundlichen Urtheile hervor, theils um zu zeigen, daß sie bis tief in die dreißiger Jahre nicht blos bei der lebhaften revolutionären Jugend Deutschlands, und nur bei oberflächlicher Bildung gelebt haben, wie man gern behauptet, theils um die eigenthümliche Stellung zu erklären, welche hierdurch ein gründlich gebildeter deutscher Professor erhalten mußte. Denn diese Seite war es, wodurch Gans seine eigenthümliche Stellung begründete, eine Stellung in Deutschland, und auch eine in Frankreich unter den bedeutendern theoretischen Köpfen dort. Daß Gans vollkommen französisch sprach — ein Vorzug, den vielleicht nicht zehn gründlich gebildete Autoren in Deutschland mit ihm theilen — war natürlich äußerst behilflich dazu. Glaube man deßhalb nicht, daß Gans in seiner ihm oft selbst verborgenen innersten Kenntniß die Uebelstände französischen Wesens nicht gekannt, daß er nicht ihre Anpreisung für Deutschland im Wesentlichen als Oppositionsmaxime betrieben habe, gegen Unbeholfenheit und Schlendrian der Heimath! Es könnte an Börne erinnert werden, auch später noch, wo eingestanden werden muß, daß solche Taktik ihr sehr Gefährliches habe, und den Führer derselben zumeist selbst mit den von ihm aufgerührten Wogen bedecke. Ist uns nicht von Gentz neuerdings ein Brief aus dem Jahre 1805 mitgetheilt worden, worin er, ganz und gar nicht absolutistisch gesinnt, die absolutistische Rolle wie eine taktische Aufgabe übernimmt? Und ließ ihn die Aufgabe wieder los, als der Gegensatz verschwunden war? Dies Tragische solcher Mission hat auch Gans an den Locken gestreift, und der zeitige Tod hat ihm vielleicht die schwierige Vollendung erspart, die nach vollbrachter Erweckung deutscher Politik nöthig geworden wäre. Daß Gentz 1815 nicht starb, Börne und Gans aber noch in den dreißiger Jahren hinweggenommen wurden, ist jenem vielleicht eine Ungunst, diesen vielleicht eine Gunst des Schicksals gewesen. So geneigt sind wir, ein wissendes Fatum im Geschehen herauszufinden!

Bei Michelet, dem genialſten Hiſtoriker Frankreichs, entſchlüpft Gans ein Zeugniß, daß hinter ſeiner Taktik noch eine ganz andere Welt ruhe. Michelet nennt Frankreich für künftige Zeiten den Steuermann im Schiffe der Menſchheit, und Gans ſagt dazu: „Man könnte gegen dieſe Auffaſſung erinnern, daß, wenn auch die Franzoſen allerdings die Haupt-Werkmeiſter der heutigen Weltgeſchichte ſind, ſie doch nur ein ſehr einſeitiges Moment derſelben abgeben.“ Ferner ſagt er: „Was iſt es, das heute Frankreich zum Anführer und zum erſten Staate der europäiſchen Ziviliſation macht? Unſtreitig nichts Anderes, als jener germaniſche Geiſt, der hier nicht, wie in Italien und Spanien, in die lateiniſche Grundlage ſich verloren, ſondern dieſelbe aufgenommen und bearbeitet hat. Daß die Franzoſen nicht, wie die andern romaniſchen Völker, lediglich dem Mittelalter, ſondern weſentlich der heutigen Welt angehören, iſt in der großen Kraft der fränkiſchen Bevölkerung zu ſuchen, welche hier niemals ſich zerſtören ließ. Sind es die Nord- oder Südfranzoſen, die Länder des Gewohnheits- oder die des römiſchen Rechts, die jene Bedeutung und dieſe Geſchichte hervorriefen?“

Gans hatte von früh auf franzöſiſch getrieben; im Jahre 1825 kam er zum erſten Male nach Paris, kurz vor den Sommertagen, da Karl X. in Rheims gekrönt wurde. Profeſſor Couſin, den er aus Berlin kannte, wo der Franzoſe in Gefangenſchaft geweſen war, führte ihn zu Paris ein, und neben ihm thaten es die Landsleute Alexander von Humboldt und Koreff. Er ſah Benjamin Conſtant, Oelsner, Eckſtein. Der Baron von Eckſtein, jetzt noch ein regelmäßiger Korreſpondent aus Paris für die Allgemeine Zeitung, „gehörte zu den katholiſch gewordenen Deutſchen, die erſt mit der Reſtauration nach Frankreich gekommen waren. Er zeichnete ſich darin vor den Franzoſen aus, daß ſeine abſolut royaliſtiſche Geſinnung nicht auf Leidenſchaften, ſondern auf einer wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung ruhte. Es war die Haller'ſche Staatsphiloſophie, es waren die theoretiſchen Grundſätze von Adam Müller und von Friedrich v. Schlegel, die er als Adept vertheidigte und verbreitete, und die immer nur geeignet waren, einen ſehr kleinen Kreis Solcher zu finden, die ſie verſtanden. Als Redakteur des Drapeau blanc hatte er ſich manchmal auch wiederum recht freiſinnig gezeigt, und Couſin war ihm zu Dank wegen der ſtarken Vertheidigung ſeiner Sache verpflichtet. Das Gemiſch dieſer theoretiſch-abſolutiſtiſchen Prinzipien und der Nothwendigkeit einer wiſſenſchaftlichen Unterlage, welche immer wieder das Denken, und ſomit auch die Freiheit in die Betrachtung hineinbrachten, das Bedürfniß, die Fortſchritte, welche die Phi-

losophie in Deutschland gemacht hatte, nicht unbeachtet zu lassen; endlich das Studium des orientalischen Rechts," welches Gans zuerst als ein „nothwendiges Moment der Rechtsgeschichte einverleibt hatte," brachten sie öfter zusammen, und Gans rühmt, daß sich Eckstein von der damals herrschenden Bitterkeit und Härte der Parteiung frei gezeigt habe. Er war „zur Zeit Sekretär bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Damas, der sich selbst nicht ganz zu jenen Maßregeln hinneigte, wodurch hauptsächlich das Ministerium Villèle gestürzt wurde."

Durch den aus Sachsen stammenden Hase, der als Bibliothekar und Mitglied des Instituts noch jetzt in Paris, inmitten des französischen Wissenschaftslebens, als naturalisirter Franzose lebt, wurde Gans mit Abel Remusat und Raoul Rochette bekannt. Mit dem liebenswürdigen, das Chinesische kultivirenden Remusat hatte Gans zum öfteren Streit, „in wie fern das Studium der orientalischen Sprachen und Geschichte in dem unendlichen Umfange, wie es betrieben zu werden anfing, nicht im Ganzen eher schädlich als nützlich für diejenigen Disziplinen sey, denen doch ein höherer Werth und eine höhere Ausbildung nicht abgesprochen werden könne." „Die Wichtigkeit, die man auf den Orient legte, sah damals in Frankreich wie ein Aufgeben aller Forschungen in Beziehung auf die abendländische Welt aus, und der Reichthum des im Orient wie in der Natur äußerlich Nebeneinanderstehenden wurde oft irrthümlicherweise als etwas sehr Intensives und uns Uebertreffendes betrachtet." Remusat hielt aber die Sprüche des Konfutse für interessanter, als die Politik, und bestritt es heftig, wenn sie langweilig genannt wurden.

Bei Remusat sah Gans öfter den Orientalisten Klaproth, „der neulich mit Hinterlassung voluminöser Kenntnisse und eines zweideutigen Rufes gestorben ist." Außerdem verkehrte Gans mit dem schon erwähnten Jourdan, mit dem Marquis von Pastoret, mit Cuvier, mit Gérard, dem Mahler, dessen Salon so berühmt war. Cuviers großes, scharfsinniges Wissen herausstellend, findet ihn Gans in der Politik schwach, und sagt, er sey mehr Administrator als Staatsmann gewesen. „Seine umfassenden Kenntnisse machten ihn im Staatsrathe unentbehrlich, und der sonst siegreichen Deklamation setzte er häufig genug übersehene Fakta entgegen. Mit diesem positiven Vorrathe ausgerüstet, hielt er sich auch unter allen Administrationen, unter der (damaligen) des Herrn von Villèle, wie unter Ludwig Philipp: man übersah seine Schwächen, welche lediglich in der politischen Charakterlosigkeit lagen, und benützte seine Kenntnisse, die keiner Verwaltung entbehrlich schienen."

Nach längerem Aufenthalte in Paris macht ihn Couſin auch mit Royer Collard bekannt, der wegen Maßes, Ruhe, und Tiefe in Deutſchland höchſt angeſehen war. Gans fand ihn wortkarg, ernſt, gediegen, dem Parlamentsleben vor der Revolution, der Pietät für den Monarchismus zugeneigt, aber dem Fortſchritt der Zeit und deſſen Forderungen deßhalb doch keineswegs verſchloſſen, vielmehr, ungewöhnlich franzöſiſch, nach einer organiſchen, geſchichtlichen Entwicklung des Neuen aus dem Alten trachtend. Collard hat ein lebhaftes Bedauern ausgedrückt, nicht deutſch zu verſtehen, und dadurch von den deutſchen Philoſophen abgeſchloſſen zu ſeyn.

Die Regierung Karls X. begann unter merkwürdigen Zeichen: man kannte, fürchtete, und haßte deſſen Verbindung mit dem Prieſterthume und deſſen Stuart-Sympathien. Und doch repräſentirte er, wie Franz I., wie Heinrich IV., wie Ludwig XIV., im Salon und zu Roſſe einen echt franzöſiſchen König, und es war Nichts einzuwenden gegen den Titel eines **premier gentilhomme du royaume**, wie er für alle Franzoſen bezaubernd iſt. Ja, dieſer König des Unglücks begann mit der populärſten Maßregel: er hob die Zenſur auf, und man jauchzte ihm zu, — Flitterwochen, die nur zu bald vergingen. Bald wollte man der Preſſe an's Leben, und in der Robe eines Advokaten wohnte Gans dem erſten Tendenzprozeſſe bei, der Paris im Innerſten aufregte und zu Ungunſten der Regierung entſchieden wurde. Wie man immer in der Fremde ſeines Patriotismus erſt gewahr wird, ſo auch Gans ſelbſt im Augenblick, da Alles jauchzt über dieſen franzöſiſchen Richterſpruch. Ein Franzos der Robe ruft ihm zu: „Nun, deutſcher Doktor, habt Ihr bei Euch ſolche Unabhängigkeit der Gerichte?“ und Gans antwortet: „Wir haben noch mehr, wir haben keine Jeſuiten, gegen die uns ein Gericht zu ſchützen brauchte!“

Die Stimmung in Paris wurde um jene Zeit noch geſteigert durch den Tod des Generals Foy, durch deſſen Leichenbegängniß und Périers Appellation am Grabe, die Familie des Generals zu adoptiren. Man unterzeichnete eine Million Franken für ein Monument und die Familie Foy's, der nicht ſowohl durch ſeine Kriegsthaten, als durch die unerſchrockene Kammeropoſition populär war, die er neben Périer an der Spitze von blos neunzehn Deputirten gegen die ganze Kammer machte.

Gans gerieth denn auch in's geiſtige Zentrum all jener Reſtauration, welches von innen heraus den Umſchwung vorbereitete, unter die Geſellſchaft des **Globe**, eines Journals, was alle junge Blüte des damaligen Frankreichs um ſich verſammelte, und was, gegen franzöſiſche Journalgewohnheit, in allerlei wiſſenſchaftlicher Richtung, „in

Eifer für fremde und einheimische Literatur," eine andere französische Zukunft vorbereitete. In der Nationalökonomie verfocht Duchatel, der spätere Minister, die freisten Ansichten, in der Literatur ward die leuchtende Fahne der Romantik aufgezogen, nicht die Romantik des Gräuels, sondern die des nicht blos konventionellen Interesses. Göthe besonders wurde dort neben Shakespeare gefeiert, und es ist bekannt, wie oft dies Journal den alten Herrn gelabt und seine Hoffnungen auf eine Weltliteratur gestärkt hat. Die sogenannten Doktrinäre, damals in gleichem Schritte mit der Opposition des Landes, waren die politische Seele des Globe. Von den Historikern hielten Thierry, Mignet, Thiers, Guizot dazu, wenn auch Thiers und Mignet nicht zur Redaktion gehörten. Guizot war schon damals als Doktrinär eine Hauptstütze des Journals, er war mit seinen Genossen noch jünger, frischer, freier von Pedanterie, womit sie sich später so viel Vorwürfe zugezogen haben, nicht schwerwiegende, aber doch Vorwürfe. Alle Montag Abend war Gans bei Dubois, dem Hauptredakteur, zu finden, welcher an diesen Abenden die Blüte des Landes bei sich empfing. So sah er die Julirevolution sich entwickeln, und ging Ende des Jahres fünfundzwanzig wieder nach Berlin, fest überzeugt, Frankreich gehe einer großen Krisis entgegen.

Gans sagte sie zuversichtlich voraus, und nahm im Frühjahre 1830 Urlaub, um sie in Paris selbst mit zu erleben. Seine Abreise verzögerte sich, er ward in Berlin noch mit St. Marc Girardin, einem Redakteur des Journal des Debats, bekannt, und sagte diesem im Mai die Juliordonnanzen vorher. „Wer wird dann herrschen?" fragte Girardin. — „Der Herzog von Orleans!" erwiederte Gans. „Ah, bah!" und es ward darüber gescherzt. In der Aula bei der Geburtstagsfeier Friedrich Wilhelms III. erfuhr Gans die ersten Nachrichten von der Julirevolution, und nun war kein Halten mehr, Mitte August war er auf dem Wege nach Paris. Der Wechsel, den er in Paris fand, elektrisirte ihn; was vor sechs Wochen noch „stille Opponenten, disponible oder zurückgezogene Offiziere, mit Landwirthschaft oder Literatur beschäftigt gewesen," das war jetzt durch eine Unterschrift an der Herrschaft. „So rasche Verläufe, solche Krisen, welche die Gestalt und Leichtigkeit von Schwenkungen und Evolutionen haben, können nur in Frankreich vor sich gehen, wo Alles auf das Allgemeine hingewendet ist, und wo dramatische Entwicklungen nicht blos poetisch gedacht, sondern auch thatsächlich ausgeführt werden."

Wie viel aber auch neue, wichtige Bekanntschaften ihm nahe treten — Broglie, Lafayette, St. Aulaire, Rossi, Villemain u. s. w. —

wie bunt und interessant die neue Welt sich aufrollt, der lebhafte Franzosenfreund Gans entwickelt in sich gerade bei diesem Aufenthalte 1830 die ganze tiefere Sorge des deutschen Denkers! Die alten Notabilitäten, die kaum gesiegt, erscheinen ihm vielmehr bekümmert, als erfreut, traurig wenigstens in der Freude, zum Theil abgenützt. Wie? Ja, er sieht ihnen Nichts an, als die Sorge, daß ein ganzes Staatsleben so beispiellos rasch gewendet werden kann; — wer steht uns denn nun für das Staatsleben, was wir organisiren? So gelangt denn Gans, ihm selbst fast unmerklich, zum längsten Verweilen bei Denjenigen, die sich auch neben dem Julisiege mit der tieferen Spekulation für einen zukünftigen Staat abgeben, er gelangt zu den Simonisten. Wie deutsch! Die Hoffnungen und Bestrebungen von 1825 haben kaum gesiegt, so interessiren sie ihn auch als fertige Thatsächlichkeiten viel weniger, denn die neuauftauchende Theorie. Benjamin Constant, gebeugt unter dem Siege, erzählt ihm, daß er den Simonisten vor einem Jahre den Rath gegeben: sie sollten aus ihren Grundsätzen eine Religion machen, um Verbreitung dafür zu gewinnen. Gans findet unter den Simonisten als einen Sprecher Jules Le Chevalier, „der in Berlin gewesen war, um sich in der Philosophie etwas umzusehen," und der denn auch einige Wendungen Hegel'scher Philosophie der Geschichte dem Simonismus einverleibt hatte. „Das Hauptdogma dieser neuen religiösen Offenbarung war einzig und allein, daß das Christenthum Gott lediglich als Geist gefaßt, somit einen Dualismus zwischen Geist und Materie geschaffen habe, welcher letztere dadurch als entgöttert betrachtet werden müsse. Da aber Gott weder allein dem Himmel, noch allein der Erde angehöre, so sey er eben so wohl im Fleische, als außer demselben, und Fleisch und Geist seyen in Liebe verbunden. Die Religion hat sich also um die endlichen Interessen zu bekümmern, sie mit ähnlicher Fürsorge, als die geistigen, zu begreifen und zu ordnen. Ueberhaupt fällt Nichts außerhalb der Religion."

Gans hielt diese Polemik gegen das Christenthum für verfehlt; er hält den Geist des Christenthums nicht für so reinen Geist, sondern sagt: er sey in die Welt gegangen, habe sie durchdrungen und nach seinem Muster gebildet. Die nach und nach bewerkstelligten Emanzipationen seyen eben die Verweltlichung des Christenthums. Kurz, seine Polemik gegen das innere Dogma des Simonismus ist von keiner großen Bedeutung, und stützt sich unter Anderem auch darauf, daß er von jungen Leuten ausgehe, die, in Ueppigkeit der Welt aufgewachsen, keine Märtyrer seyn könnten. „Die christlichen Märtyrer," habe Ville-

main gesagt, da sie mit Simonisten im Rocher de Cancale gespeist, „hätten nicht im Rocher de Cancale dinirt."

Die Theorie der Simonisten geringschätzend, oder vielmehr das Formelle, was sie dafür ausgaben, preist Gans dagegen den feinen praktischen Takt, womit sie ihre eigene Zeit beurtheilt. Das ganze philosophisch-historische Gerüst sey ihnen auch nur eine Nebensache gewesen, und sie hätten dem Liberalismus die Schwäche der Produktion angesehen und dieser abhelfen wollen. Was dieser denn endlich produzirt, wie zum Beispiel die Eisenbahnnetze, Das hätte allerdings Le Chevalier schon 1825 im Globe vorgeschlagen.

„In der Angabe des Standpunktes," sagt Gans, „den der Liberalismus, um inhaltsmäßig und organisch zu werden, annehmen müsse, haben die St. Simonisten, wie ich glaube, geirrt. Sie haben allen Zufall und alles Besitzthum, welches durch Zufall kommt, ausschließen wollen, und nicht gesehen, daß derselbe dennoch wiederum zu der Thüre hereinschlüpft, die man ihm verschließen wollte. Denn wenn Fähigkeit auch der letzte Träger der Glücksgüter seyn soll, wo ist der Messer dieser Fähigkeit? Würden Gunst und Abneigung, Leidenschaft und menschliche Regungen, die doch nicht verbannt werden können, in der Beurtheilung der Fähigkeit nicht irren? Gibt es einen objektiven Regulator, und ist nicht die Konkurrenz selbst das sicherste Mittel, die Fähigkeit herauszustellen?"

Aber haben denn die Simonisten die Konkurrenz ausgeschlossen? War sie ihnen nicht gerade Mittelpunkt ihrer Staatsbewegung? Was am meisten vermag, sollte ja das Meiste gelten.

„Das Eigenthum, welches die Einzelnen nur im Namen des Staates, je nach ihrer Fähigkeit genießen sollen, das Erbrecht, welches durch diese Bestimmung wegfällt, wird auch dem Individuum die Basis seiner Individualität und Besonderheit nehmen. In dem fehlenden Erbrecht wird sogar die moralische Seite des Eigenthums verloren gehen, die dieses nicht entbehren kann. Werden die Leute, die ihre Kinder kaum kennen, die für dieselben nicht arbeiten, eben so fleißig und thätig als die seyn, welche für sich eine Zukunft auch in der Zeit erblicken, in welcher sie nicht mehr existiren werden? Oder darf man annehmen, daß jemals ein Mensch in der Allgemeinheit, im Staate einen Ersatz für Das haben könne, was er in der Familie verliert?"

Das Aufgeben der Familie konnte allerdings nur in Frankreich entstehen, wo man in der allgemeinen Pensionserziehung sich daran gewöhnt hat, die Kinder wegzugeben und erst als Erwachsene wiederzu-

sehen. Aber glücken konnte es auch in Frankreich nicht, wo Eltern- und Kindesliebe überall unzerreißbar stark sich darstellt.

„Dann tritt," fährt Gans fort, „gegen die Grundlage der Fähigkeit ein weiterer Beschwerdepunkt auf, nämlich der, daß es am Ende doch auch ein Privilegium ist, daß dem Einen der Beruf geworden, und dem Andern nicht. Soll der Unfähige nun ganz verstoßen seyn, und nicht im Glücke und Zufall einen möglichen Ersatz für seine Dummheit finden?"

In diesem Sophisma begegnet Gans dem Börne. Für Beide, die sich nirgends auf poetische Vorliebe berufen wollen und können, ist es ein Sophisma. Was daran wahr ist, gehört einer andern Betrachtungsweise, nicht der ihrigen, nicht ihrem sonst überall geforderten Prinzipe der Würdigkeit und Tüchtigkeit. Wollten sie denn sonstwo ein erbliches Privilegium gestatten? Befehdeten sie nicht sonst überall die Poesie des Zufalls und des unverdienten Gewinnes?

In dieser ihm nicht ganz richtigen und wahren Stellung fährt Gans tiefer eindringend fort: „Das Uebel der Konkurrenz oder des Kriegs und Kampfes in der bürgerlichen Gesellschaft, das in Ordnung und Hierarchie verwandelt werden müsse, ist, wie ich glaube, ganz irrig von den St. Simonisten betrachtet worden. Daß in diesem Kampfe Manche untergehen, daß das Geschrei **sauve qui peut**! nicht undeutlich zu vernehmen ist, läßt sich nicht läugnen. Aber glauben denn die St. Simonisten an eine allgemeine Zufriedenheit, wenn der Stand der Liebe und des Priesterthums seine Einrichtungen treffen, und den Eingebildeten und Dünkelhaften in eine niedrige Sphäre stellen wird? Dürfte denn dieser nicht glauben, allein würde er sich schon helfen, und eine höhere Stufe erklimmen? Wie in der Idee die niedrigere Sphäre der Reflexion enthalten ist, so in dem Staate die untergeordnetere Stellung der bürgerlichen Gesellschaft. Aus ihr läßt sich der reflektive Charakter nicht scheiden: sie kann nicht selbst zum Staate erhoben werden. Das Allgemeine an ihr sind die Gedanken, die sich, trotz der Isolirtheit und des Kampfes, in ihr festsetzen, und die am Ende auf Resultate und wissenschaftliche Zusammenfassungen führen. Wer aber die Konkurrenz von ihr ausschließen will, der erschafft eine andere Sklaverei der Aufsicht, welche, selbst wenn sie glücklichere Verhältnisse böte, nicht zu ertragen wäre. Das Alterthum arbeitete mit seinen Sklaven; wir mit unsern eigenen Personen. Dafür gehört aber auch die Person sich selber an, und ihr Glück oder Unglück, Erfolg oder Mißgeschick nehmen, hieße ihr heute die einzige Poesie entziehen, deren sie fähig ist. Denn die negativen Seiten des Lebens gehören auch dazu: wie das

Gute das Böse voraussetzt, so muß ein volles Unglück möglich seyn, damit das Glück eine konkrete und angemessene Gestalt empfange. Doch inmitten dieser Gedankenwirren haben die St. Simonisten wieder etwas Großes gesagt: — sie haben richtig bemerkt, daß die Sklaverei eigentlich noch nicht vorüber sey." — Gans meint das Schicksal der Armen: „Dieses, daß der Staat für die ärmste und zahlreichste Klasse zu sorgen habe, daß, wenn sie arbeiten will, sie niemals einer ihr angemessenen Beschäftigung entbehren dürfe." — „Das Mittelalter mit seinen Zünften hatte eine organische Einrichtung für die Arbeit."

Aber was hatte der Proletarier von den Zünften? Hemmung und Ausschließung. Der Sklave des Alterthums war vor physischem Untergange sicher gestellt. „Die Zünfte sind zerstört, und können nie wieder errichtet werden. Aber sollte jetzt die freigelassene Arbeit aus der Korporation in die Despotie, aus der Herrschaft der Meister in die Herrschaft des Fabrikherrn verfallen? Gibt es kein Mittel dagegen? Allerdings. Es ist die freie Korporation, es ist die Vergesellschaftung." Nun vertheidigt er die Handwerker-Assoziationen, und kommt auf die mystischen Vorschläge Fourriers, denen sich Simonisten, wie Le Chevalier, mit Aufgeben ihrer tieferen Reformideen angeschlossen, auf die Errichtung von Phalansteren, die jetzt noch in Paris im Stillen und ohne große Macht arbeitet.

1835 kam Gans zum dritten Male nach Paris: der Zustand Frankreichs erscheint ihm gedrückt und unergiebig, zum ersten Male reist er mit dem Eindrucke zurück, die französische Hauptstadt sey ihm doch nicht so ganz unentbehrlich. Ist es nicht, als ob er damit sein eigen Todesurtheil gesprochen? Er hat Paris nicht wieder gesehen. Die nächste Ferienreise machte er nach Italien, was ihm, trotz seiner intimen Bekanntschaften mit Manzoni, Rosini ꝛc. gar nicht auf der Lebensseite lag. Was war ihm Natur! Ein hegelisch Unfertiges. Obwohl er Dies niemals in so streng hegelischem Ausdrucke bezeichnete, obwohl er mancherlei Verbindung mit poetischer Theilnahme besaß, welche Naturbilder als etwas an sich Reizendes deuten konnte, es ging doch immer auf die Deutung hinaus; das nicht blos pedantliche Weben der Künstlernatur war ihm versagt. Ich habe deßhalb mit allem Nachdruck sein Verhältniß zu Frankreich herausgehoben, und erwähne seiner Reisen nach England und Italien nur beiher, wiewohl er in beiden Ländern mit Hauptpersonen in Berührung trat, und den Gewinn davon klar darzulegen wußte. Frankreich, der immerwährend und laut sich bildende Staat, war ihm Alles: seine philosophische Grundbildung, sein juridisches Studium, seine Theilnahme am vaterländischen Staate, an

der Vaterstadt, Alles Das erhielt ihm das lebendige Leben erst in der Paralleliſirung mit Frankreich. Er war deßhalb doch ein Deutſcher, wie ſich bei näherem Eingehen in ſeine Perſönlichkeit zeigen wird, und der Werth ſeiner franzöſiſchen Anſchauungsweiſe beruhte juſt auf dem deutſchen Bildungsfonds. Aber die Aeußerungsweiſe, welche ihm angemeſſen und nothwendig wurde, ging durchaus auf franzöſiſche Art hinaus, ſie gab ſeinen Fähigkeiten und Vorzügen Farbe, Ton, und Faſſung; ſie gab ihm, unbeſchadet des ſtilleren perſönlichen Charakters, den öffentlichen Charakter, welchen man in Berlin mit dem Namen Eduard Gans bezeichnete, ſie brachte ihn gegen das Ende ſeines Lebens zu einer Einſeitigkeit des Standpunktes, der eigentlich unverhältmißmäßig war zu den Gans'ſchen Hilfsmitteln. Daß er nur noch in franzöſiſcher Weiſe ſtaatliche Entwicklung erwartete und forderte, war doch viel weniger, als er ſeiner Bildung und Einſicht nach fordern konnte, war doch wie ein allmählig groß gewachſenes Schickſal, das er erfüllen zu müſſen, dem er weichen zu müſſen ſchien, ſobald unſere Entwicklung neue Bahnen ſuchte.

Wackerer Fechter! Guter Gans! wie viel liebenswürdige deutſche Seiten beſaßeſt Du daneben! Freilich, wenn er in eine Geſellſchaft trat, dieſer mittelgroße, fleiſchige, roth und geſund ausſehende Mann, mit hervortretenden blauen Augen, und krauſem, hinter die hohe Stirn zurücktretendem ſchwarzen Haar, wenn dieſer, faſt immer im ſchwarzen Frack einhergehende, ſich ruhig und ſicher verbeugende, langſam und zuverſichtlich herzutretende Mann die Stimme erhob, und mit Umgehung aller kleinlich geſelligen Einleitung ohne Weiteres die Neuigkeit des Tages vortrug, ihr die Bahn der Beachtung vorzeichnete — dann glaubte man wohl, er komme ſo eben aus der franzöſiſchen Deputirtenkammer, und er entwickle eben auch für die Geſellſchaft eine Tagesordnung, wie ein Präſident Dies zu thun pflegt. Und doch geſchah Dies gar nicht ſteif oder pedantiſch: es war ſeine oratoriſche, politiſch-lebhafte Weiſe, Alles genau, mit Theilnahme aufzufaſſen, geordnet und zur Beachtung vorzutragen. Ein augenblickliches ernſthaftes Eingehen darauf intereſſirte ihn allerdings am meiſten, wie viel auch junge Mädchen umherſaßen, denen man andere Intereſſen zutrauen mußte; ging man aber nicht darauf ein, kehrte man's in Scherz, grub man ein anderes Geſpräch wie einen Graben dazwiſchen, ſo ließ er ſich's auch gefallen, warf die Truppen ſeines Vortrags nach einer andern Seite, und war nach wenigen Minuten in voller Bewegung für den neuen Stoff. Nur das kleine geſellige Reden, das Charpiezupfen der Unterhaltung, war ganz außer ſeinem Kreiſe; es mußte ihm ſtets zu

einem größer gerahmten Redenernste, zu einer weiteren Fassung kommen. Und Das gab er nicht so leicht auf, wenn die Gelegenheit nicht günstig schien, wenn er, spät kommend, in einem fernen Winkel des Zimmers ein Plätzchen mit Nachbarn gefunden hatte, die Nichts für ihn waren. Wie aus dem Walde erhob sich seine Stimme, und drängte die Hindernisse weg, und postirte sich mit Redner- und Professorenaplomb in den Mittelpunkt der Gesellschaft. Es war ihm durchaus nöthig, von der ganzen Gesellschaft gehört zu werden; die Unterhaltung blos mit den Nachbarn, ja selbst mit einem Nachbarkreise, war ihm uninteressant. Staatsmännischer Drang, Drang nach Oeffentlichkeit, Selbstgefühl, was allgemein beachtet seyn will, wirkten da wohl zusammen. Welch ein schönes Talent der Rede, Talent des Vortrages besaß er aber auch! In großen, wohlgefügten Sätzen, wie ein mächtiger Strom innerhalb hoher Uferfassung, drang seine Rede ohne die mindeste Stockung hervor, und stets war sie unter einen bedeutenden Gesichtspunkt gefaßt, der Anlaß mochte noch so unscheinbar aussehen. — Er war oft so freundlich, mich zum Mittagessen einzuladen, und da erinnere ich mich, daß mir sein Redetalent nach einer solchen Gelegenheit mehr als je imponirte. Es war heißer Sommer, die Hitze drückte unsere geistige Spannkraft nieder, und unser Mahl zu Zweien auf seinem Parterrezimmer in der Charlottenstraße war in Gespräch und Anregung ungewöhnlich karg und träg vorübergegangen. Die Zeit war auch ohne Sommer damals gedrückt und flau, und bot wenig Veranlassung. Klagen darüber, zu denen Gans immer bereit war, bieten wenig Leben, wenn sie durch keine Opposition belebt, durch keine Aussicht gehoben werden. Gans war von jenem säuerlichen Gesichtszuge, der ihn verdrießlich aussehen ließ, und der immer ein Anzeichen war, seine Produktionskraft sey zusammengezogen und unergiebig. Er hatte überhaupt nicht die Gabe des Austauschgespräches, des Eingehens, Wiedergebens, Abspringens, kurz, des Geflechts, was verschiedene Interessen anmuthig nebeneinander anzubringen weiß. Er schilderte, setzte auseinander, bewies; konnte er dafür nicht angeregt werden, so war es nur Lob allein, was ihn ein wenig ermunterte. Das hatte ich den Tag auch nicht passend und leicht zur Hand, und als wir nach dem Mahle unter den Linden spazieren gingen, sah es mit uns dürftig und kümmerlich aus, ja, es erschreckte mich seine Bemerkung, daß er jetzt noch in diesem Zustande der Unaufgelegtheit zwei Stunden hinter einander Kollegium lesen müsse über den heiklichsten Gegenstand von der Welt, über Staats- und Völkerrecht. „Ihr Schriftsteller habt's gut," sagte er, „Ihr schreibt, wenn Ihr könnt, wir aber müssen sprechen,

auch wenn wir nicht können; — kommen Sie mit hinein in's Auditorium, der neue Zuhörer wird mich vielleicht in etwas beleben."

Das that ich, er ging noch auf einige Minuten in's Konferenzzimmer, um den Gang des Vortrags in seinen Notizen zu übersehen, dann kam er, und sprach bei zwei Stunden lang über die schwierigsten Definitionen und Verhältnisse fließend und meisterhaft. So sehr war er im Stande, sich für eine wissenschaftliche Darstellung zusammenzuraffen, und so sehr stand ihm, war Dies einmal bewerkstelligt, das mannigfache, ununterbrochene Wort zu Gebote. Was einen Professor, einen öffentlichen Gerichtsredner, einen im Parlament sprechenden Staatsmann zu den glänzendsten Erfolgen befähigt, das besaß er. War's ein Wunder, daß er sich vorzugsweise einem Staatsverbande zuwendete, wo solche Fähigkeiten Raum und Auszeichnung finden? Wir sind ja immer am ergiebigsten, wo wir unsere Fähigkeit anerkannt wissen, und wir suchen besten Instinkts die Verhältnisse, welche uns selbst am wirksamsten machen.

Wie hervorstechend die Eigenschaften bei Gans aussehen mögen, es war doch vorzugsweise das seltene Gemisch derselben, wodurch er eine interessante Figur im öffentlichen Leben, in der Wissenschaft und Literatur wurde. So stammte er vom Judenthume und war Christ: von jenem besaß er den stachelnden Drang nach Auszeichnung, der bei geringer Berechtigung zudringlich erscheint, bei wichtigen Kräften ununterbrochen fördert, und die Uebelstände der Eitelkeit mit immerwährender Thätigkeit bedeckt. Vom Judenthume ferner besaß er jenen religiösen Eifer für Alles, was er verfocht, ein Eifer, der, zur Hälfte blos pathetisch, zur Hälfte wirklich poetisch, immer eine große Anziehungskraft ausübt. Ferner die Naivetät, allen staatlichen und bürgerlichen Zustand in seinem Ursprunge und seiner wirklichen Bedeutung aufzusuchen; denn der Jude, überall beengt und kaum zugelassen, muß zu eigenem Schutze auch da einer Raison der Verhältnisse nachgehen, wo sie uns unfraglich, ja wie Naturprodukte geläufig sind. Der Jude endlich, je mehr er zugelassen und emanzipirt worden, ist um so mehr berufen und geschickt, das feinere Nervengeflecht historischen Unrechts anzudeuten; denn der Unglückliche hat am eindringlichsten das Herkommen der Welt empfunden; der Jude ist vorzugsweise zur Opposition gegen historisches Recht berufen, denn es ist gegen ihn ein immerwährendes Unrecht gewesen; ihm ist vorzugsweise die Nation lieb und werth und groß, welche mit Einem Streiche ein rein rationelles Staats- und Bürgerrecht durchzusetzen gewußt hat; ihm ist der Franzose ein Abgesandter des Messias. — Von all solchen Regungen war Gans

betheiligt, wenn auch nur betheiligt, und eben weil seine andere Hälfte aus den besten christlichen Elementen bestand, wurde das Gemisch in ihm so wichtig und interessant. Seine Abneigung gegen unschöpferisches historisches Erbrecht vertiefte sich wissenschaftlich, und zwar vermittelst einer Philosophie, die just in Linien und Formen für historische Entwicklung des Weltgedankens ihr Bestes und Großartiges leistete; — als Kantianer wäre der jüdische Abkomme schneidender geworden, als Hegelianer konnte er interessanter werden. So fiel es denn auch gerade ihm zu, Hegel's Philosophie der Geschichte für die Herausgabe zu redigiren. Gans hatte außerdem den Vortheil, in der deutschen Stadt aufzuwachsen, in Berlin, wo die jüdische Abstammung am wenigsten Vorurtheile zu tragen hat; sein Uebergang zum Christenthume war sanft und unmerklich zu bewerkstelligen; glückliche Vermögensumstände wiesen auch jedes untergeordnete Motiv hinweg, und Gans, dieser vornehm gerundete, echt palästinische Kopf, hatte doch in sich und neben sich in keinerlei störender, das ist gröblich störender Weise, mit jüdischer Rekrimination zu schaffen. Der Jude rechnete ihn, obwohl er christlicher Professor war, zu den Sprößlingen seines Stammes, und war stolz auf einen so seltenen Vertheidiger des Fortschrittes; der Christ, welcher moderne Staatselemente herbeiwünschte, dachte gar nicht, oder ohne Arg an den jüdischen Ursprung eines Professors, welcher mitten in Berlin, in der Universitätsaula, vor einem unerhört zahlreichen, unerhört gemischten Publikum über die Geschichte der französischen Revolution las, mit einer Vorliebe für das Thema, mit einem Freimuthe las, wie er damaliger Zeit bedenklich schien, und wie er nur einem so dialektisch gewandten Redner gelingen konnte. Oft begann ein Satz über das verfänglichste Thema in erschreckend kühner Weise; lautlos horchte Alles, der besorgte Freund, wie der lauernde Feind, erwartete, die Gränze der Konvenienz würde überschritten werden, aber der außerordentlichste Fechter in Rede wendete den Ausfall so geschickt, daß Alles gethan und er am Ende des Satzes doch nach wie vor gedeckt war. Hätte die blos polizeiliche Ansicht sich in jener und der folgenden Zeit des begabten Oppositionsmannes versichern dürfen, dann wäre die härteste Probe über das interessante Gemisch dieses Charakters hereingebrochen, und ich fürchtete damals, und fürchte jetzt noch, nicht die Zähigkeit des jüdischen Ursprungs, sondern deren Scheu vor überwiegender Gewalt, nicht die christliche Zuversicht, sondern die weiche christliche Ergebung hätten sich eingestellt, und hätten Gans schwer darniedergebeugt. Sein Charakter war weich und hatte Nichts vom Märtyrernerv, der eine hinreichende Bestimmung darin findet, um

jeden Preis dem Feinde gewaffnet entgegen zu stehn. Solcher Grad von Fanatismus — denn ein solcher ist dafür nöthig — findet sich selten bei den Trägern komplizirter Bildung. Wir kamen im Jahre 35 des Nachts zusammen aus einer Gesellschaft, der Mond schien hell, und unser Weg führte über den Hausvogteiplatz. Erst vor wenig Wochen war ich dem Gefängnisse entkommen, was diesem Platze den Namen gibt, und die örtliche Erinnerung brachte es mit sich, daß ich ihm von meiner Gefangenschaft erzählte; seine eindringlichen Fragen führten es herbei, daß wir über sein eigen Wesen forschten, daß wir zu zeichnen versuchten, wie er sich in so übler Lage benehmen würde. Das Bramarbasiren tritt nicht dazu, wenn die Gitter so nahe sind, wie sie es 1835 und neben der Hausvogtei waren. Er untersuchte selbst schonungslos seine verborgensten Eigenschaften, gestand seine Schwäche aller brutalen Probe gegenüber, und läugnete nicht, daß solch Schicksal ihn nicht besonders stark finden, ja das größte Unglück für ihn seyn würde. Glücklicherweise ist er nicht in die üble Lage gerathen; der Reaktionseifer vom Jahre 1833 bis 1837 verschwand vor einer unerwartet hereinbrechenden, ganz andern Kampfesnothwendigkeit: der katholische Klerus erhob sich, Preußen mußte seine protestantische Stellung einnehmen, geistige Verfechtung, öffentliche Meinung wurden nothwendig, wurden mächtig, ja die Studentenschaft und junge Welt wagte es sogar, dem geliebten Professor Gans eine Nachtmusik zu bringen. Gans war nie aus den Gränzen einer gründlich räsonnirenden Opposition getreten, man wendete nur im Interesse der Straßenruhe Etwas ein gegen solche Auszeichnung, sie fand statt, und Gans sah eine freiere und erfreulichere Wirksamkeit vor sich. Neben seinem Erbrechte, was ein Studium in schweren, z. B. den slavischen Sprachen, und deßhalb viel Zeitaufwand nöthig machte, ging er damit um, seine Vorlesungen über französische Revolution — über Geschichte der letzten fünfzig Jahre — druckfertig zu machen. Der Beifall lockte ihn, womit die Aufsätze über Frankreich und Reisebegegnungen — „Rückblicke auf Personen und Zustände" — ja selbst zwei Bände vermischter Schriften, Rezensionen enthaltend, aufgenommen waren. In wissenschaftlicher Sprache des Erfolgs gewiß, zu belletristischer Darstellung durch den Erfolg der „Rückblicke" ermuntert, ging er mit großer Neigung an eine aus beiden gemischte Darstellung der wichtigsten Abtheilungen neuer, wiederum besonders französischer Geschichte. Wer dachte an Sterben! Er keineswegs, obwohl ihn schon ein leichter Schlaganfall zu großer Aufmerksamkeit auf den starken, vollblütigen Leib vermocht hatte. Er genoß eine Zeitlang nur vegetabilische Speise, und unterzog sich dieser Entbehrung ganz konsequent. Seiner

Körpervölligkeit und frischen Lebensfarbe halber konnte man ihn leicht für epikuräisch halten, er war aber in der That immer mäßig gewesen, und wenn er in ganz gesunder Zeit gut zu essen und zu trinken liebte, so war er doch nie besonders darauf gestellt. Im Gegentheile, obwohl mancher künstlerische Geschmack in ihm, war er gegen körperliche Genüsse beinahe so gleichgültig, wie gegen saubere Eleganz der Erscheinung; dem Gedankenleben gab er sich von Jahr zu Jahr ausschließlicher hin.

Um so überraschender und erschreckender trat im Frühjahre 1839 die Katastrophe ein; — eine Visite abstattend ward er plötzlich von einem neuen und diesmal heftigen Schlaganfall übereilt, der ihn denn für diese Welt des Athmens nicht mehr zu sich kommen ließ.

---

Immermann, zwei Jahre früher, als Gans, 1796 in Magdeburg geboren, war eine ganz andere Natur. Da ist kein Gemisch, keine Zusammenstellung, kein Vereinen mit der Fremde, keine offene Wechselwirkung mit dem geselligen und gesellschaftlichen Geiste der Zeit, keine systematisch-philosophische Gedankenwelt, welcher die Person nur in einzelner Nüance Ton und Farbe gegeben. Nein, hier ist *ein* starker Mittelpunkt, *ein* Kern, hier ist *ein* Naturell, aus dessen Mitte heraus sich frei und eigen, ja eigensinnig eine geistige Welt empor- und auseinanderrankt. Was wir auch an Form solchen Vorbildern, wie Shakespeare, Göthe, Tieck, zuschreiben mögen in Immermann's Produktion, die ganze innere Anschauungswelt, die brüselnd und brodelnd hervordringt, sie ist eigen Immermannisch. Der Vater, ein Altpreuße aus Friedrichs des Großen Zeit, hatte ihm leiblich den harten, strengen altpreußischen Sinn mitgegeben, und nährte ihn durch eben so harte und strenge Erziehung. Da war Nichts von Nachsicht für geniale Unregelmäßigkeit, kein Streicheln und Beloben für anmuthige Aeußerung, da war nur militärisches Regiment, nüchternes Gesetz in drei Worten: Gehorsam, Ordnung, Fleiß. Was eine schwächliche Natur verkümmert hätte, Das festigte die starke Natur Immermann's; der Kern wurde zusammengehalten, ruhte und gedieh, wie der brachliegende Acker, und als der Hilfsmittel genug vorhanden waren, begann ein neues, fruchtbares Gedeihn aus der Tiefe des wohl geschonten Bodens. Früh zwar wollte der Drang zu Versen, der Reiz des Theaters sich äußern, aber

das preußische Schicksal brachte es mit sich, daß Dies Alles Nebensache blieb neben einer fürchterlichen Kriegszeit, daß es eben so, wie alle innere Welt des jungen Mannes, zum Zuwarten auf Reife genöthigt wurde; die Freiheitskriege gingen mit ihrer Thatenwelt darüber hin, Immermann ward erst freiwilliger Jäger, er handelte erst in allerlei Weise, ehe an eine gesammelte Produktion geschritten wurde. Die durch den Krieg unterbrochene und nach dem Krieg wieder aufgenommene Studienzeit in Halle führte den also eigen gearteten Jüngling ebenfalls zu einer Stellung, die auffallend abwich von der Allgemeinheit. Das eingengesetzliche Studentenwesen erregte seinen Widerstandsgeist, er trat auf gegen Verbindungen und Komment der Studentenschaft, er wendete sich mit einer Schrift dagegen unmittelbar an den König. Dies war so gegen den allgemeinen Ton der Zeit, daß man diese Schrift auf dem Wartburgsfeste verbrannte. Wer hätte vermuthet, daß ein Dichter, der altdeutschen Dichtung zugethan, der mit Neigung romantischer Dichtschule horcht, also modern aufgetreten sey gegen praktisches Altdeutschthum! Gegen die Nachahmung alter Sitte äußert er sich rücksichtslos als Student, und bei einer Nachbildung des alten Gedichts Tristan und Isolde überrascht ihn der Tod!

Kommen wir nicht bei allen Menschen, die wirkliche Charaktere sind, gelegentlich an einen Punkt, wo sie, die uns sonst Wohlbekannten, Wohlvertrauten, plötzlich räthselhaft, befremdlich, unzugänglich, oft erschreckend vor uns stehn? Dies ist eben der persönliche, der eigene Charakter, der an gewissen Punkten und Wendungen immer regellos vom Nebenmenschen abweicht.

Immermann ward Jurist, und kam bald nach den Westprovinzen Preußens, wo er, erst in Münster, dann von 1827 in Düsseldorf, bis an seinen Tod verblieben ist. Die erste fruchtbare Periode seiner Schriftstellerei geht bis zu diesem Jahre, bis zur raschen Abfassung des „Trauerspiels in Tyrol." Seine Produktion begann vorzugsweise dramatisch. Auf das Lustspiel: „Die Prinzen von Syrakus," welches 1821 erschien, folgten Trauerspiele: „Das Thal von Ronceval," „Edwin," „Petrarca," es folgte ein Band Gedichte, und ein romanhafter Band: „Papierfenster eines Eremiten." — Der Eremit war ein von den Romantikern mit besonderer Vorliebe erwählter Begriff. Dem Drama: „Periander" folgte 1824 ein Lustspiel: „Das Auge der Liebe," voll Geist und Poesie, und auch faßlicher, darstellbarer, als die unpraktischen Lustspiele, wie sie die Romantiker im Gegensatz zur sogenannt unromantischen Welt gaben. Es war Heine vorbehalten, die Göthe'sche Geheimkunst wieder aufzunehmen, daß aller, auch der gegenwärtige Zustand, nicht

blos der Hauch des vergangenen, poetisch reizend anzufassen sey. Immermann, später ein persönlich treuer Freund Heine's, versuchte im „Auge der Liebe" mit großer Feinheit einen Uebergang zum lebendigen Leben; das Stück ist auch hie und da gegeben worden, und nach einer von außen veranlaßten Unterbrechung ging er weiter auf diesem theaterpraktischen Wege, und bearbeitete einen grausam interessanten Stoff: „Cardenio und Celinde," mit vieler Glut. Es ist mir nicht bekannt, ob man die Aufführung des Stücks versucht hat, und ob blos das erschreckende Handeln darin abgeschreckt hat. Jene Unterbrechung waren Pustkuchens „Wanderjahre," der Angriff auf Göthe vom orthodoxchristlichen Standpunkte. Immermann hatte sich niemals der romantischen Art so hingegeben, daß ihm nicht Göthe edler und höher, denn Alles, geblieben wäre; das Weimar'sche Theater, ein Abbild Göthe'scher Art, was er von Halle aus besucht, blieb seinem Sinne unverrückt ein Ideal, er zog jetzt auf der Stelle sein Schwert gegen Pustkuchen, und schrieb das „Trauerspiel vom Pater Brey, dem falschen Propheten." Diese Parteinahme machte ihn bekannter, als seine Dramata es vermocht hatten, deßhalb und des ganz modernen, aller Welt zugänglichen und interessanten Stoffs halber fand sein „Trauerspiel in Tyrol" den lebhaftesten Antheil. Es drang nicht völlig durch für Ruhm des Dichters und Freude des Publikums, weil er das historische Interesse darin zu ökonomisch vertheilt und den poetischen Begeisterungsdrang in kein überwältigendes Ensemble gedrängt hatte; — wahrscheinlich gewinnt es, wie herbes Obst, mit der Zeit an Wohlgeschmack, je weiter wir uns von den wirklichen Vorfällen in Tyrol entfernen, und je weiter das sanguinische Verlangen entweicht, ein Kunstprodukt eben so leidenschaftlich wirken zu sehn, wie das politische Produkt gewirkt hatte.

Dennoch waren alle Diejenigen, welche der literarischen Geschichte mit Aufmerksamkeit zusahn, eines immer lebhafteren Aufschwungs gewärtig, den das Immermann'sche Talent nehmen und den die gesteigerte Theilnahme des Publikums begleiten würde. Sie irrten sich. In der dramatischen Schriftstellerei, welcher Immermann zunächst treu blieb, brachte er es durchaus zu keinem entschiedenen Erfolge; von den Lustspielen gewann nur ein kleines: „Die schelmische Gräfin," dauernden Platz auf der Bühne; mit einem größeren: „Die Verkleidungen," probirte man es umsonst. Besonders Biedenfeld, der damals das Breslauer Theater leitete, machte es sich zum Geschäft, Immermann auf die Bretter zu bringen: man mußte ihm zugestehn, daß diese „Verkleidungen" z. B. munter und bunt, und natürlich geistreicher seyen, als die Komödien der Routiniers, welche das Repertoir füllen. Aber sie faßten nicht. Der

Reiz des Vorgangs war nicht stark genug; er war nicht ganz so blos theoretisch, wie bei der romantischen Schule, aber er war auch noch lange nicht praktisch genug. Der Fluch bloser Studie war nicht wegzubringen von Immermann's Dramen; selbst die Ausgelassenheiten, die Zweideutigkeiten jenes Lustspiels wären kein Hinderniß gewesen, hätte sich eine Lebensmacht darin entwickelt. So war's mit „Kaiser Friedrich II.," dem tüchtigsten Stoffe jener Immermann'schen Arbeiten: das Kaiserbild war vortrefflich, aber das pathologische Leben drum und dran unerquicklich; die Shakespeare'sche Studie erweckt keinen lebendigen Antheil. Obwohl diese Tragödie der Raupach'schen Hohenstaufen-Zuschneiderei unendlich überlegen, so konnte sie sich doch keinen Sieg bewerkstelligen über jene Uebungspraxis. Das lag an tauber Theaterleitung sowohl, wie an Immermann, der zwischen Shakespeare, Goethe, Schiller, und Tieck keine ausgeprägte Selbständigkeit im Drama zu gestalten wußte. — „Die Schule der Frommen", „der Karneval", „die Somnambule" wurden gar nicht beachtet, und es bedurfte des Platen'schen Angriffs und Immermann's massiver Antwort 1829 in: „Der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Kavalier", um wieder eine lebhaftere Besprechung zu erregen.

Anfangs der dreißiger Jahre trat er mit einer Trilogie: „Alexis" — Sohn Peters des Großen — auf, die man nicht einmal um der Studie willen vernachläßigen konnte, denn es war keine Aehnlichkeit, noch weniger eine Nachahmung sichtbar, es war ein eignes, kräftiges Werk kühner Komposition, nachdrücklicher Charakteristik. Und doch folgte ihm kein lebhaftes Zeichen des Beifalls, noch weniger eine Bewegung tiefer, erregter Theilnahme. Hätte Das blos in der ungünstigen Zeitrichtung gelegen, die damals nur politischem Interesse zugeneigt war? Oder gar in der literarischen Parteiung, die damals lebhaft aufstand, und welcher Immermann fremd war? Nein; es lag an Immermann's Produkten: es war in diesen kein bezwingend Element. Die Mythe „Merlin," welche er gleichzeitig mit dem Alexis gab, entwickelte sogar am tiefsten des Dichters innerlichstes Leben; aber es geschah Dies in Anknüpfung an die längst abgebrauchten, altromantischen Themata vom Gral und Artuskreise: wer wollte an diese erschöpfte Szenerie noch einmal die Kunst geknüpft sehn, deren Tröstung man näher und deutlicher wünschte!

Natürlich mußte solche Fruchtlosigkeit einen Mann erbittern, der sich starker Gaben bewußt war. Man glaubte es allgemein, aber „erbittern" sagt zu Viel. Immermann wurde herb, nicht gerade bitter; im Gefühle seiner Kraft glaubte er sich nun berechtigt, auch einseitig wegzustoßen,

was ihm Schritt und Durchgang behemmte; maaßvolles Trachten nach poetischer Wahrheit schien ja Nichts zu gelten! Fortwährend, als Jüngling, wie als Mann, war er verdeckt worden durch größere, glücklichere Talente, beeinträchtigt durch einschmeichelndere. Jene hatten den alten Herrn, die breit Schatten werfende Eiche noch an der Spitze: wenn Göthe der Menschheit Mysterien poetisch deutete, so war Das, was Immermann's beachtenswerthes Talent in ähnlicher Weise gab, wohl kritischer Theilnahme würdig, hatte aber keine lebhafte Auszeichnung zu erwarten. Im romantischen Spiele war der leichter beschwingte Ludwig Tieck viel glücklicher, und Immermann's stärkeres Korn, Göthe gegenüber nicht stark genug, schien hier mit der Stärke hinderlich zu seyn. In aller Gesangsdichtung nahm Uhland alle Vorliebe hinweg, und daneben erschien Immermann's Vers nicht weich und musikalisch genug. Im phantastischen Erfindungsreiche erlebte Jean Paul's halb bürgerliche, halb überschwengliche Mischung eine allen Formensinn überflutende Theilnahme. Immermann's reinlicher, strenger Formensinn konnte nur widerwillig die Jean Paul'sche Epoche ansehn, und sich zu Rückert's haltlos redseligem Versifiziren fast nur spöttisch verhalten. Solche Lage mußte herb stimmen; man läugnete nicht, daß in Immermann reichliche Symptome starker Potenz seyen, aber man fand sich nicht veranlaßt, sie als entschiedne, einzige Vorzüge auszuzeichnen. Ihm und manchem Literaten war es natürlich, Dies liege nur an der Situation, nicht an ihm. Da starben die Herrscher hin: Jean Paul zuerst, und Göthe auch; Tieck zeigte sich verstört von den Zumuthungen halb poetischen, halb politischen Ungestüms. Jetzt schien Raum zu werden für Immermann, aber der Geschichte seines Wachsthums halber bezog er die Zumuthungen an Tieck auch ärgerlich auf sich; was ihn bisher am Erfolge gehindert hatte, das Verharren im Kreise der Vorbilder, Das schien er nun in störriger Ritterlichkeit auch zur Schranke für Gegenwart und Zukunft aufzustellen. Tieck, von der Mischung neuer Zeit gepeinigt, ließ unmuthig auch keinen Bestandtheil der Mischung gelten, und zog Befehdung wie Verunglimpfung über sich zusammen; Immermann, seiner unergiebigen Rolle getreu, meinte Dasselbe thun zu müssen, obwohl er viel lebhafteren Muth hatte, obwohl ihm jene Bestandtheile geläufig, und eine kräftige, eigne Verarbeitung ihm wohl erreichbar waren. Herbe gestimmt, vergaß er, daß er mit Heine gemeinschaftlich gegen Platen's leere und blose Form gekämpft, und darin eine gute Brücke zu den Neigungen der Zeit für sich selbst geschlagen hatte. Ganz im Uebelstande seiner Laufbahn, die einen eignen Mann nicht eigen auftreten ließ, beschrieb er an diesem Wendepunkte seiner Zeit und seines Schicksals

eine Reise durch Deutschland, und dies „Reisejournal", was er ärgerlich nur für seine Vergangenheit zu schreiben glaubte, ward die Einleitung seiner erfolgreicheren Zukunft. Wir wollen dabei länger verweilen, weil es die besten und verschiedensten Lichter auf seinen Gedankenkreis und Charakter wirft.

Im Kölner Dome findet er eine Befreiung von der Vollblut-Romantik, und spricht sie in folgenden Worten aus, ohne die Konsequenz davon sich selber auszubilden: „An dem Dombilde fiel mir diesmal die Philisterei in allen Köpfen auf. Höchstens kann man die Maria von diesem Tadel ausnehmen. Nur sie hat in ihrer Demuth allenfalls eine Ahnung von dem Geheimniß gehabt, welches sich in ihrem unschuldigen Schooße entwickelte. Die heiligen drei Könige, St. Gereon, St. Ursula, benehmen sich bei der Sache, wie bei einem Auftritte gewöhnlichen Schlendrians. Indessen ist in dieser Beschränktheit, welche die altdeutschen Sachen fast durchgehends zeigen, eine ächte Anschauung. Vielleicht gaben sie ein Gefühl, welches dem Geiste des sogenannten Urchristenthums am nächsten steht." —

— „Die Natur macht noch wenig Eindruck auf mich, ich habe das schwärmerische Versenken in das todte Zeug satt. Die Rheinlandschaft steht weit über Gebühr im Preise." — „Die Menschenwelt ist meine Welt. Wie ich in vielen Dingen altfränkisch bin, so habe ich auch das etwas abgekommene Gefühl der Cinquecentisten. Die Gruppe bleibt mir Hauptsache, Strom, Fels, und Wald sehe ich als Nebenwerk an. Dafür sich schmachtend zu begeistern, verräth immer etwas Hysterie oder Schwäche."

Fort, ruft er, mit Theegewäsch, Empfehlungswesen und dergleichen Reiseapparat, der Nichts blank und charakteristisch sehen läßt. „Wenn ich wandre, so ist der Geldbeutel mein Empfehlungsbrief, der Lohnbediente mein Freund, die Straße mein Sozietätssaal. Was ich so sehe, Das habe ich wenigstens gesehen."

Seiner bisherigen Karriere zuwider, seinem Naturell gemäß, dringt er überall auf's Praktische und ist gegen das Theoretisiren. Beim Frankfurter Kunstverein zeigt er sich sehr zufrieden, daß er, wie der Düsseldorfer, auf dem empirischen Grundsatze beruhe. „Diese neuerdings an vielen Orten entstandenen Vereine sind sehr heilsam, wenn sie sich darauf beschränken, mit Empfänglichkeit und bereiten Mitteln überall einzugreifen, wo Etwas aufkeimen will, oder erblüht ist, während das Bestreben, aus dem Nichts durch Theorie, philostratische Gedankenbilder und Preisaufgaben ein artistisches Jahrhundert zu schaffen, nur zu Windgeburten führen kann, wie berühmte und betrübte Beispiele lehren.

Die Kunst verfällt und hebt sich nach ihren eignen eigensinnigen Gesetzen, und die Wirkung auf sie von außen durch Philosophie, Aesthetik, und Archäologie ist eine illusorische."

Ueber Schauspielerei, wie wenig er praktisch dafür zu schreiben gewußt, war er sehr aufgeklärt, und hierin hat er ganz praktisch eine überaus tüchtige Fähigkeit an den Tag gelegt. In Düsseldorf hatte er mit gebildeter Strenge, mit klugem Fleiße, und unter Beihilfe geringer Mittel ein Schauspiel zu Stande gebracht, wie es selten in einer großen Hauptstadt zu finden ist; er hatte sich dergestalt darin bewährt und ausgezeichnet, daß die Redensart von dichterischem Ungeschick in Theaterleitung völlig zu Schanden geworden war. Er fügte sich unter passender Auswahl dem Bedürfnisse des Publikums, was seine geistige und poetische Fähigkeit nicht alle Abende angestrengt sehn will im Theater, er hielt dabei streng an der Absicht, zu Feinerem und Edlerem aufzuleiten, auch das Ungewöhnliche mitunter zu versuchen, der Kulissenpedanterie nicht immer zu weichen. Er war dazu raschen, klaren, bestimmten Urtheils, energisch zu Maßregeln, sinnig für Eigenthümlichkeit, er setzte den Werth des Spiels in das Ensemble und in eine regelrechte Schule. „Seit man in den unglücklichen Wahn verfallen ist," sagt er, „den Schauspieler aus einem Instrumente des Dichters zum selbständig Produzirenden zu machen, haben wir keine Schauspieler mehr." —

— „Warum hasse ich die Gelehrten? — Ich hasse sie nicht, aber sie verstehen meist nur die Genossen ihrer Gilde, und deßhalb ist ihre Nähe in der Regel unerfreulich. Daß es zwei Reihen von Naturen gibt, deren eine mit ihrem Erleben, Erleiden, glücklichen Tasten und Finden gerade so viel Recht hat, als die andre, erlernende, bleibt ihnen ein ewiges Räthsel, und wie Viel sie selbst der sogenannten Ignoranz verdanken, wissen sie noch weniger. Am erträglichsten sind sie noch, wenn sie sich ganz im Fache halten; nun aber hat sich auf der Spitze unsrer Kultur ein gewisser philosophisch-ästhetischer Jargon ausgebildet, der für alle Mißverständnisse das bereiteste Mittel darbietet. Dessen pflegen sie sich auch wohl zu bedienen, um über Dinge zu reden, von denen sie nicht das mindeste Gefühl haben. Und dann ist die Fortpflanzung gränzenloser Irrthümer unter der Aegide eines anmaßlichen Schulwissens gleich zur Hand."

„Der einzelne Mensch läßt, wenn er sich da und dort müde gesucht hat, wohl auf einmal das vielgespaltne Unwesen fahren, und bewegt sich später dann mit den durch die frühere Anstrengung gestählten Sinnen nur im Kreise des Nächsten und Nothwendigsten. Daß etwas Aehnliches in Beziehung auf das jetzige und künftige Geschlecht eintreten werde,

sagt mir eine Ahnung. Wenn die Taglöhnerarbeit der Gegenwart sich erschöpft haben wird, dann mag wohl plötzlich eine neue Menschheit, einfach, schön, in sich zusammenhangend, dastehn; der aufgespeicherte Wust ist vergessen, und nur mittelbar bleibt die Wirkung im vermehrten Blut und Nervengeist sichtbar."

Seinen Widerwillen gegen die Theorie führt er noch weiter aus: „Ich behaupte, daß den Naturen, die sich der Abstraktion ergeben, die Gewalt der Wirklichkeit ewig fremd bleiben wird. Was sie so nennen, ist sie gar nicht, sondern schon ein abgezogener Begriff; daher denn auch die Fehlschüsse der Philosophen, wenn sie über etwas Einzelnes, Vorliegendes urtheilen, so alt sind, als die Philosophie. Unternimmt es nun gar ein System, sich an die Stelle der Realien zu setzen, so müssen die eigensten Wirkungen entstehn. So lange die Abstraktion sich in ihrer Dignität erhält, wird sie eine Menge Verknüpfungen vornehmen, welche aber, die Wahrheit zu sagen, nur imaginäre sind. Und wo sie das nicht sind, da wird sich die Arbeit des Geistes in einem unabläßigen Nivellement zeigen. In der Geschichte wird man daher Feindschaft ausüben gegen Alles, was That, Charakter, Persönlichkeit heißt; wir werden dort in die Gesellschaft von lauter Neutris gerathen, und die Sache wird ungefähr auf eine Erzählung der Kulturverhältnisse hinauslaufen. Da aber Sitte und Recht das retardirende Moment in der Weltgeschichte sind, so wird sich nicht einsehn lassen, wie überhaupt seit der Schöpfung Etwas habe geschehn können, wenn jene beiden von so vorherrschender Wichtigkeit wären, oder mit einem Gleichnisse: es ist, als wenn Einer immerfort Flaschen spült, ohne je den Wein aufzuziehn. — Wendet sich das pansophistische System gegen die Aesthetik, so zieht es dagegen vor, um in dem Flaschengleichniß zu bleiben, den Wein auslaufen zu lassen, und die leere Bouteille zu verkaufen. Die Schönheit nämlich, die wirkliche, hat den Tic, thöricht, kindisch, und hilflos zu seyn. Sie wendet ihre Neigung daher dem Gefühle zu, und wenn die Sachen sich richtig verhalten sollen, so behüten Verstand und Vernunft nur das Rendezvous. Der Pansoph, oder Pansophist, würde aber dergleichen Zumuthungen als Verführungen zu alberner Unsittlichkeit verächtlich abweisen. Er hat das Gefühl als eine weibische Schwäche, soweit es angehn will, bei sich getödtet; soll er mit der Schönheit Etwas zu thun haben, so muß sie sich auf ein nordamerikanisches Kontraktverhältniß mit ihm einlassen, und es dürfen von einer und andrer Seite nur die ausdrücklich verbrieften Artikel prätendirt werden. Hier wird nun der Gang etwas dunkel, erst das Resultat ist wieder klar. Es kommt nämlich zu einem selbständigen Gedanken-Kunstwerke, welches auf

keine Weise an Das erinnert, wovon reden zu wollen es anfangs den Schein gezeigt hatte. Die eigentlich nützliche Folge eines solchen Systems wird vermuthlich die indirekte seyn. Daß die Abstraktion sich endlich in Verzweiflung auf die Dinge selbst stürzen mußte, daß also die neueste Wendung derselben eine vollkommen nothwendige war, wer wird es läugnen? Nur findet Dies in einem andern Sinne statt, als die Anhänger meinen. Die Dinge werden sich, von dem Angriffe im Innersten erschüttert, auf ihre Natur und Würde besinnen, sie werden die Breitschläger und Chemiker mit Macht zurückwerfen, und dann, mithin allerdings in Folge jener letzten Anstrengung ihrer ewigen Feindin, dem Geiste der Menschen, an vielen Stellen näher treten, als sonst. Wir gehn gewiß auch in dieser Beziehung einer Weltepoche entgegen, von deren Form kein jetzt Lebender einen Begriff hat. Warum sollt' ich mich nicht unterstehn, es zu sagen? Es ist doch Nichts in den Vorstellungen der Menschen, was nicht irgend einmal seine Realität gehabt hätte. Hat nun das Paradies verschwinden können, von dem so viele Ueberlieferungen reden, weßhalb soll denn die Philosophie ewig leben? Ich sehe davon die Nothwendigkeit nicht ein. Nämlich Das, was im patentisirten Verstande bisher so geheißen hat."

Solchen Gedankengang anwendend, zeigt er sich im Speziellen der liberalen, besonders süddeutschen Epoche durchaus abgeneigt, spricht dem Monarchismus in aller Gestalt allein Recht und Erquickung zu, und findet in der neusten Geschichte bis jetzt „Nichts weiter, als den Verwesungsprozeß des Alten. Die sogenannte konstitutionelle Freiheit ist ein sehr vorgerücktes Stadium in demselben." Für Deutschland findet er die neue Lehre von besonderer Gefahr, weil das Christenthum bei uns am tiefsten eingedrungen und unser Wesen selber sey, mit seiner Richtung zur Persönlichkeit und Individualität. Ein Dutzend Deutscher gebe zwölf verschiedene Sinnesarten.

Ergänzen wir uns die also deutlich ausgesprochene Figur noch durch einige literarische Ansichten! Wir haben gesehn, daß er so viel Arbeit unfruchtbar auf das Drama verwendet, und können es als einen Abschnitt in seinem Leben ansehn, wenn er sich plötzlich entschieden gegen alles deutsche Dramatisiren ausspricht, wie folgt. Er hat auch seit der Zeit, in den letzten acht Lebensjahren, nichts Dramatisches mehr geschrieben.

„Man hat sich den Kopf darüber zerbrochen, warum es bei uns mit der Bühne nicht flecken will, warum selbst ein großes Talent, wie Schiller, sogar in seiner Blüte nur so neben Iffland und Kotzebue und Abällino galt, kein Typus, keine Schule durch ihn entstand, und das

Theater nach wenigen Festtagen, die es hin und wieder hat, immer wieder unter die Botmäßigkeit der Handwerksköpfe sinkt. Der Grund ist höchst einfach. Wir sind kein dramatisches Volk. Die Bühne spiegelt stets die Lebensformen einer Nation ab; sind also diese groß, oder nur öffentlich und plastisch, so wird die Nation ein großes oder wenigstens ein nationell-festes Drama erhalten. Wir haben aber Nichts von Allem Dem, wir sind Metaphysiker oder Hausleute. Darum bleibt es wahr: das enge, weinerliche Familiengemählde ist unsre einzige naturgemäße Art. So lange sie vorherrschte, war das Interesse an den Brettern verbreitet. Als der erweiterte Sinn sich damit nicht mehr begnügen konnte, tauchte zwar manches Heroische, Mythische, Historische auf, es blieb aber immer nur ein schöner Fremdling, und gerade wenn die Poesie einzurücken Miene machte, zogen sich die Zuschauer zurück. Man braucht keine Nänie darüber anzustimmen. Die dramatische Form hat neben bedeutenden Vortheilen doch etwas so Scharfes, Einseitiges, Bornirtes, daß ein recht gründlicher Geist sie kaum zu seinem Organe wählen kann. Es wäre nur zu wünschen, daß die Besseren es endlich einsähen, und ein für allemal sich entschlößen, Herz und Sinn nicht an Fehlgeburten zu verschwenden."

Hiermit sagt er sich also völlig los von seiner Vergangenheit, die ganz und gar eine dramatische gewesen war. — Eben so scheidet er von der Antike: „Der universelle Einfluß der Antike auf unsre Kultur ist zu klar, als daß man darüber viel zu reden nöthig hätte. So viel steht bei mir aber auch fest, daß sie keineswegs, wie man gemeint hat, der beständige Ankergrund unsrer Bildung bleiben wird. Vielmehr möchte ich auf sie mit besserem Rechte anwenden, was Lessing sinnreich, aber falsch, von der Offenbarung sagte. Sie ist ein Lesebuch, der Menschheit zum Unterrichte gegeben, und manche Zeichen wollen verkünden, daß der Schüler jetzt an den letzten Blättern knittert. Und seltsam, daß jeder Irrthum, der die neuere Welt seit ihrer Gestaltung verführt hat, irgend einen Begriff des Alterthums als Mantel um sich hing, vom römischen Reiche deutscher Nation bis zu den Brutus und Cato's des republikanischen Frankreichs!"

Zorn und Drohung hatte Immermann zeigen wollen in diesem Reisejournale, und so nahm es auch abfällig die damals — 1833 — vorzugsweise liberal-politisch trachtende Welt auf. Er war aber zürnend und drohend dabei an die junge Welt herangetreten, denn er hatte deren Sprache geredet, die Sprache der eiligen Prosa, die im Augenblicke des Tumults keine künstliche Form zu würdigen und zu suchen weiß; er hatte deren Interessen, wenn auch ablehnend, erörtert, und wer

bespricht und streitet, der macht sich theilhaftig; er hatte den Ausdruck seiner Vergangenheit verworfen, er bekannte sich zu der herrschenden Form des Romans, und nachdem er in einem allerliebsten Mährchen, „Tulifäntchen", Abschied genommen von der freien, zur Gegenwart bezugslosen Dichtform, trat er auf, 1836, ein ganz neuer Mann mit dem Romane: „Die Epigonen". Die Wandlungen umgestaltender Zeit, das wirklich lebendige, Allen ersichtliche Leben wurden zum poetischen Ganzen geläutert darin dargebracht. Von hier an begann für ihn eine zweite Jugend; er war in den Antheilskreis des laufenden Lebens getreten, ein geprüfter, vielgeübter Mann; er stellte sich dar als einen thätigen, schöpferischen Vermittler literarischer Vergangenheit und Gegenwart. Aufmunterung und Theilnahme des Publikums drängte sich nun von allen Seiten zu ihm; die auch bei den Epigonen auftauchenden Vorwürfe als gegen eine Göthe'sche Studie, welcher der Wilhelm Meister anzusehen sey, verhallten wirkungslos vor dem entwickelten Reichthume einer in Sitte und Gedanke wechselnden Welt, die noch nirgends so mannigfach, so fein, so echt perspektivisch dargestellt und doch in der unabhängigen Romanform selbständig gefesselt war; frischer Lebens- und Schaffensmuth erfüllte dem Dichter das Herz, der nun den Punkt der Wechselwirkung mit seiner Nation getroffen hatte. Allerlei Heiterkeit ward in ihm geschäftig, er ging lachend an einen Nationalwunsch, der immer unerfüllt geblieben war, an die Abfassung eines komischen Romans. „Münchhausen" wurde der lockende Titel und Stoff. Vortreffliches gelang darin, wenn auch das Ganze noch nicht vortrefflich war, und der Autor sich oft zu lange bei Verspottung einzelner Zeitauswüchse aufgehalten, den Helden und Mittelpunkt des Romans zu beiläufig und vagabundisch gestellt, und am Ende nothgedrungen der Nebenszenerie und Nebenpersonen geopfert hatte.

Immermann war mitten in Abfassung dieses Buches, als ich ihn zu Düsseldorf kennen lernte. Der Frühling 1839 brach hervor, es wurde schon grün um des Dichters Gartenwohnung, die er mit einer Freundin weit abgelegen von der Stadt inne hatte. Zuerst hatte ich ihn gesehn, wie er im Assisensaale saß, angethan mit der schwarzen Gerichtsrobe, breit, voll, und mächtig, wie ein lebenstüchtiger, wohlgesetzter Mann. Der Kopf, mit dünnem Haar umsäumt, stark, kantig, von gesunder Farbe, saß auf dem Talare, wie der Kopf eines Dogen von Venedig, der um sich reden läßt und ohne Worte sagt, daß doch in ihm nur Macht und reife Entscheidung ruhe. Auch daheim über behäbigem Hausrocke lockte der massive, Walter-Scott-artige Kopf immer wieder zu neuer Betrachtung. Die Abstrakten finden gewöhnlich in Scott's starkem

Kopfe nur ein Pächterwesen: ihnen sind die breiten, straffen Flächen leer, auf denen nicht Gedankenzüge abgebildet stehn. Die romantische Erfindung aber aus dem scheinbar Leeren steht darauf, die wohlige, ruhige Natur, die da Zeit hat und Zeit läßt, unscheinbare, reale Dinge sinnig zu betrachten; der starke Dichter breitet sich darauf, der an das Interesse seiner Erfindung wirklich glaubt, und darum so viel Interesse weckt. Immermann's Kopfformen waren gedrängter und strammer, wie er denn auch trotz aller Befehdung systematischer Philosophie ein ganz tüchtiges Gedankenrüstzeug in sich beherbergte. Ach, er war ein gar seltner, voller Mann, der von gesunder Körperwohligkeit und Tüchtigkeit aus alle Seelenkräfte behaglich spielen ließ, der Gegenstand, welcher sich dazu bot, mochte seyn, wie er wollte. Der niedersächsische Eigensinn hielt ihn allerdings mit starken Tauen fest an Vorliebe und Meinung, welche historisch mit ihm aufgewachsen waren; er hatte, wie Dr. Luther, dem er vielfach glich, starke eichene Balken um sich aufgeschichtet, die er nicht wegräumen wollte, auch wenn er zugestand, daß sie manche Aussicht beengten. Aber es sprang auch in dem starken Gestein seines Wesens, wie in Dr. Luther's, ein unversiegbarer Quell poetischer Wonne, der sich mit süßem Wasser über das Herbste verbreitete. Eben erst hatte das große blaue Auge zornblitzend drein gesehn, wenn von einer seiner zahlreichen Antipathien die Rede ging, und gleich darauf, nachdem sich das Zornthema wie ein über den ganzen Himmel grollendes Gewitter in Blitz und Schlag ergangen hat, brach sich die Mitte des Himmels, das liebliche Blau trat hervor, breitete sich rings nach allem Horizonte mit wundermilder Macht, man glaubte Luther's Flöte zu hören, und es ward Alles wohlthuend und lieblich.

Die erste Begegnung mit ihm hatte für mich einen besondern Reiz durch die Lage der Parteien, die wir zu repräsentiren, und doch, da sich überall bereitwillige Zeichen der Vereinigung gemeldet, milde und versöhnlich zu repräsentiren hatten. Er die historische Entwicklung durch Göthe und die Romantiker hindurch, ich die moderne, gegen welche sich Immermann früher so feindlich ausgedrückt, und welcher er sich später doch in der That, in der Produktionsthat, so sehr genähert hatte. Es war glücklicherweise eine Brücke vorhanden zwischen uns: ich hatte stets auf den ursprünglichen, unverwüstlichen Kern Immermann's hingewiesen, als er noch ganz böse mit der Gegenwart grollte; ich hatte immer behauptet, dieser Kern werde sich noch einmal auch der Gegenwart erquicklich entfalten; ich hatte seine Epigonen am lebhaftesten und zustimmendsten begrüßt. Bei alledem meinte er, wie ein alter König mit Schwertgerassel an eine Friedensunterhandlung gehn zu

müssen, und er entledigte sich in der ersten halben Stunde nur aller Vorwürfe gegen die junge Welt. Die Fragen und Aussprüche gruppirten sich um einen bestimmten Zweck, um eine große, die Parteien unter bestimmten Grundzügen vereinigende Zeitschrift, die ich errichten wollte, sobald die Kämpfe mir dafür genügend ausgefochten schienen. Dadurch ward mir die Behauptung eines abweichenden Standpunktes erleichtert: die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, die historische Absicht der Journaltendenz drängte sich vermittelnd zwischen die Gegensätze, welche Keiner verleugnen wollte. v. Uechtritz, ein im literarischen Raisonnement sehr geübter und ergiebiger Autor, half den Gegensatz auf höhere Fragen leiten, und Immermann, ein despotischer Herr, stand ab von dem Sturmversuche, mit seiner Ansicht jede andere aus dem Felde zu werfen. Er verbreitete sich nun milder über allerlei Richtungen und Personen, denen Anspruch darauf gebühre, die lebende Literatur des Vaterlandes repräsentiren zu helfen, und zeigte sich dabei doch ungeschwächt raschen, klaren, bestimmten Urtheils, energisch zu Maßregeln, sinnig für Eigenthümlichkeit.

Am folgenden Tage ging ich mit Immermann einige Stunden in den baumreichen Anlagen um Düsseldorf spazieren, um Pempelfort her, wo Fritz Jakobi gewohnt hatte, und wo im vorigen Jahrhundert so wichtige Leute oft zusammentrafen: Göthe in seiner Jugendfrische war hier mehrmals eingekehrt, Lavater war zu Gast gekommen, Heinse war lange Zeit Hausgenosse oder Hausfreund gewesen. Es spielt jetzt keine Literatur mehr darin, und Immermann meinte, diese weichliche, philosophische Art würde ihm auch wenig Erquickung gewähren, wenn sie noch bestünde. Sein herrisches Naturell entfernte ihn leicht von geselliger Regelmäßigkeit und gesellschaftlichem Austausche. Wie jeder starken Natur, war ihm das Hemmniß der Mittelmäßigkeit lästig, was bei größerer Gesellschaft in's Gespräch eintritt, und herrschlustig ging er ohne Rücksicht durchsprechend darüber hin, rücksichtsloser, als die gesellige Form es durchschnittlich wünschen mag. Ich hatte so eben die traurige Nachricht gelesen, daß Gans in Berlin gestorben sey, und theilte sie ihm unter Wehklagen mit. Seine Gleichgültigkeit dabei verletzte mich, das Verschiedenartige beider Charaktere stand mir nicht augenblicklich vor dem Sinne, und Immermann's Strenge bei Todesfällen, die ihn nicht besonders nahe angingen, war mir überraschend. „Todt?" sagte er beinahe gleichgültig vor sich hin, „todt?" „Wie schauerlich", setzte er stehen bleibend hinzu, „solch Einen für immer ausstreichen zu müssen, an den man so oft gedacht beim Lesen und Schreiben dieses oder jenes Wortes, Gedankens, Gegenstandes! Es war nicht mein Mann! Diese

Berliner raisonnirende Art, halb professorisch-hegelisch, halb französisch-äußerlich, mag ich nicht leiden! Das baute sich auf hochtrabend in der Schrift mit lauter formellem Plunder, und Seele und eigner Gehalt fehlte doch um und um. Wie können Sie Das Styl nennen, was nur aus den Fetzen der Zeit zusammengetragen ist, und alles eignen, Etwas ausgebenden Marks entbehrt! Styl! meinetwegen Styl, wenn das prätentiöse Zusammentragen von Zeitmaterial damit einen Styl macht, daß es sich in steifer Leblosigkeit aufschichtet. Erwarten Sie doch nie und nirgends etwas Erquickliches von dieser impotenten Abstraktionsbande, die sich mit Latten und Rüstzeug in der platten Haide aufbaut, und klappert, und hämmert, und wirthschaftet, als müßte ein unerhörter Pallast zum Vorschein kommen; — sieht man näher zu, so ist inmitten der Gerüste absolute Leere, und wenn ein Haus werden soll, so müssen wir hintreten, den Lattenspektakel wegreißen, und an die Arbeit gehn. So diese Kärrnerei an dem weitschweifigen Journale, was sich diese Helden des undeutschen Kauderwelsch zusammenschleppen, — just als wenn Kärrner, die ihre Fracht langsam von einem Orte zum andern durch Massen vorgespannter Pferde schleppen lassen, ihre großsprecherischen Gespräche in einem neuen Jargon führten! Weil sie nebenher gegangen sind, mit der Peitsche geknallt, Vorübergehende mit Grobheit angefahren haben, thun sie, als ob Handel und Wandel und alle endliche Existenz des Landes durch ihre erstaunliche Bemühung allein erhalten würde, und als ob sie Ungeheuerliches zu Wege brächten. Sie sind noch jung, und lassen sich noch von dieser Charlatanerie täuschen; war mir doch die Lärmtrommel und Pfeife Ihrer jungdeutschen Kameraden, die mich doch was geärgert hat, angenehm, wenn ich sie neben das Schrillen, Quietschen und Quetschen dieser Pansophisten halte. Sie wollten doch was erfinden, und setzten dazu den Menschen und die ganze Menschheit in Kontribution, und strampelten mit Hand und Fuß, und setzten, koste es was es wolle, Herz, Sinne, und Geist in Bewegung; — nun, es war toll, aber es kam doch hie und da von Fleisch und Blut zu Fleisch und Blut, aber jene Gattung ist ja der Tod aller Poesie, und noch dazu der langweilige Tod! Auf dem dürrsten Gaule, den uns Gott gegeben, geht's immer abwärts und abwärts von all der strotzenden Offenbarung, in der wir schwelgen können Tag und Nacht; der Rücken des Gauls ist jenes Formellineal, wovor ein ehrlicher Mann blaß wird; — verderben wir uns nicht den Frühling mit Winterbildern." —

Sie sind zum Historiker verdorben. —

„Gott sey Dank! ich bin ein Poet! mein Herz ist voll, und empfängt noch allstündlich; die ausgerechnete Rechnung jener Lattenmänner,

was ich Alles, begriffsmäßig und absolut berechnet, seyn könnte, sticht mich nicht mehr als eine Bettfeder, die ich ausreiße. — Dabei fällt mir ein, der Matador dieser Leute, ein Matador, weil er doch noch etwas ganz Anderes ist, als Spinngeweb, David Strauß war vor einiger Zeit hier, und wir krochen damals auch hier herum um Pempelfort." —

Ruhiger und genauer ging er auf diesen ein, und auf die Christenthumsfrage. Er respektirte so viel Kenntniß, und hob hervor, daß Strauß nicht im philosophischen Formelwesen stecken geblieben sey, und eben darum was ausrichte. Immermann war, wie jeder Dichter, voll starker religiöser Momente; der Tradition gegenüber hielten sie sich leidlich frei ihrem Wesen nach, und gestatteten ihm die dreisteste Spekulation über Weltalter und Zukunft; in Form und Wort hegten sie mancherlei Pietät. Aber auch Dies mehr wie ein lieblich Spiel. Seinem festgenieteten Wesen nach, was historisches Herkommen und vererbte Vorliebe wie einen großen poetischen Reiz umklammerte, würde er sich, trotz aller Freiheit, unfreundlich, ja spöttisch zu jeder neuen Religionsspekulation verhalten haben. Daß er selbst in den Händen von Strauß die Religionswendung nur für ein einseitiges Prüfungsstadium hielt, war bei ihm und seiner Geringschätzung blos philosophischer Hilfsmittel natürlich.

Am dritten Tage machten wir eine Landpartie über den Rhein hinüber, nach einem alten Schlosse und alten Garten aus reichsfreier Zeit. Er scherzte voraus und hinterher über sein Interesse daran, denn in der That, was sich davon sichtbar darstellte, war sehr mittelmäßig, und der Weg bis dahin nicht minder. Dergleichen war aber dem Epigonen- und Münchhausenerfinder von großem Werthe, und „im Städtchen auf halbem Wege," setzte er hinzu, „finden wir eine Wirthin, die sich auf Küche, Keller, und Leibesnahrung versteht!" Die Gaben der Erde schätzte er mit Einsicht, und der breitschulterige, geräumige Mann war, wie Göthe, von gar gesunder, Viel verbrauchender Leibesbeschaffenheit: das fließende, interessante Wort, was ihm stets zu Gebot stand, es wuchs zu üppigstem Reichthume bei Mahlzeit und Anregung. Er war nur von Mittelgröße, machte aber, besonders wenn er hinter dem Tische saß, den Eindruck eines großgewachsenen Mannes, weil er stark und besonders im Oberkörper mächtig gewachsen war. Sein Wesen war so dauerhaft ergiebig, daß er fast zu jeder Zeit und unter allen Umständen produziren konnte. Indessen hielt er auf Oekonomie darin, und hielt dem Geiste und Talente eine sogenannte prosaische Berufsthätigkeit für heilsam; — „jeder Acker gewinnt durch Brachliegen. Und nun gar," fuhr er fort, „was den literari-

schen Erwerb in Deutschland betrifft, wo der allerletzte Luxusartikel, den man kauft, ein gedrucktes Buch ist! Darin bleiben wir Bänkelsänger! Da haben sie geschrieben und zum Theile auch gelobt von Süden und Norden die Epigonen und den Münchhausen, daß man denken sollte, in jeder Dorfschenke müßten die Bücher zu finden seyn, und wenn wir es in der Meßrechnung besehen, so haben einige dreißig Millionen Deutsche, von denen doch, statistisch bewiesen, eine weit größere Anzahl lesen kann, als anderswo, sie haben an 500, sage fünfhundert Exemplaren, vollauf genug gehabt! Wie viel Deutsche kommen also auf ein Exemplar eines belletristischen Buches? Rechnen wir den Bruch aus! Und da reden sie mir gar noch zu, ich sollte aufhören, Landgerichtsrath zu seyn, und mich ganz der Schriftstellerei widmen, damit sie öfters was Hübsches zu lesen hätten! Schauen Sie mich an, seh' ich wohl darnach aus, Hungerleider seyn zu können?"

Wie hoffnungsvoll segelte er damals in seiner Münchhausenstimmung, wie lebensfrisch war er, wie voller Interesse für Alles, Alles! Der Staat kehrte ihm stets zu preußischer Ausbreitung zurück: „Glauben Sie's doch, wir sind allein was Rechtes, weil wir einen wirklichen Patriotismus haben, und nicht blos in Zeitsympathien herumschlenkern. Vielleicht haben Sie Recht, daß ich dagegen zu herb und eigensinnig bin, ich hab' ja doch auch gar viel lebendige Verknüpfung damit, ich arbeite so lange in öffentlicher Gerichtsbarkeit und bin mit Leib und Seele dafür, wenn ich auch nicht mit Leib und Seele dafür bin, daß sie sogleich eingeführt werden solle bei jedem dafür ungeneigten und unvorbereiteten Volksstamme. Aber all die einzelnen Formationen geben in der großen und ganzen Politik nicht den Ausschlag; ob ein lebendig Staats-Volksleben, ein kompakter Nationalsinn da sey, das bleibt ewig die Hauptsache; das wirklich Vernünftige siedelt sich auch vernünftig dahinein, und wir werden's mit Staunen sehen, was Preußen einmal plötzlich wieder seyn und leisten wird, wenn es wirklich einmal gilt, Etwas zu seyn und zu leisten. Denn es hat ein persönlich organisches Leben. Wer traute uns den siebenjährigen Krieg zu? Und die Freiheitskriege?"

„Sie haben am Ende Recht, daß ich auch Memoiren schreiben könne; — ich fuhr Sie an, als Sie mich darnach fragten, ich bin wohl am Ende so widerborstig und patzig geworden, weil ich so wenig Wohlwollen erfahren habe, so selten von Freundesrath gestärkt worden bin. Was bieten mir die Freiheitskriege poetisches Detail, was kann ich mich freu'n auf Darstellung der grundlosen, schwelgerischen Träumerei, die ich nach der Kriegszeit unter den Romantikern genossen, auf

Darstellung der Theaterverwaltung, die mir so wohl gelungen ist, und von woher ich die Handwerkspraxis und die philosophische Bodenlosigkeit eines Bessern belehren kann!"

So fand ich Immermann im Frühjahr 1839; ich war auf dem Wege nach Frankreich begriffen, und er versprach, mir seinen Münchhausen dahin nachzusenden, sobald er vollendet sey. Dies that er mit einem Briefe, den ich hier mitgebe, weil er auch den Charakter des Mannes zeichnen hilft, und von dessen damaliger Stimmung Zeugniß gibt:

„Ich habe gezögert, Ihnen zu antworten, verehrter Herr, weil ich gern den Münchhausen meinen Zeilen zum Begleiter mitgeben wollte, und dessen Equipirung sich von Tag zu Tag erwarten ließ. Nun ist er endlich equipirt, d. h. broschirt, und ich sende Ihnen, Ihrem Wunsche gemäß, alle vier Bände. Es verlangt mich, zu hören, wie er Ihnen gefällt. Mir kommt er vor, wie ein Knabe, der sich auf einmal in seinem fünfzehnten Jahre herumwirft. Auch solche Aenderungen des Uebergangs beruhen auf organischen Gesetzen. Theilen Sie ihn Heine mit, und wiederholen Sie diesem, wenn ich bitten darf, meine besten Empfehlungen."

„Es muß gar arg um die dortige Literatur stehen, wenn Jemand, aus der deutschen Anarchie kommend, unsere Zustände noch ehrlich und unschuldig gegen die französischen findet. Möglich indessen, daß Sie Recht haben, daß die Franzosen **Condottieri**, Miethsoldaten sind, die für Geld oder Miethehre sengen und brennen, und wir wenigstens als naive Raubritter passiren können, die sich hinweg von ihrer Beute in aller Seelenruhe gütlich thun. Es würde mich sehr interessiren, wenn ich bei Gelegenheit mehr vom dortigen Wesen vernähme; doch dürfen wir wohl öffentliche Berichte von Ihnen erwarten. Mir ist der jetzige oder wohl schon ehemalige Chef der neuen Poesie, Viktor Hugo, immer nur wie ein Marionettenspieler vorgekommen, der die großen, von Andern herübergeborgten Motive von Holzpuppen abspielen läßt."

„Ich bin jetzt sehr emsig in dem Aufsatze: „die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren," da der erste Band der Düsseldorfer Studien, wie ich das Buch nenne, binnen Kurzem fertig seyn **muß**. Der Stoff ist mir so angeschwollen, daß der Aufsatz noch über den ersten Band hinausgreifen wird. Wie gern hätte ich dabei fremden Rath und insonderheit Ihren. Ich rede Viel von mir und von meinem Individuellsten, scheue mich nicht, Knabenmeinungen zu Markte zu bringen, freilich immer in der Betonung, um nachzuweisen, wie die Weltgeschichte durch ein Individuum hindurchging, aber man kann doch leicht bei

solchen persönlichen Sachen verleitet werden, tedlös und minutiös zu seyn."

„Auch ich hoffe noch auf fernere gute und wohlthuende Berührung mit Ihnen. Die erste würde seyn, wenn Sie, von Paris zurückkommend, am Rheine ein paar Tage in meiner Gesellschaft verweilten."

„Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin meine freundlichsten Grüße."

Düsseldorf,
den 12. Juli 1839.

Aufrichtig
ergeben
Immermann."

Gegen den Herbst desselben Jahres reiste er wieder einmal nach der Elbe herüber, und genoß die Freuden eines endlich populär gewordenen Talentes. Er fand, selbst ungewöhnlich aufgeweckt hierdurch, noch viel mehr, er fand eine Liebe, er fand ein Weib aus dem Niemeyer'schen Stamme. Sein nächstes Leben in Düsseldorf wurde das glückseligste, was er gekannt; alles Organ, alle Fähigkeit erhob sich in ihm zu neuem Schwunge; von Liebe voll, ging er, alles Andere beiher lassend, an eine Bearbeitung des fleischigsten, schalkhaftesten Liebesgedichtes, an Tristan und Isolde von Meister Gottfried von Straßburg. Dahinein hauchte er all seine an so hartem Holze aufgezündete Glut, — wer berechnet ein Schicksal! Mitten hinein fiel ein Nervenschlag, und hinweg war dies trotzende Leben!

Jene Düsseldorfer Studien sind jetzt eben unter dem Titel „Memorabilien" erschienen, freilich auf eine Fortsetzung angewiesen, die Niemand geben kann, denn es handelt sich um das persönlichste Entwicklungsleben eines Dichters. Die Dichter sind wie die Schicksale: man kennt nur ihre Aeußerungen, nicht ihr wirkliches Getriebe. Wunderbar! Lag neben aller Lebensfrische die Ahnung in ihm, es sey dies das letzte Buch, was er zum Abbild seines Wesens uns geben könne? In diesem Buche nämlich geht er ein auf einen philosophischen Nachweis der Zeit und seiner selbst, auf ein philosophisches Theoretisiren, wie er sonst immer vermieden hatte.

Der Aufsatz „Maskengespräche" in der Pandora stammt wohl auch aus dem letzten Glücksjahre Immermanns.

---

Ist es nicht, als ob diese beiden Todten das Vaterland in seinen zwei Haupttheilen, die Zeit in ihren zwei großen Hälften, die letzte

Epoche von ihrer Abend- und Morgenseite, den Januskopf unserer Welt darstellen wollten? Und zwar so, daß sie miteinander abwechseln, das jugendliche und das bärtige Antlitz des Januskopfes zu zeigen?

Die letzten zwanzig Jahre spiegeln sich an diesen Männern. Von 1820 bis 1830 herrscht ein Glaube an Geschichte vor, man hofft Alles von einer Restauration der Vergangenheit, Immermann geht mit den absterbenden Dichtern, und zeigt wenig Neigung und Fähigkeit, wahrhaft original aufzutreten; Gans dagegen erwächst in rationeller Opposition gegen das blos Geschichtliche, sein Gestirn ist im lebhaften Aufsteigen begriffen, während das Immermann'sche auf demselben Standpunkte am Rande des Horizontes verbleibt. Die blos patriotische Literatur, schön wiedergeboren durch die Freiheitskriege, verfällt schon in den zwanziger Jahren aus Mangel wahrhaft lebendiger Talente in Manierirtheit, und verliert die Macht auf das Publikum; die begabteren, nicht streng dazu gehörigen Autoren, welche halb die Romantik von Jena fortsetzen, halb ein inhaltsloses, blos formenspielerisches Aesthetisiren wollen, finden nur Theilnahme bei feinerer Bildung. Diese Bildung hält diesen einzigen Reiz eine Zeitlang für den höchsten, weil er der einzige ist, und Tieck, als Mittelpunkt jener Formenromantiker, erlebt während dieser stillen Zeit, die von Göthe dem Greise keine Gesetze mehr sieht, eine Prinzenmacht von artigem Zauber. Der Zauber ist vorhanden für den spinnenden Poeten, für die Landedeldame, für den kleinen Salon, welcher nur leise Anregung von der Literatur will, für den Staatsmann, welcher die Presse nur für Etwas hält, was beschwichtigt seyn müsse, und welcher literarischer Kunst nur Schilderung konventioneller Leidenschaft angemessen glaubt. In diesem Kreise der Anerkennung ist Immermann zu massiv, und kann kein besonderes Glück machen. Der vorherrschend historische Sinn außerhalb der Tieck'schen Verfeinerung hielt sich da lieber an ein Talent des Auslandes: Walter Scott wurde eifriger gesucht, als irgend ein deutscher Autor, und dessen Nachahmungen versorgten neben der Abendzeitungs-Journalistik und neben dem talentvollen aber geschmacklosen Clauren das weitere Lesebedürfniß.

Daneben mußte unter allen Lebhaften und Weitertrachtenden Eduard Gans als ein junger Führer des Formenfortschritts raschen Antheil finden, selbst wenn er nicht in sich als neu verarbeitete Wissenschaft modernes Staatswesen empfohlen, selbst wenn er sich nur, wie er that, den Franzosen angeschlossen hätte, die in der Restaurationszeit von Jahr zu Jahr eifriger und breiter das Thema radikaler

Reform, was in Europa wieder eingeschlummert, aufgenommen hatten. Ist er doch auch, entgegnete man den Bedenklichen, in den stilleren Weisen ästhetischer Literatur erfahren! Hat er nicht über Hamlet geschrieben, so gut wie Einer und besser wie Mancher? Ueber Tieck's dramaturgische Blätter, über Roberts Cassius und Phantasus, über Sophie Müller, über Henriette Sonntag? Sieht man denn nicht eben bei ihm, daß die Dinge der Aesthetik schön und würdig sind, wenn sie in größerem Zusammenhange größer und würdiger gefaßt werden, als Dies von den ästhetischen Theetischen und deren Organen geschieht? Diese Richtung der ästhetischen Kritik, welche Lessing begonnen, Schiller und Göthe oft angedeutet, Börne ebenfalls in diesen zwanziger Jahren interessant und original aufgenommen hatte, die Richtung, auch das ästhetische Produkt im Zusammenhange mit aller Geistesäußerung der Zeit aufzufassen, war dem Gans'schen Aufschwung von großer Förderniß. Die politische Einseitigkeit und Aufdringlichkeit, wodurch solche Kritik ungeschickt und unrichtig werden, ja sich völlig vernichten kann, war bei Gans durch eine breitere, vielerlei Lebensgesetz einschließende Methode vermieden, und die blos verständige Auffassung befremdete nicht und störte nicht einer Aesthetik gegenüber, die gar zu sehr in Unbestimmtem, Nebelhaftem, und Haltlosem hinfloß. So erwarb Gans bis in die dreißiger Jahre selbst auf dem eigentlich ästhetischen Felde Lorbeeren, und sie waren rascher für ihn zu haben, als für den eigentlichen Aesthetiker Immermann.

Die Gans'sche Richtung im Allgemeinen erstieg natürlich ihren Kulminationspunkt mit Eintritt des zweiten Jahrzehnts, mit Eintritt der Julirevolution. Aber nur die Richtung erreichte von da an mehrere Jahre unbedingte Herrschaft; Gans selbst hatte keine Fortschritte mehr in der Popularität vor sich, und, merkwürdig genug! just im aufgeregten Jahrzehnt, wo es sich überall um Verwirklichung seiner Theorien handelte, kam er mehr und mehr in den Hintergrund, ja noch mehr: Immermann, der sich feindlich und widerwillig zu dieser Zeit verhielt, stieg auf. Wie war Das möglich? Die theilweise Verwirklichung jener Theorien bewerkstelligte oder versuchte sich nicht in einem entscheidend gelingenden Umschwunge, und doch auch nicht in beweisender Methode. Jener hätte freies Feld, diese eine regelmäßige Bahn für Gans geboten. Sie versuchte sich in stoßweiser, undisziplinirter Aufregung, in Sturmstößen: dem preußischen Professor war dazu nirgends ein energisches Verhältniß möglich, es gab Krieg, nicht Kampf. Dieser Krieg wurde ferner vom Jahre 33 ab, vom Frankfurter Attentate ab, systematisch reaktionär von den Regierungen, auch von

der Landesregierung des Professor Gans behandelt; dieser Krieg war ferner am auffallendsten und interessantesten da, wo er äußerlich zu unterliegen anfing, von ästhetischen Talenten aufgenommen worden, die man ein „junges Deutschland" nannte. So entfernte er sich aus Gans Bereiche, und näherte sich, mehr und mehr das äußerliche politische Thema verlassend, Immermann. Eine geschichtliche Wendung gab den Ausschlag nach Immermanns Seite hin. Sie trat bald nach 1835 ein, und bildete sich von Jahr zu Jahr fester: das französische Vorbild nämlich wich als Vorbild weiter und weiter zurück, es galt bald nur für eine Anregung, die man patriotisch zu wenden und patriotisch auszubilden habe; der kosmopolitische Gedankengang, der seit etwa 1825 zehn Jahre lang vorgeherrscht hatte, wich dem nationalen. Dieser benützte alle Lebendigkeit, welche jener erweckt hatte, und zeigte sich 1840, als der Franzos, politisch düpirt und politisch unklug, von Eroberungskriegen zu sprechen anfing, überraschend allgemein und überraschend ausgewachsen.

Dies Alles gedieh dem Dichter, der auf nationaler Art beruhte, und unterstützte den Publizisten nicht, der immer auf Frankreich gewiesen hatte. Dem Dichter zum Frommen entwickelte sich als natürliche Folge solchen Ganges wärmere Theilnahme an eigentlicher Produktion, das heißt an freier Erfindung durch vereinigte Kräfte der Phantasie und der Bildung, im Gegensatze zur bloßen Themabesprechung vorherrschend politischer Literatur.

Gans hegte entschiedene Vorliebe für das Neue, für das immerwährend sich Entwickelnde. Nicht die That, nicht die Gestalt, nicht irgend eine verdichtete Erscheinung mehr, die Absicht und Gedankengang bereits verarbeitet in sich trug, Nichts von alle Dem hatte eine unmittelbare Gewalt über ihn: er mußte es erst, wie jedes blos philosophische Talent, gedankentrennend wieder in seine Bestandtheile zerlegen, wenn es wirksam auf ihn werden sollte. Immermann, der Dichter, dagegen, welcher gedankenhaft eigentlich doch, eigentlich eben so der modernen Zeit angehörte, weil er eben so rationelle Begründung der Dinge wollte, Immermann hatte keine Freude am Neuen, weil es sich eben als Neues stückweise und noch nicht in überkleideter, voller Zusammengefügtheit darstellen konnte. Ihm wurde das Neue erst von Tage zu Tage, das heißt durch Bestand und Alter, schön, wie eine Baumschule, je mehr sie dem Walde ähnlich wird, und je mehr sie wie Gotteswerk und nicht wie Menschenwerk aussieht. Für Gans aber wurde es reizlos, je weiter es sich von den Kennzeichen der Entstehung entfernte.

Eben so mußte sich auch das Publikum abwechselnd verhalten zu dem Einen und zu dem Andern: in den zwanziger Jahren vorherrschend günstig zu Gans, denn man trachtete nach neuen Bestandtheilen; in den dreißiger Jahren günstig zu Immermann, denn man sehnte sich nach Fülle, nach verdichteter Mannigfaltigkeit, man war der einseitigen Verstandesspekulation müde.

Halten wir Beide an die eine Größe, welche sie gemeinschaftlich hochachteten, daran kann sich ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit vielleicht am deutlichsten entwickeln: Beide hörten aufmerksam auf Göthe. Gans auf Gedanken- und Formenentwickelung; die darunter ruhende eigentliche Romantik, das heißt, die eigentliche Blüte von der Ehe zwischen Gedanke und Form, blieb ihm verschlossen. Ein Göthe'sches Lied, eine Göthe'sche Geschichte konnte er nicht in ihrem innerlichsten Zauber genießen, sondern nur in ihrer Bedeutung. Das Talent des Geistes war auf ihn wirksam, nicht das ganze Göthe'sche Talent, womit dieser die Nation überwältigte. Dagegen waren die blanken Zeugnisse von Geist in Göthe nur beiläufige Wirkungsmittel auf Immermann: dieser war versenkt in alle breite Fülle des Göthe'schen Genius. Daher nahm Gans Redewendungen von Göthe an, diesem aber, Immermann, folgte immer der ganze Göthe'sche Erfindungskreis, wenn er sich eine romantische Welt erfinden wollte, die in verwandten Bestandtheilen Göthe auch beschäftigt hatte. In der Rede aber erinnerte Immermann viel weniger an Göthe, denn er wohnte, ein Dichter, viel tiefer in jenem Dichter. Da mochten wohl kleine Bläschen zu dem Wasserspiegel eben so aufsteigen, wie er z. B. bei Reisebeschreibung die Staffage und Nebensache mitunter gerade so ohne Zeitwort gibt, wie Göthe seit der italienischen Reise öfters that; — aber Gang, Wurf, Rhythmik, Styl wurde ganz anders.

Zugegeben, daß Gans Schriftsteller geworden sey in der Bedeutung des Wortes, wonach schöpferische Thätigkeit dafür erfordert wird; — er hat nur einen Ton, weil er nur von Seiten der Bildung an die Dinge tritt und an die Schriftstellerei, nicht von Seiten des von aller Bildung unabhängigen Talentes, wie Immermann, der im Lustspiele, in der Tragödie, im Epos, im Mährchen, in der Reisebeschreibung, im Romane überall eine neue Melodie zeigt. Das Talent benützt die Bildung, aber immer nur indem es sie sich zu eigen, das heißt zu etwas Eigenem macht; die Bildung benützt das Talent, indem es sich das daran Ablösbare aneignet, und dem daran Unzertrennbaren sich unterwirft.

Darum ist ein Philosoph, der zur Parallele neben einen Dichter

gestellt wird, immer im Nachtheile, wie der Herbst, der neben dem Frühlinge gepriesen seyn soll. Das philosophische entblätternde Talent ist bis zum Winter vollständig nachzuweisen, und jede abgeschlossene Rechnung ist ja ein Zeichen von Armuth. Die Schöpfungskraft des Frühlings aber nimmt nur ein Ende, weil ihre Zeit von anderer verdrängt wird, nicht weil ihr Stoff und Fähigkeit erschöpft wäre.

Kann man aber deßhalb sagen: Wenn Neigung und zufällige Richtung eingetreten wären, so hätte Immermann alle Vorzüge von Gans auch entwickeln können, denn er war von stärkerem Kerne, und dadurch von größerer Mannigfaltigkeit? — Das war er, und ein dichterisches Talent von solcher breiten Grundlage, wie Immermanns, schließt fast alle schriftstellerischen Fähigkeiten ein, wenn es auch menschlicher Weise nach nicht alle gleich kräftig ausbilden kann. Trotz Dem kann man Obiges nicht sagen. Die Neigung und die Richtung eines starken Talents sind nichts Zufälliges, sie sind Folgen innern Gesetzes. Dies Gesetz heischt, sich so zu äußern, wie man sich am mächtigsten äußern kann. Die mannigfaltige Kraft hat eben auch eine andere Bestimmung, als die spezielle Fähigkeit, und diese letztere bleibt wichtig, und unter Umständen groß auch neben jener, in Zeiten der Entscheidung kann sie sogar vorzüglicher seyn.

Immermann konnte sich nicht, wie Gans, ein ganzes Leben lang auf eine Aufgabe, die theoretische Staatsbildung werfen, und in dieser ständigen Thätigkeit ein wirksames Beispiel und eine am Ende durchgreifende Thätigkeit darbringen, — solche Bresche schlagende Wirkung ist nicht des Dichters, die breite Wirkung ist die seine.

Und wie erweiterte Gans die seinen Kräften angemessene Aufgabe! Er trachtete, europäisch zu wirken. Das konnte Immermann gar nicht, denn er konnte nur mühsam und kümmerlich das Fremde auffassen, er war zu national, zu deutsch. Hier war seine Kraft beschränkt neben der Gans'schen, eine Beschränkung, die allerdings eben in sich die sonstige Ueberlegenheit gegen jenen ausbildete, eine Beschränkung, die aber auch Alles in sich birgt, was der Begriff „Nationalität", dies größte, aber bloße Hilfsmittel, als wirkliche Beschränktheit mit sich führt. Immermann kannte nicht einmal das Ausland, und was er davon kannte, die Dichtung und Geschichte, war just dem Erfolge hinderlich, welchen er hervorbringen wollte. Weil er starke Beispiele der Fremde genossen, ward er so lange in dem Tone geirrt, welcher allein in der Heimath wirksam seyn konnte. Das Ausland war für Gans die Stärke, für Immermann die Schwäche.

Und wiederum im Auslande gingen sie weit auseinander: Wenn Immermann da Partei nehmen sollte, so geschah es ohne Weiteres für England, das stammverwandte, was innerlich, organisch gemessen, breit, detaillirt sich entwickelt. Gans griff dagegen nach Frankreich, und hieran zeigt sich noch anders, als an Göthe, die Grundverschiedenheit beider Männer, die hier neben einander gestellt sind, nicht weil sie einander glichen, sondern weil sie einander ergänzen.

Immer vielleicht, heutiges Tags aber schlagend deutlich, theilen sich die Menschen den großen Lebensfragen gegenüber in zwei Hauptgattungen: in die organisch-historischen und in die geistesdespotischen.

Jene ordnen den Geist der Zeit, ihren eignen Geist den Einrichtungen unter, welche als Geisteserzeugnisse der Vorzeit Raum und Ausbreitung und Entwicklung gefunden haben in der Geschichte und Sitte des Landes. Sie sagen: da ist auch Geist, und Erfahrung und Gewohnheit obenein.

Diesen aber steht der eben lebendige Geist auch über der historischen Entwicklung des Geistes, denn die historische Entwicklung lasse oft den Geist nur gehemmt zum Vorschein kommen, in matten Epochen sogar verkehrt.

Diese Prinzipientheilung geht schärfer durch, als wenn man von Konservativen und Liberalen spricht; denn der Historisch-Organische hat der Geschichtlichkeit wegen oft ein liberales Institut zu vertheidigen, und der Geistesdespotische will oft aus zustimmender Raison ein historisches Institut konservirt sehn.

Im Wesentlichen gehörte Immermann zu Jenen, wie wenig er Historiker war: er traute der Geschichte mehr Geist, Macht, und Reiz zu, als dem augenblicklichen Geiste, die Nationalität war ihm ein größerer Schatz der Einsicht, als die eben gangbare allgemeine Einsicht Europa's; — und Gans gehörte zu Diesen, wie sehr er Hegelianer war, und als solcher dem Produkte der Geschichte den wahren Gottesgeist zugestehn sollte. Gans spottet sogar gern über das Wort „organisch", weil er den Nebenbegriff eines unbehilflichen Naturwachsthums damit verbindet, was vom freien, an nichts Zufälliges geknüpften Geiste unendlich überholt werden könne.

Und doch gehörte Immermann in mancher Forderung und rationeller Beweisführung zum Liberalismus, und doch demonstrirte Gans seinen despotischen Geist vielfach aus geschichtlichem Nachweise, behaup-

tend, der Konservatismus beharre auf unwesentlichen Hüllen der Geschichte, während er, ein philosophischer Historiker, den geistigen Kern der Geschichte fordre.

Beide waren Juristen, und trafen z. B. im Verlangen öffentlicher Gerichtsbarkeit zusammen. Aber auf ganz verschiedenem Wege! Immermann, am Rheine unter altdeutschen Stämmen daran gewöhnt, vertheidigt sie als historisch deutschen Gebrauch, und hielt ihre Einführung in den östlichen altpreußischen Provinzen für mißlich. Der Praxis näher im Sinn und im Amte, faßte er das Gerichtswesen bürgerlicher. Wie es sich bürgerlich gestaltet für bestimmte Verhältnisse, bestimmte Personen, war es ihm poetischer, seine Sprache darin, seine Rede dafür wurde eindringlicher, fleischig-lebendiger, je persönlicher sich Alles fassen ließ. Für Gans dagegen war der daraus abgezogene politische Grundsatz Alles, und seine Rede ging eilig aus dem einzelnen persönlichen Antheile in die allgemeine Folgerung.

Wie verschieden zeigten sie sich dem Simonismus gegenüber, und doch ganz ihrer gegenseitigen Ergänzung gemäß! Gans suchte darin das politisch Praktische hervor, und spottete über das Metaphysische darin; — Immermann spottete über das politisch Unpraktische daran, und ihn interessirte das Metaphysische des Simonismus. Denn Immermann war als Dichter im Wesentlichen religiös, Gans war im Wesentlichen ohne Religiosität.

Kurz — alle Unterschiede und Gemeinschaftlichkeiten gehen darauf hinaus: der Eine war Poet, der Andere Philosoph. Man kann Dies aber nur am Schlusse sagen, weil diese Bezeichnungen heutiges Tags zu allgemein sind, und weil sie bei Immermann und Gans von vornherein mancher Bemerkung den Weg vertreten würden. Man ist nicht gewohnt, daß der Poet die bloße Naturanschauung gering achtet, und daß er die Philosophie im philosophischen Raisonnement anzugreifen geneigt sey, — welches Beides bei Immermann dem näher Zusehenden entgegentritt. Man ist nicht gewohnt, daß der Philosoph eben so lebhaft Theil nimmt am Handeln und Gestalten der Gegenwart, wie am Spinnen der Grundfäden alles Handelns und aller Gestaltung. Ja, Gans hatte neben dem philosophischen Sinne einen sogar noch stärkeren politischen Drang, und wenn man ihn diesem überaus hingegeben sieht, so kann man den Philosophen ganz aus dem Auge verlieren.

All dies Beiwerk zur Seite lassend, verschafft man sich mit den Begriffen „Poet" und „Philosoph" noch am Ende eine Hauptübersicht

über die Kräfte dieser zwei Männer. Der Philosoph folgert nur, der Poet findet nur. Dieser scheint nur auf gut Glück zu suchen, nur mit einiger ästhetischer Methode, und die Aeußerung scheint da oft überaus willkührlich. Aber er setzt eine ganze, unausrechenbare Menschenkraft in Bewegung, und zwar vermittelst eines Geheimnisses, was nur ihm eigenthümlich, und was ebenfalls allem Nachweise entweicht; denn das Talent ist eine Gottheit, die sich nicht definiren läßt, und die auch in den Werken des Talentes nur stückweise zu erkennen ist. So entsteht bei Immermann die Unmittelbarkeit und die Mannigfaltigkeit, die dem Philosophen, wenn er sich rücksichtslos äußert, Waare der Beliebigkeit heißt, willkührlich Zeug.

Dagegen sagt der Poet vom Philosophen: Er findet ja Nichts, was wir nicht schon hätten, er sucht nur und stellt Bestandtheile zusammen auf eine bestimmte, einseitige Weise, er eilt zur Folgerung, die ein Anderer, anderem zusammengestellten Gesetze folgend, anders ausspricht, es ist da Nichts von Offenbarung, nur Handwerk des Geistes, nur Macht der Armuth.

Eben so getrennt bildet sich der Styl: Gans übersieht von Anfang bis zu Ende, und seitwärts nach allen Richtungen, was er will, da ist keine Ueberraschung, kein unerwartet aufspringender, reizender, auf dem Wege stärkender Quell möglich, da wird der Styl kalt, wie Ziegel und Stein sich aufbauend, nur architektonisch, nur Regel suchend in Geradlinigkeit. Die höchste Höhe, die da erreichbar, ist eine rhetorische: — wäre denn aber die Klarheit und wohlthuende Ordnung, das überall reinliche, oft feine, noble Wort, wäre die staatsmännische Wendung an scharfen Ecken nicht etwas Schätzenswerthes?

Allerdings ist sie nicht so mannigfaltig, wie bei Immermann, der die ganze Landschaft mit Schloß und Haus zu geben scheint, mit Baum und Busch und Wasserspiegel, und mit den belebenden Menschengruppen obenein. Aber ist es nicht auch ein Uebelstand, daß er in sein Thema hineineilend mit kantigen Einzelsätzen oft verräth, er suche sich erst die Höhe, von der Alles in's Ganze gefügt abrolle? Er beherrsche noch nicht den Stoff? Er habe ihn noch nicht in sich entwickelt, sondern lasse erst die Entwicklung vor sich gehn?

Was auch beide Gattungen an einander aussetzen mögen, der Gewinn bleibt unserm Vaterlande, zwei solche Männer besessen zu haben, und in der Geisteswirkung fortzubesitzen, von denen jeder seine Art so stattlich durchgearbeitet hat. Beide zusammen, welch ein stolzes Stück

Deutschland repräsentiren sie! Eine dergestalt das Ausland würdigende Art, wie Gans, besitzt der Franzose gar nicht, und selbst der Engländer nicht, wie geneigt er sey, Fremdes zu beobachten. Und was daran nachtheilig seyn könnte, das wird ein Nationalvorzug, da es uns nicht an solchen nationalen Gegenhaltern fehlt, wie Immermann einer war.

Heinrich Laube.

Aloys Büssel.

# Norische Tage,

aus

den Lebensstationen eines süddeutschen Poeten,

mitgetheilt

von

**Aloys Büssel.**

---

Der Kanonendonner der französischen Armeen in Oberitalien rollte fort und fort über die südlichen Berge herüber in das stille, von waldigen Höhen umschlossene Heimatthal. Vor dem Namen Bonaparte, der als Heerführer und als Sieger die Welt in Erstaunen setzte, beugte sich Jedermann. Die vorausgegangenen Schrecken der Revolution, die ihn, wie Mancher deutete, als strafenden Rächer ausgeboren, dauerten noch in ihren Schwingungen fort. Man bangte für die Altäre und für den Besitz. Der junge Sieger Bonaparte hatte die Bedeutsamkeit eines neuen Mahomed erlangt, der mit seinen krieggewohnten Schaaren käme, den Völkern deutscher Erde „den rechten Glauben zu nehmen", und sie, wie der begeisterte Muselmann, mit gezücktem Schwerte zur Annahme des Mahomedanismus zwänge.

Die frommgläubigen Thalbewohner schauderten, wenn man den Namen Franzose aussprach, denn sie verbanden mit ihm den Untergang alles Bestehenden, alles Heiligen; sie legten der revolutionirenden Nation geheime Zauberkräfte bei, und schnell verbreitete sich in den Gebirgen die Sage, daß die Franzosen einen Erdspiegel besäßen, der sie in den Stand setze, Flüchtlinge und ihre Schätze, und bärgen sie

sich auf den höchsten Alpenspitzen oder in den tiefsten Bergschluchten, auf der Stelle zu entdecken, und sie ohne Zuthun der Hände oder der Waffen in die Ebene zu beschwören, wo Glaube und gerettetes Kleinod die Beute ihres Zornes würden.

Entschlossener waren die Nachbarn, die immer schlagfertigen Tyroler, auf den Schutz der heiligen Maria in Kampf und Gefahr vertrauend, obgleich die norischen Volksstämme an der Salzach und an der Saale nicht minder den Schirm und die Gunst der mächtigen Madonna in allen Lebenssituationen in Anspruch nehmen, und zu Hunderten in den Lenz- und Herbsttagen nach der feierlichen Bergstätte pilgerten, wo eine Kirche italischen Styls ihr mirakulöses, huldblickendes Bild verwahrt. Die juvavischen Gebirgsvölker sind sanfter, aber auch weichlicher; sie befassen sich lieber mit dem Hirtenstab, als mit der Büchse oder mit dem Stutzen, aber sie sind neuen Ideen bei weitem zugänglicher, als der starrgläubige Tyroler, der verwegene Bergkletterer und Scharfschütze, der mit seinem sicher treffenden Feuerrohr eben so leicht nach der Brust der Gemse, als nach jener eines Menschen zielt. Den Tyroler durchglüht der Wein, den er wohlfeilen Preises trinkt; mit dem Blute seines Stammes vermengte sich schon südliches Feuer, aber er verschließt sein Herz der Macht verführerischer Suade, sobald sie es versucht, fromme Vorurtheile zu bekämpfen, oder schiefen, tiefgewurzelten Ansichten eine bessere Richtung zu geben, und den Geist für kühneren, freieren Aufflug, zu tieferer Forschung in der Religion oder der Natur zu veranlassen.

Luthers Lehre drang zweimal in die salzburgischen Gauen ein. Sie fand Aufnahme. Der Tyroler erblaßte, als er vernahm, daß seine Nachbarn die neue Lehre umfaßten. Die Salzburger jener Gauen, die wir aus der Geschichte kennen, wanderten endlich aus. Sie hatten den Muth, ihrer Ueberzeugung zu folgen. Schwärmerisch treu dem Kaiserhause, wie ihrer Religion und ihrem Kultus, stoßen jene mit hartnäckigem Trotze jede Neuerung von sich, und sie verwahren ihr Haupt gegen die Macht umgestaltender Ideen, wie gegen die blitzende Waffe, die das Auge blendet. Der Kampf von den Bergen und auf ihnen gegen andringende Feinde war in den Jahren des berühmten Kampfes gegen die französisch-republikanische Armee unter Bonaparte für sie eine eben so heilige Sache, als in den Tagen, als sie für Kaiser Maximilian, den ritterlichen Kaiser, mit ihren Büchsen den Eingang in die tyrolischen Berge beschützten, oder ein paar hundert Jahre später den chevaleresken Kurfürsten Max Emanuel mit seiner Heeresmacht siegreich aus ihren Alpenmarken trieben. Die Tyroler der letzten

neunziger Jahre waren dieselben in Glaube, Lebensansicht, in politischer Meinung und in Gewandtheit ihrer Waffe, als wie zur Zeit der Liga von Cambrai, welche die italischen Lande für das deutsche Kaiserhaus in Anspruch nahm.

Von ihren Alpen und Bergen herüber, verschlungen mit den norischen, drang der Ruf ihrer Kämpfe in die norischen Heimatthäler, der Ruhm ihres Muthes in jedes Dorf, in jeden einsamen Bauernhof, und immer näher kam die Losung: Rüstet euch, Männer, die Franzosen bedrohen unsre Halden und unsern Herd! Die Kampflust erwachte, angeregt durch das Beispiel der Tyroler, bei den benachbarten Gebirgsstämmen, die unter dem Krummstabe seit Jahrhunderten lebten. Sie entwickelten wieder einmal die Kraft ihrer Altvordern, die dem Erzbischof Mathäus Lang Trotz boten. Der mannhafte Entschluß zum Widerstande gegen französische Herrschaft theilte sich mit Blitzesschnelle dem idyllischen Geschlechte mit. Man mahlte Franzosen auf die Scheibe bei Fest- und Freudenschießen, — man mahlte den modernen Gallier, wie er den Rachen aufsperrt, um die Erde zu verschlingen, und übte sich ein in den Gauen, das Herz sicher zu treffen, das der Eroberung und der Unterjochung Deutschlands — des ganzen Erdballs schlug. Man fand sich ein auf verschiedenen Uebergangspunkten der salzburgisch-tyrolischen Gebirge; die frühere theilweise Abneigung des einen Stammes gegen den andern verschwand, der gemeinschaftliche Haß gegen den Erbfeind verbrüderte sie allmählig; Gemsbart und Wildhahnfeder mit Alpenraute kamen als Symbole gebirgländischer Freiheit nicht mehr vom Hute; kühner und trotziger blickte der nervige Jüngling, der hohe Stämme an steilen Felsabhängen mit markigem Arme fällte, und die heitere Laune erzeugte Jubel- und Spottlieder, die sie zur Zither sangen, und die blühende Jungfrau, schön in manchem Salzburger Gau, wie ein Correggio oder ein Rafael weibliche Ideale darstellte, theilte die Lust der gesicherten Freiheit, denn sie erröthete, wenn ihre lebhafte Phantasie die Gefahr sich vergegenwärtigte, aus den Armen ihres „Buben" in jene eines Franzosen gerissen zu werden.

Keine Last drückte das Volk; mit wenigen Bedürfnissen vertraut, gründete es sich einen behaglichen Wohlstand. Die milde Herrschaft des geistlichen Fürsten, der mit den Symbolen weltlicher Macht jene des beglückenden Friedens und des Segens bedeutsam vereinte: zum Schwerte und zur Krone den Hirtenstab, den Fischerring, und den Kelch, — dieses Schäferregiment duldete keinen Druck, denn er widerstrebte der patriarchalischen Tendenz, und nur die Jagd wurde als ein

unantastbares, als ein ausschließliches Gut des Fürsten betrachtet, und mit strenger Aufsicht bewacht.

Die Volksbildung stand im Allgemeinen noch auf einer sehr niederen Stufe. Geregelter Unterricht wurde nur in den Städten und in den Märkten von angestellten Lehrern ertheilt, die immer zugleich den Meßner- und Kantordienst versahen. Die zweimäligen Versuche, Luthers Lehre aufzunehmen, die im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert so schnell Eingang bei den klaren Gebirgsländern fand, riethen zur Vorsicht, den Geist der Jugend nicht allzusehr zu wecken, und nicht zu freigebig die Bahn zur allgemeinen Bildung zu öffnen. Unter der Regierung des Erzbischoffs Colloredo drängte übrigens schon die Nothwendigkeit, die Völker aus der Nacht der Vorurtheile und der Unwissenheit auf einen höheren Standpunkt der Kultur zu führen. Kaiser Joseph gab seinem Zeitalter einen mächtigen Stoß durch kühne Reformen, und der kluge Erzbischoff, nicht minder liberal in Gesinnung und Ansicht, als der mächtige, geistreiche Kaiser, verriegelte weder die Thore seiner blühenden Residenzstadt, noch die zahlreichen Thermopylen seiner Gebirgsprovinzen, um den rasch anschreitenden, reformirenden Geist des erwachten Jahrhunderts auszuschließen. Der Klerus, dem die Bildung des ganzen Landes anvertraut war, befreundete sich schnell mit dem Umschwunge im Erziehungswesen, und leitete die geistigen Luftströmungen mit unerwartetem Erfolge in seinen Wirkungskreis. Die Philosophie, durch Kant in ihren Grundfesten sondirt und durch seinen schöpferischen Genius in eine ganz neue Gestalt umgegossen, wirkte auf Weltanschauung, auf Lebensprinzipien, und auf den Bildungsgang mit solcher Energie, daß es nicht mehr möglich war, den eilenden Fortschritt zurückzudrängen. Die Aufklärung rückte heran mit dem strahlenden Lichtbanner, und kein Gegenkampf vermochte es, den wohlthätigen Dämon zu verdrängen.

Noch waltete tiefe Ehrfurcht vor dem regierenden geistlichen Fürsten, dem gewaltigen Repräsentanten der Hierarchie; die Gemüther der gläubigen Gebirgsbewohner waren noch kindlich; eine fromme Scheu vor dem geistlichen Staatsoberhaupte, das eine feierliche Glorie umstrahlte, hielt sie in enger Schranke, und sie versanken in die tiefste Trauer, als sie die Kunde vernahmen, daß Pabst Pius VI. starb. Der Haß gegen die Franzosen schlug in noch mächtigern Flammen auf, als man sie verständigte, daß der heilige Vater, aus Rom mit Gewalt abgeführt, als Gefangener der „ketzerischen" Republikaner im Kreise seiner Feinde die fromme Seele ausgehaucht hatte. Durch alle Thäler erschollen die Glocken zur festgesetzten Stunde, und verkündeten die tiefe Trauer

um den hingeschiedenen Kirchenfürsten, den alle katholischen Völker Europa's liebten, den alle Monarchen ehrten. Sein Bildniß wandelte von Haus zu Haus, und kolorirte Kupferstiche, die ihn auf dem Katafalk im päbstlichen Ornate, von flammenden Kerzen umleuchtet, darstellten, machten noch tiefere Eindrücke auf die Tausende von Gläubigen, die in diesem Ereignisse den Untergang der Kirche befürchteten.

Noch waltete das tief eingepflanzte, warme Religionsgefühl bei den norischen Stämmen vor; nicht das Erfassen mit dem Verstande, nicht das klare Schauen des entfesselten Geistes, nicht der abgerundete Begriff hatten sich vorgedrängt: das geheimnißvolle Halbdunkel des Glaubens, seit Jahrhunderten im Gemüthe des Volkes genährt und von letzterem liebgewonnen, gestattete nur das Ahnen deutlicher Erkenntniß. Desto lebhafter regte sich die Phantasie, die im Bunde mit der Empfindung die Poesie in ihrer reichen Blüte entfaltete. Die Sage und die Legende wanderten von Haus zu Haus, von einem winterlichen Abendkreise zum andern, von Thal zu Thal, von Berg zu Berg, und übten ihre Zaubermacht auf die entzündbaren Gemüther der aufhorchenden Bewohner. Die zahllosen Wunder, die hier oder dort von der heiligen Madonna ausgingen, prangten in Gemählden, in Wachsgestalten, nicht selten in Gold und Silber von Künstlerhand gebildet. Ueber jedem glücklich gewendeten, außerordentlichen Ereignisse schwebte die holde Gestalt der Madonna, von himmlischer Glorie umgeben, und der Greis wie der Jüngling, die Jungfrau wie die Matrone, wetteiferten, kostbare Geschenke zu opfern. Gelübde thun und Verlöbnisse machen zur „Himmelskönigin", war eine der wichtigsten Angelegenheiten, denn sie bildete entweder den Anfangspunkt eines entscheidenden Lebensschrittes, oder den Wendepunkt eines Unternehmens, eines Zustandes. Es galt, entweder den Schirm der Heiligen zu erflehen, oder ihr den Dank für die Gewährung, für das Gelingen, für die Abwendung darzubringen. Das Gelübde band unauflösbar; es mußte erfüllt werden, denn es hing die innere Ruhe davon ab. Es that die Braut Gelübde oder verpflichtete sich zu bindenden Verlöbnissen; aber auch der verwegene Scharfschütze kniete vor dem Madonnenbilde auf steiler Bergeshöhe, und gelobte Messen und Geschenke, wenn seine Streifzüge über schwindelnde Klippen guten Erfolg hatten.

In den norischen Gauen wirkte nur der Weltpriesterstand. Der öffentliche Unterricht, die Kanzel, und der Beichtstuhl waren in ihren Händen. Die Jesuiten waren vom ganzen Erzbisthume ausgeschlossen, und der staatskluge Colloredo bot ihnen nicht einmal ein Asyl an, als sie vom äußersten Ende des westlichen Europa's bis zum östlichen die

Flucht ergreifen mußten, geschweige daß er ihnen, wie andere deutsche Fürsten, Palläste gebaut hätte. Ihm, wie seinen Vorgängern, genügte der gelehrte Benediktinerorden, der die klassische Literatur der Griechen und Römer seit Jahrhunderten pflegte und den spätesten Geschlechtern überlieferte. Nachdem Erzbischoff Graf Firmian an dreißigtausend seiner Unterthanen nach Preußen und nach Nordamerika vertrieben hatte, bedurfte es keines gewaltigen Staatsstreiches mehr, den Hang zur Neuerung in der Religion der Urväter zu unterdrücken. Die Verbannung wirkte nachhaltig. Die reichsten Gehöfte lagen verödet und verlassen, weite Fluren und Halden trauerten um die tausend Hände, die sie sonst emsig bebauten, und der orthodoxe Nachfolger Rhodbert's, der das Evangelium nach Juvavia und den damit verbundenen Landen mit fromm-mildem Geiste gebracht, huldigte dem Staatsgrundsatze seiner strengen Zeit: eher das Land ganz zu entvölkern, als nur Einen Satz der Reformation auf seinem Grund und Boden zu dulden. Sollte Hieronymus gegen sie gefälliger und nachgiebiger seyn? Der Primas von Deutschland, der gefürstete Erzbischoff, der Kardinal, durfte und mochte in seinem Kabinette die Ansichten des kaiserlichen Reformators theilen und die Entwicklung der Intelligenz begünstigen: in diesem geheimen Raume durfte er ungescheut sein Glaubensbekenntniß, die Freiheit des Geistes, und die Emanzipation aus den alten Fesseln der Vorzeit aussprechen; allein er blieb äußerlich gebunden an die Formen der Kirche, sein Eid knüpfte ihn an ihre Würde und an die Pflichten seines Kirchenamtes, dem er unverbrüchliche Treue schwur. Er ließ das Licht wenigstens einströmen, so weit es der aufgeklärte Katholik gestatten konnte, und sorgte durch ausgewählte Organe dafür, daß es sich nicht zur gefährlichen Flamme entzündete.

Während eine junge Saat neuer Geisteszustände unter dem Krummstabe aufsproßte, rüsteten sich zugleich die norischen und tyrolischen Gebirgsvölker zum Widerstande gegen den gemeinschaftlichen Feind germanischer Freiheit. Die norischen, rhätischen, und julischen Alpen, unter sich von der Natur eng verkettet, lehrten die einzelnen Stämme, die seit undenklichen Zeiten ihre Wohnsitze dort aufgeschlagen hatten, sich immer enger an einander anzuschließen. Allein auch der letzte Tag glomm hervor, der über Rhodbert's zwölfhundertjährigen Stuhl leuchten sollte; — der letzte Tag, der das Pallium zerreißt und den goldenen Hirtenstab entzweibricht, und den Primas Deutschlands aus dem herrlichen Besitzthume drängt, das unter patriarchalischer Verwaltung ein begabtes, heiteres Volk mit gesundem moralischen Kern, mit physischer Kraft in seinen Marken einschloß. Die Sage vom Untergang geistlicher

Herrschaft mußte in Erfüllung gehen, und die Sibylle der norischen Alpen ließ ihren Gesang in den Thälerschluchten vernehmen, den zehnfaches Echo nachhallte. Wer interessirte sich in Deutschland um den sprachverwandten Brüderstamm an der Salzach, am Fuße der norischen Tauern oder der Kese (Gletscher) in den friedlichen Thälern, an den sonnigen Halden, auf den freien Höhen und flurreichen Bergen? Weil ein blutiger Religionskampf Deutschland auf immer spaltete, weil er die Völker, durch ein heiliges Naturgesetz verbunden, einander entfremdete, und thörichter Haß das mächtige Germanien mit Wuth in zwei Hälften — in ein protestantisches und in ein katholisches — auseinander riß, floh man sich gegenseitig. Die Protestanten verhöhnten die Bewohner Norikums als Söhne schlaffer Geistesbefangenheit, — die Katholiken traten vor jenen scheu zurück, als wäre das Seelenheil gefährdet, wenn sie von ihren Lippen ein Wort vernähmen. Die Lieder deutscher Dichter protestantischer Konfession schwebten endlich nach den blühenden Auen der Juvavia. Die Herzen schlossen sich auf vor der Zaubergewalt der deutschen Poesie, die in den festlichen Gesängen der Messiade, wie in den Leiden des jungen Werther, in den erwachten Chor der lyrischen Dichter, wie in Nathan dem Weisen und in Emilie Galotti, als freudetrunkener Morgengruß einer verjüngten Geisterwelt sich melodisch ergoß. Die feierlich ernsten Religiosen grämten sich, daß die germanische Sprache wieder frische Blüten trieb, und die lateinische aus dem Leben und aus den Schulen zu verdrängen begann. Das dürre, winterliche Laub der Scholastik fiel ab vom Stamme; es hauchte ihn der Odem des Völkerfrühlings beseelend an, der aus den geheimen Tiefen der Poesie und der Philosophie erwärmend hervordrang, und sie übte immer mächtiger ihre Herrschaft, welche selbst Theophrastus Paracelsus, in Salzburg sein eingreifendes Wirken beschließend, durch seine Liebe zu ihr, wie Luther, vorbereitet hatte. Hölty's elegische Klänge und Bürger's schauervolle Balladen, sein markiger Liederton, ergriffen die Gemüther der norischen Jünglinge, und die Mönche, die „das Sittenverderbniß" auf dem Silberquell deutscher Poesie wie auf einem breiten, verheerenden Strome hereinbrechen sahen, verketzerten zürnend den „Zeitgeist", der sich in diesen Erscheinungen — Zucht und Sitte gut-katholischer Tage umstürzend, nach ihrer Ansicht — zum Schmerze der Rechtgläubigen immer kecker offenbarte.

Kant und Fichte und alle edleren Geister, welche ihr Jahrhundert in der Wissenschaft schöpferisch umgestaltet hatten, fanden unversehens in der abgeschiedenen Zelle junger, aufstrebender Religiosen, mitten unter den Aszeten eine Stelle, und die Katholiken, begeistert von der Mor-

genröthe einer herrlichen Zukunft, strebten muthig nach, und bald traten auch unter ihnen eminente Männer hervor, die, gemeinsam wirkend für deutsche Wissenschaft und für deutsche Bildung, den Katholizismus auf einen Standpunkt erhoben, wo er in der klaren Region poetischer Anschauung seine tiefe Bedeutung erlangte, die den Protestanten mit ihm aussöhnte und sogar für sich gewann. Der bekannte Abt Staupitz (des vielhundertjährigen Benediktinerstiftes St. Peter zu Salzburg) stand längere Zeit mit Luther in einem lebhaften Briefwechsel; die Reformation klopfte an den Pforten dieser Abtei an — und wer mag es verkennen, daß in diesem Ereigniß eine historische Symbolik liege, die auf eine spätere Reform Deutschlands in religiöser, politischer, und intellektueller Beziehung hindeutet! An den blumenreichen Ufern der Igonta, des Römer-umwohnten Stromes, wo der Germane mit dem Quiriten gemeinsam lebte, fing es an, auch für andere Konfessionen deutscher Zunge wohnlich zu werden, und Juvavias reizendes Paradies winkte traulich dem Gaste, der, von Weimar oder von Berlin pilgernd, die Bilder einer reichen Vergangenheit auf den mahlerischen Höhen des Mönchberges an sich vorübergehen ließ. Das Vesperlied, das Ave zur Morgen-, zur Mittag-, und Abendstunde erklang noch immer fort von den Glockenthürmen der Klosterkirchen, der Chor der Mönche scholl durch die Säulengänge ernst und feierlich, und die Nonnen sangen zur selben Stunde ihre Psalmen hinter den geheimnißvollen Gittern, die dem neugierigen Blicke wehrten, aber ihren eigenen, vielleicht von stillem Schmerz eben so leicht als von Sehnsucht nach dem Himmlischen naßgeweinten Augen hinlängliche Durchsichtsräume öffneten. In diesen Stunden der Erbauung vertiefte sich das Fräulein in die Lektüre von „Sternbald's Wanderungen" oder in Goethe's Roman „Meisters Lehrjahre", während Fichte's „Ich und Nicht-Ich" und das „Außer sich gesetzt seyn" den Universitätsprofessor im Benediktinerhabit auf dem Katheder fortriß. Die reiche Kaufmännin trippelte andächtig zur Litanei nach Loretto, und die Hofrathsgattin kniete mit ihren Töchtern, das Gebetbuch vor sich aufgeschlagen, vor dem heiligen Antonius von Padua oder vor dem „Wunderbaume", der in seine Krone Madonna's liebliches Bild schloß und von seinen grünen Zweigen Seelenfrieden in das Herz säuselte.

Nach diesen Gegensätzen, die der Anbruch des neunzehnten Jahrhunderts in der Hauptstadt Norikums mitten unter dem Getümmel der Waffen, das wie dumpfes Meeresbrausen nach diesen glücklichen Thälern als Nachhall durch die Berge zog, nothwendig hervorbringen mußte, kehren wir in die Heimat des süddeutschen Poeten zurück, um

mit ihm, dem Repräsentanten norischer Alpennatur, die allmählige Reform des Lebens in allen seinen Beziehungen in Salzburg näher zu betrachten, und von diesem Mittelpunkt aus eine Uebersicht seiner Kulturzustände zu gewinnen, die sich zwischen religiösem und politischem Protestantismus, als zwei einwirkenden historischen Potenzen, in einem Lande bildeten, das vom übrigen Deutschland wenig — am wenigsten vom nordischen gekannt, und nie gewürdigt, als wie eine fabelhafte Oase im Ringe der europäischen Staaten lag. Wären die norischen Gauen, mit ihnen die tyrolischen und karinthischen, unter sich wie die Schweiz verbunden gewesen, sie hätten wahrscheinlich eine historische Bedeutung. Die Ereignisse, die sich vom ersten Bischoff Salzburgs bis zum letzten unter dem Kardinalshute zutrugen, gingen wie innere Hauszwiste vorüber, und äußerten nie einen Stoß auf die Nachbarländer; aber die Kunst hätte sich entwickeln sollen, die, von dem idyllisch-patriarchalischen Charakter geistlicher Regierungen gepflegt und begünstigt, unter analogen Verhältnissen die höchste Vollendung erreichte. Salzburg gebahr den größten Tonsetzer, den unsterblichen Mozart. Soll dieser mächtige Genius Ersatz seyn für Dichter, Mahler, und Bildhauer, welche man billiger Weise in der Geschichte dieses erzbischöfflichen Staates erwartet, der so zu sagen die Elemente der Poesie und der Kunst in dem Zauber seiner romantisch-mahlerischen Natur einschließt, und nur freithätiger Kraft bedarf, um die erste Stelle in Deutschland in dieser Beziehung einzunehmen?

Selten sind große Fürsten, sey es im Kardinalpurpur oder im weltlichen Herrscherornate, und die kleinen dulden keine aufstrebende Genialität, weil sie von ihr nicht verdunkelt werden wollen. Ist der Fürst flach an Kopf und Herz, so muß sich auch jede Kraft um ihn her — so verfügt es sein Wille — in geschmeidigen Gehorsam verflachen, und der Adler muß sich als Haushenne verkleiden, die ihm regelmäßig ein Ei bringt; denn Geistesaufflug, Phantasieschwung, und Forschungstrieb sind gefährliche Genien, die den Schwächling foppen. Selbst das einzelne Große, von Einzelnen in der Kunst gefördert, schwindet, wo man berechtigt ist, für viele Jahrhunderte eine reiche Welt herrlicher Schöpfungen zu finden. Geistliche Dynastien sollten an und für sich in Kunst und Wissenschaft den höchsten Rang inne haben!

## I.

Wir befinden uns im Gebirge! Mit diesem Namen bezeichneten die älteren Geographen ein Thal, das, umengt von hohen Bergzügen, die stellenweise wie der Pik von Teneriffa sich emporheben, nach allen vier Weltgegenden Ausgänge nach andern, von sitte- und sprachverwandten Stämmen bewohnt, darbietet. Es sind Defiléen, die auf- und niedersteigen, sich labyrinthisch durch tiefe, schauervolle Schluchten winden, und oft nur durch den Absturz von Wetterbächen, von Wasserfällen im Sommer, durch den Donnergang der Lawine im Winter, ihre Stille unterbrechen. Manchmal zieht ein flinker Wildschütze mit dem erlegten Gemsbock auf dem Rücken durch, und belebt durch einige weithinschallende, das Mark durchdringende Jauchzer diese stumme Einsamkeit, die mit ihren gigantischen Felsmassen wie mit den ernsten Mienen des Weltgeistes zum Dichter spricht, falls er diese Pfade wandelte. Hat der Wildschütze kein Geschäft, und weckt manchmal das gellende Echo aus den Schlünden oder riesenhaften Klüften, so streicht zuweilen der muntere Spielmann durch, froh der blanken Vierundzwanzigerstücke, die ihm bei einer Hochzeit oder bei einem Festtanze der flotte Bube Tour für Tour freigebig spendend in die Hand drückte, und läßt die hellklingende Violine oder die hochtönende Klarinette ein weiches Adagio oder ein muthwilliges Allegro in die phantastisch-übereinstimmenden, gethürmten Felsengrotten als Lebensklang senden.

Die ringsum auf kräuterreichen Höhen zerstreuten Almenhütten, in welchen entweder Sennen oder Sennerinnen den Lenz und Sommer hindurch in beneidenswerther Zurückgezogenheit, die zahlreichen Herden weidend, glückliche Tage zubringen, dienen häufig zum traulichen Sammelplatze. Gewöhnlich ist die schönste Maid auch immer die Sennerin jedes einzelnen Bauerhofes. Die häßliche hat nie einen Anspruch auf Almendienst, denn sie brächte dem Eigenthümer der Alme keine Ehre. Dort, wo die schönsten Mädchen die Almengeschäfte besorgen, feiert auch die Liebe ihre heitersten Feste. Hoch über den Wohnungen, drei bis vier Stunden über den Heimatthälern, die sich vor ihren Blicken in ein Landschaftsgemälde zusammendrängen, das man mit einer Hand auszuspannen glaubt, im Angesicht des glanzvollen gestirnten Himmels, dessen erhebenden Anblick kein Berg mehr beschränkt, waltet die Liebe unter Gesang und Tanz, nicht zügellos, aber ungebunden, feurig, und in ihrer ganzen Trunkenheit. Die Thüren der Almenhütten sind mit Madonnenbildchen, mit Lukaszettelchen, mit gedruckten frommen Sprüchen

und heiligen Symbolen überklebt. Im Innern der einsiedlerischen Wohnung hängt ein Kruzifix, neben diesem oft ein paar Glasgemählde, wovon eines die Patronin der Sennerin darstellt. Nicht selten ragen über dem Bette der gastlichen Wirthin, das sich wie auf einer Estrade erhebt und durch zierliche Decken und Kissen mit niedlicher Verbrämung auszeichnet, kolorirte Heiligenbilder, die insgesammt als Beschirmer täglich ihren Blumenschmuck erhalten. Zither, Geige, und Klarinette beleben, wenn der Tag des ersehnten Besuches begangen wird, den gescheuerten Raum, und die Nacht wiegt sich von Arm zu Arm hinüber bis zum ersten Morgenroth, das den Tänzer wie den Spielmann aus dem älplerischen Taumel weckt und letzteren mit voller Tasche ziehen heißt.

Der norische Jüngling überklettert die gefährlichsten Klippen, entweder um den Gemsbock zu erlegen oder zur Geliebten zu kommen, die im stillen Kämmerlein seiner mit banger Sehnsucht harrt. Ist das mühsame Tagwerk hinter dem Pfluge oder auf der Tenne vollendet, und das laute Abendgebet verrichtet, so macht er sich unbemerkt auf, und scheut stundenlangen Weg und steile Anhöhen nicht, um seiner fernen Huldin die Nacht zu weihen. Am Morgen, wenn das Ave läutet, steht er wieder kräftig und gerüstet bei der Arbeit. Der fromme Schauer der Andacht, mit dem Kinde schon aufgenährt, regt sich bei diesem Klange, und die Bilder der irdischen Liebe treten in seinem Gemüthe zurück, wie die verlöschenden Sterne. Der Tag sieht ihn wieder regsam, thätig, und unverdrossen, und wandelt der Geistliche zufällig an ihm vorüber, so entblöst er mit Ehrfurcht sein Haupt, und freut sich, wenn ihm der biedere Gruß vom „Hochwürdigen Herrn" erwiedert wird. Er weiß gar wohl, daß dieser Stand auch menschlichen Schwächen unterliegt, allein die Würde, die ihn umkleidet, das Göttliche, dem er sich widmet, gewähren ihm ein Ansehn, das ihn so hoch in der Meinung stellt, daß es Niemand wagt, ihm zu nahe zu treten. Fällt ein junger Priester: sie zürnen ihm nicht, sie schmähen ihn nicht, besonders wenn sie ihn als einen ausgezeichneten Prediger und als eifrigen „Amtsverrichter" kennen lernten. Ertheilte ihm die Natur zur Rednergabe auch Schönheit der Gestalt, so wird er von beiden Geschlechtern in Schutz genommen, und man entschuldigt voll Nachsicht das Vergehen. Ein begabter junger Priester gewinnt in kurzer Zeit alle Herzen seiner Gemeinde. Man verlangt von ihm keineswegs eine aszetische Zurückgezogenheit, man sieht ihn gerne beim Hochzeitmahle, und räumt ihm zwischen dem blühenden Brautpaare an der Hochzeittafel einen Ehrenplatz ein. Zarte, sinnige Sitte, von der katholischen Kirche als bedeutsame Symbolik gepflegt. Der reine Zölibatär darf das Glück liebender Bräute

segnen und sehen, aber die Verletzung des Zölibates hat zur Folge, daß der Verirrte im priesterlichen Strafhause, über das ein Regens die Aufsicht führt, reuig einige Zeit verweilen muß. .

In einer tiefen Thalschlucht, umragt von dem Kranze der höchsten Bergjoche, zu beiden Seiten aufstrebende grüne Matten, steht neben der Kirche, vom Erzbischoff Ernst vor mehr als hundert Jahren im italienischen Style auf Veranlassung eines Wunders erbaut, das geräumige Priesterhaus in stattlichen Architekturformen. Das Haus des Verwalters, das Wirthshaus mit einem Oekonomiegebäude, nnd ein kleines Sommerhaus mitten unter kolossalen Felsmassen, vor Jahrhunderten durch Erderschütterungen von den Gebirgen abgelöst und im Thale bunt nach dem Absturze durcheinander gewürfelt, gewähren dem Orte ein wirthliches und in den Sommertagen sogar einladendes Aussehen. Es gleicht in mancher Beziehung, die Höhe abgerechnet, dem Hospizium auf dem Gotthard in der Schweiz. Die zahlreichen Wallfahrterzüge aus Tyrol, aus den übrigen Salzburger Gauen, und selbst aus Bayern, die vom Mai bis zum Oktober dahin pilgern, bringen Leben und Bewegung in dieses Vaucluse. Die verschiedenen Gebirgsstämme mit ihren originellen Trachten geben dem Mahler den reichsten Stoff zu interessanten Genrebildern. Manche Madonna, der heiligen Madonna fromm-gläubig mit ihrem Opfer und Gelübde zupilgernd, ragt durch ihre Schönheit unter den Schaaren hervor.

Stufen von rothem Marmor führen zum Portale der Kirche empor, das wieder aus Marmor von gleicher Farbe besteht. In der Mitte des Hauptaltars prangt in einem vergoldeten Glaskasten, den Arabesken zieren, das Wunderbild der Maria mit dem Jesusknaben. Tausende von Votivtafeln schmücken pyramidalisch die Seitenwände. Zwei Nebenaltäre aus rothem Marmor und mit trefflichen Altarblättern, in Rotunden vom Hauptaltare sich absondernd, bilden eine weitere Zierde des Innern, das düster-feierlich, mit der stillen Weihe des Wunderbaren, das Gemüth zum heiligen, kontemplativen Ernste stimmt, und in seine eigenen Tiefen den Blick des Geistes zurückführt. Die silbernen und goldenen Ampeln, die an rothen Schnüren mit Quasten vor dem Hochaltare herabhängen von dem hohen Gewölbe, leuchten mit röthlichen Flammen wie Sterne durch finsteres Nachtgrauen. Wogender Orgelklang, das Flammen vieler hundert Wachskerzen, von denen manche vier Schuh Höhe und einen halben Schuh Dicke hat, das Fluten des Weihrauchs, und der Pomp des katholischen Kultus übten mit dem Grandiosen der Naturszene dieses Thales einen mächtigen Einfluß auf unsern Poeten, der am Fuße desselben geboren ist.

Gegen Süd, zwei Stunden von diesem heiligen Thale — von diesem Deutsch-Loretto aufwärts, ragt mitten in den Abhängen, außer aller Verbindung mit der nach Ost laufenden Bergkette, das Vorderhorn genannt, ein Felskegel in die Höhe, der, unter dem Namen „das Lärchhörnlein", von seiner Spitze aus die ganze Umgegend der Stadt Salzburg und selbst von dieser jenen Theil erkennen läßt, den der Mönchberg nicht umgürtet. Der ernste Holzknecht (Holzfäller) wie der Berghirte laben sich an schönen Tagen an dem Anblicke des reizenden Gartens, der Salzburg mit einer Menge von Landhäusern umschließt, und der im Sonnenglanz strahlenden Domkuppeln von dieser natürlichen Pyramide aus; sie senden ihre Wünsche in die zehn Stunden weit von ihnen entfernte heitere Salzachstadt, die ihrer Phantasie wie ein Feenschloß im goldenen Duft erscheint. So nährt sich mit der Sehnsucht nach Seltenem, das ihnen nur die mündliche Tradition lockend ausmahlt, zugleich die Phantasie, die unter den gigantischen Formen der majestätischen Natur den Keim wundersamer Gebilde in sich entwickelt, und, bietet sich die Gelegenheit dar, mit ihrem eigenthümlichen Charakter in Bild oder Wort ausprägt.

Der Bewohner dieses Thales, das die norische Saale durchströmt, theilt sein Leben zwischen der Axt, dem Pflug, und dem Hirtenstab. Der Lenz und der Sommer bringen ihm die immer wiederkehrenden Freuden. Drückt ihn der Spätherbst und der Winter unbehaglich in diesem engen Thalraum, so führt ihn sein Beruf, sobald die ersten Brünnlein rauschen und die Maiglöckchen auf moosigen Felstrümmern duften, die steilen Höhen hinan zu den Hörnern (Kulmen), und er schwelgt im entzückten Ueberschauen entfernter Landschaften, die tief unter ihm liegen. Vor seinem Blicke rollen sich Gegenden auf, die er nie betritt, die er nie dem Namen nach kennt, und er glaubt auf dem kahlen Rücken des erstiegenen Bergjoches nach dem Großglockner nur die Hand ausstrecken zu dürfen, um sich an seine Spitze zu klammern, oder vom Sonntagshorn aus mit einem Sprunge mitten in den blumenreichen Gefilden, mitten in den prangenden, von weißen Landhäusern schimmernden Gärten der reizenden Juvavia zu stehen, und im Flutenspiegel der Salzach sein Bild zn schauen.

Die reichen Waldungen des Thales, welches seit Jahrhunderten nach einer Konvention an die Saline von Reichenhall den Holzbedarf liefert, bilden vorzüglich Einen Gewerbsstand: jenen der Holzknechte, die ihrer Geschicklichkeit wegen früher bis nach der Schweiz gerufen wurden. Sie sind gewissermaßen geborne Forstmänner und üben eine Technik im Fällen der Stämme, die ihren Ruf weit verbreitete. Jeder

Streich, den der nervige Arm des Holzfällers mit der blanken Axt nach dem Stamme führt, ist sicher, er wiederholt keinen, und rundet den Stock Schlag für Schlag so gewandt ab, daß er ganz die reine Form einer Kesselwölbung erhält. Hintereinander in Reihen in wohlbemessenen Zwischenräumen aufgestellt, schwingen sie kraftvoll die Wucht der Axt, daß die Krone des Baumes erzittert. Kracht der Stamm, ächzt er in den letzten Lebenszuckungen auf seinen gewaltigen Wurzeln, und stürzt er endlich hin in die Tiefe eines Grabens, mit den dunkelgrünen, breiten Aesten im Sturze wie Sturm erbrausend: so jauchzt der Holzknecht laut auf, daß es durch die Schluchten und Abgründe hinschallt.

So geht das Tagwerk fort vom Frühesten bis zum Sonnenuntergang. Manchmal stopft er sein thönernes Tabakspfeifchen, und dampft zur Erholung einige leichte Wolken hin. Um die Mittagstunde bereitet er sich sein Mittagmahl. Wie ein Gypsformgießer führt er seinen kleinen Apparat bei sich, der in einem hölzernen Model besteht. In einer kleinen eisernen Pfanne läßt er das Schmalz kochen, bis es siedet. Dann siebt er das Mehl ein, und läßt es mit dem Schmalze sich vereinigen. In diesem siedenden, flüssigen Zustande gießt er diese Gattung Mus in die hölzerne Form, die entweder einen Gemsbock, einen Wildschützen, oder eine Blume darstellt, und läßt die Speise ein wenig verkühlen. Den Hut ab, wird ein kurzes Gebet in Stille gesprochen, und ein Theil des „männerstärkenden" Mahles zu sich genommen. Die Ueppigen mischen diesen „Holznudeln" Weinbeeren bei. Diese Speise, so einfach sie selbst und ihre Zubereitung ist, findet bei allen städtischen Leckermäulern Eingang, und steht ihrer Schmackhaftigkeit wegen im besten Rufe. Auf dieselbe Weise bereiten sie auch die nicht minder berühmten „Holzknäufel" (Würfel aus Mehl und Schmalz), die sie als ihre Nahrung genießen und bei ihrer Rückkehr an Freunde vertheilen. Die Liebste wird vor Allen mit dieser Bergkonfitüre in traulicher Stunde bedacht.

Fern von der übrigen menschlichen Gesellschaft bringt er oft mehrere Monate auf den Waldhöhen mit seinem Geschäfte zu. Mitten unter den stummen Söhnen des Waldes, die seiner Art nach und nach anheim fallen, über ihm den blauen ewigen Dom, neben sich den Flor der Bergblumen und das Gerieſel der klaren, tändelnden Quelle, die ihm den Durst löscht und die Sehnen stärkt, schwebt er manchmal über einem schauervollen Abgrund, über welchen der gefällte Fichtenstamm im Sturze sich breitet. Scharfe Fußeisen geben ihm sichern Halt, er klettert mit Hilfe derselben über den horizontal liegenden Stamm, und haut mit der dröhnenden Axt die Aeste weg. So, balancirend wie ein Seiltänzer, schreitet er verwegen von einem Ende zum andern, unbekümmert um

die Tiefe, die ihn anstarrt, links und rechts die Streiche führend, bis die stolze Fichte entarmt und entgipfelt ist, und, ihrer Pracht beraubt, schmucklos und trauernd — eine Leiche noch schön, in ihrer Zylinderform der glatten Eisbahn überliefert wird, auf welcher sie mit tausend andern in die Tiefe rollt.

So ein Theil des Lebens der Thalbewohner im Gebirge, in welchem sechs Straßen ein- und ausmünden, unter denen aber eine, breit und bequem, durch die berühmten Strubpässe nach dem herrlichen Italien führt. Das Haupt immer empor gerichtet, männlich ernst, trotzig, seiner Kraft bewußt, dem Joch der Herrschaft abgeneigt, Freiheit liebend und oft liebeschwärmerisch, kehrt er in den Kreis der Seinen zurück. Er kommt nicht ohne Gaben. Neue Lieder und neue Weisen bringt er, und immer dem Berggeist nahe, der ihn wie die hochgegipfelten Waldstämme umschwebt, theilt er seiner Erzählung, seinem Liede, seiner Romanze eine gewisse feierliche Stimmung mit, die grauenhaft auf die Zuhörer einwirkt. Er belauscht instinktartig die Natur in ihrem stillen, geheimnißvollen Weben und Wirken, und der Gang der hellen glänzenden Sterne, die ihm auf den wolkenlosen Höhen zufunkeln, wird ein Lieblingsgegenstand seiner Betrachtung. Gewöhnlich treffen sich die Holzknechte in größerer Zahl, um die vom Förster ausgesteckten Distrikte zu fällen. Sie nennen das Abmarken „Vorzeigen", an das sie sich gewissenhaft halten. Die Mittag- und Abendstunden vereinen sie in geräumigen, schnell aus Fichtenstämmen gefügten Hütten, in denen sie auch die Nächte zubringen. Eine Zither oder eine Schweglpfeife (Querpfeife), hellklingend, fehlt nie. Gesang mit Zitherbegleitung, abwechselnd mit munterer Rede, verkürzt nach den anstrengenden Mühen des Tages die Nacht. Die Steigeisen vom Fuße geschüttelt, würde sich der rüstige Axtschwinger nicht weigern, einige Touren zu tanzen, wenn ihm nicht die Maid fehlte. Diesen Mangel ersetzt er sich durch das Vorspielen melodienreicher, leicht dahinschwebender Tänze, die er mit dem Schnalzen der Finger so fertig und so kräftig begleitet, als hätte er Kastagnetten daran befestigt. Kriegs- und Geistergeschichten, Wildschützenabenteuer, und die Kämpfe der fürstlichen Jäger mit ersteren geben reichen Stoff zu Konversationsintermezzo's. Die reine, gesunde Bergluft und die Freiheit sind die beiden Elemente, in welchen sie physisch uud moralisch gedeihen. Sie befleckten ihre Nationalität nie, wie die Schweizer, mit Söldnerdienst. Als die Konskription kam, fügten sie sich, wie ihre Nachbarn, die Tyroler, dem Gesetze mit Resignation. Der Gebirgsländer liebt die Freiheit eben so leidenschaftlich, wie seine Auserkohrne, die er als Braut zum Altare führt.

Hart an der Straße, die das Thal seiner ganzen Länge nach durchschneidet, und in die östlichen Gauen durch alte Pässe und zerfallne Burgen führt, unter senkrecht emporstrebenden Kalkgebirgen, steht das anspruchlose Haus eines Künstlers. Die Natur gefiel sich, so scheint es, in der Laune, ein Kunsttalent in dieser romantischen Gegend hervorzubringen. Man könnte füglich sagen: sie schuf aus der Fülle der günstig zusammenwirkenden, sich harmonisch verbindenden Elemente ein Genie, das sich als plastischer Künstler offenbaren sollte; denn wo ohne äußere Zuthat, ohne Nachhilfe, ohne Unterstützung, der Autodidakt nur aus sich selbst heraus sich bildet, und nur vom eigenen Genius geführt, ohne sich dessen bewußt zu seyn, von dem ersten Versuche des Meisels oder der aus Lehm geformten Gestalt immer weiter, immer kühner und sicherer zum Kunstwerk voranschreitet, muß man schöpferische Originalität anerkennen, und der Anspruch auf Genie steht festbegründet. Zürnen Sie nicht, daß ich mit diesem philosophischen Kommentar vor das einsame Häuschen mit Ihnen trete, und die Uranfänge der Kunst und die ersten Keime des Genies anatomire. Ich schlage die Memoiren unseres süddeutschen Poeten auf, und Sie mögen ihn selbst vernehmen, wie er seine Geburtsstätte schildert:

„Ein prächtiger Reisewagen rollt heran. Schon lange erwartete man im Thale den Erzbischoff Hieronymus auf seinem Rückwege aus den obern Gauen nach Salzburg. Alles jubelte, Alles freute sich, den Landesvater zu sehen, der überall, wo er hinkam, die Hand ausstreckte, und Hunderten den Segen ertheilte. Er kommt, er ist's, rief der älteste Sohn des Meisters, der mit seiner ganzen Familie zur Thüre herausstürzte, um den Fürsten zu sehen, vor ihm ein Knie zu beugen und die Benediktion zu empfangen. Vielleicht gelingt es, die Aufmerksamkeit des hohen Reisenden zu fesseln. Die Verzierungen an dem einfachen Hause, die Engelsköpfe mit den goldnen Flügeln, die an den Tragbalken angebracht sind, die zwei Tafeln oberhalb des Hausthors, welche Zauberer und Geisterbeschwörer darstellen, und die häufigen Statuen, die, vom Söller über die Blumenstöcke hinüberragend, nach den Vorübergehenden in feierlich-stummem Ernste blicken: kurz, das ganze phantastische Aussehn der Wohnung, rings von Fruchtbäumen umpflanzt, wird seine Aufmerksamkeit — wenigstens seine Neugierde rege machen."

„Der arme Bildhauer hätte gern die neuesten, kolossalen Statuen von seinem rückwärts liegenden Atelier in die Fronte des Hauses vorgeschoben. Ein Lukas, ein Johannes, ein Markus, eine Magdalena, die vollendet dastanden, mußten Eindruck machen. Zur Familie des harrenden Künstlers gesellten sich bald die Nachbarn. Der Wagen des

Erzbischoffs hielt vor dem grünen Anger, auf welchem der Bildhauer mit Frau und Kindern voll Ehrfurcht in das Knie sank, und entblösten Hauptes zum geistlichen Fürsten emporblickte. Eine rothsammtene Kalotte bedeckte die Tonsur der gepuderten Perrücke. Die Gestalt des Landesherrn war mager und bleich, aber sein Auge sprach Klugheit; — Staatsklugheit, aber es blitzte nicht von Funken, wie bei großen Männern, in denen sich ein mächtiger, oft wohlwollender — oder zerstörender Dämon regt. Ruhig erhob er die von Demantringen strahlende Rechte, und benedizirte zur Rechten und zur Linken, und fuhr dann gemach seines Weges."

„Keinen Blick dem Künstler, der, mit seiner grünen Schürze angethan, kaum den Meisel weggeworfen, gern ein paar Worte an den Landesvater gerichtet hätte, der gerade von einer ganz neuen, eingeweihten Kirche kam, die unser Bildner so trefflich mit schönen Basreliefs und Statuen ausgeschmückt hatte. Er hätte darauf geschworen, daß der Fürst, wenn er nach dem Architekten sich erkundigt, nothwendig auch den Namen des Künstlers zu erforschen nicht unterlassen werde, der das Innere der Kirche durch seine hohen Gestalten erst belebte. — Da lob' ich mir den frommen Sigismund, den Vorgänger des Hieronymus, sagte der getäuschte Bildhauer in seiner Bestürzung. Dieser unterstützte und begünstigte die Künstler, und der Mahler wie der Bildhauer durften sich seiner Gnade erfreuen. Mit der Kunst ist es aus in unserm Lande. Der Fürst trachtet blos nach vollen Kassen, und die Goldwäschereien liegen ihm näher, als die Kunstgebilde. Er haust und knickert, — um dem Bonaparte die vollen Geldsäcke hinzuwerfen. — Aber sein Bildniß, nahm der Sohn das Wort, ist ganz getroffen! Unsere Gypsabdrücke nenn' ich mir ein Meisterstück. Sie werden aber auch im ganzen Lande gesucht, und ich will mich wieder an neue Abgüsse machen. — Mache nur, erwiederte der Vater, die Kalotte recht hochroth, wenn du die Abgüsse kolorirst, sonst kaufen sie die Bauern nicht, denn das Hochroth lieben sie, das Bunte. Sie sind wie Kinder, die das Farbenspiel ergötzt."

„Der Meister — so nannten ihn seine Landsleute — kam Allen wie eine räthselhafte Erscheinung vor. Hätte man nicht seinen Vater so genau gekannt, der selbst ein Besitzthum hatte: sie würden ihn für einen Zauberer gehalten haben, der aus Welschland herüber kam. Da seine ganze Kindheit an ihnen unbemerkt vorüber ging, da sie den Entwicklungsgang des Knaben, der ganz unter der frommen Leitung seiner Mutter stand, nicht beachteten, so begriffen sie durchaus nicht, wie er zu der Kunst gelangte, schöne Figuren mit der Schreibfeder oder

mit dem Reißblei fertig auf das Papier zu zeichnen, und, was ihre Faſſungskraft vollends überſtieg, ganze menſchliche Geſtalten aus dem Lindenholze mit täuſchender Wahrheit zu bilden. Sie drängten ſich manchmal um ihn, wie um einen ſeltſamen, mit geheimen Künſten begabten Fremdling, und konnten ſich nicht ſatt ſtaunen, wenn vor dem Hauſe dieſe oder jene koloſſale Statue auf dem Piedeſtal ſich erhob. Es hielt ſie immer eine gewiſſe Scheu vor ihm zurück, die aber mehr einer ſtillen Verehrung, als der Furcht vor dem Dämoniſchen angehörte. Wie eine dunkle Sage ging es durch die Thäler: Ein hochverſtändiger Prieſter, der ſelbſt im Beſitz der Künſte war, und den ſeltſamen Namen Chronos führte, brachte ihm, dem Tiſotheus, das Geheimniß der Zeichnungs- und der Bildhauerkunſt bei, als er noch unter den Augen der ſchwärmeriſch-religiöſen Mutter, wie eine geheimnißvolle Blume zärtlich gepflegt, zum Jüngling heranblühte. Der Glaube an Dämonen, die außerordentliche Menſchen im Geheim erzögen und über ihres Gleichen erhöben, um Ungewöhnliches zu leiſten, war im Thale nicht fremd."

## II.

Das phantaſtiſch mit Figuren äußerlich geſchmückte Haus des Meiſters ſtreckte ſich gemach einen ſanften Rain hinan gegen die Waldung. Gegen Oſten beſchattete es ein hoher Kirſch- und einige Pflaumenbäume; gegen Süd ein Apfelbaum, der vom Stamme aus in ſeltſamen Krümmungen, wie eine aufgeringelte Schlange, ſich an den Fenſtern des Ateliers mit ſeinen breiten, fruchtbeladenen Aeſten, wohlthätig beſchattend, bis über das Dach emporſchwang. Der älteſte Sohn — er mag Albert heißen, da er als Mann ſich Albert Norix taufte — ſchlug in den verſchlungenen Zweigen dieſes Apfelbaums an den Lenz- und Herbſttagen ſeine Wohnung auf; denn einmal ergötzte ſich ſein Auge an der lieblichen Apfelblüte, dann an der köſtlichen Frucht, die ſchwer laſtend die Aeſte niederbog. Aus dem grünen Schattendunkel belauſchte er oft den Vater, der emſig meiſelte, den Klüpfel ſchwang, oder ſinnend vor einer Figur ſtand, die ihrer Vollendung, die des letzten Meiſels harrte. Sauer ließ es ſich der geniale Vater werden, den raſtloſer Schöpferdrang beſeelte; träumeriſch blickte der muthwillige Bube von der Krone des Baumes entweder in das Arbeitszimmer oder in das ſonnige Thal. Er fühlte ſich ſo ſüß-behaglich unter dem duftigen Hauche der Blüte oder der Frucht, wie ein orientaliſcher König auf

seinem schwellenden Divan. Es sollte Etwas aus dem Sohne werden. Er besuchte die Schule, lernte lesen, rechnen, und schreiben, und brachte es bald zu einer schönen Hand. Es regte sich kein Kunstsinn in ihm. Die zahllosen, mit verschiedenen bunten Holzgattungen bekleideten Meiselhefte lockten ihn zwar mächtig an. Die Niedlichkeit, der Glanz, und die Schärfe dieser Instrumente, die nach allen Dimensionen auf den Tafeln ausgebreitet lagen, je nachdem der Bildhauer in großem oder kleinem Maßstabe seine Figuren auszuarbeiten hatte, reizten die Begierde nach ihrem Besitze: wohlgefällig musterte er sie der Reihe nach in der Abwesenheit des Vaters. Aber ihm galt der Besitz um des Besitzes willen, ohne je den Wunsch zu hegen, auch dereinst ein Künstler zu werden.

Die Armbrust über die Schulter gelegt, rannte er hinaus in den nahen Wald, der ihm wie einem Vertrauten mit den Gipfeln der Tannen und Fichten, der Ahorne und Linden, zum Besuche zunickte. Das Rauschen der aus tiefen Felsschluchten hervorsprudelnden Quellen, das Gesäusel der vom Mondhauch bewegten Aeste, die bunte Blumenwelt, die im Schooße dieser Waldungen ihre ganze Pracht entfaltete, und die mit dunklem Moos überkleideten Felstrümmer, auf denen wieder ein blühender Anflug junger Bäume frisches Leben athmete: diese Umgebungen allein vermochten ihn oft den halben Tag zu fesseln; er legte sich so zu sagen der sprossenden Natur an die Brust, wie von geheimer Macht zu ihr hingezogen; er fühlte sich so wohl, so selig in diesem Bereiche, als läge er einer theuren, liebkosenden Mutter in den Armen, und empfand bis in das innerste Mark seines Daseyns einen Wollustschauer über dem einsamen Verweilen im Waldrevier, in welchem Blumen, Bäume, Pflanzen, und Quellen mit ihm Zwiesprache zu unterhalten schienen. Seine Anschauung versenkte sich mit jedem Tage mehr in die Erscheinungen der Natur, — in diese selbst; die Stimmen und Töne die ihm aus ihr bei jedem Schritte entgegen kamen, fanden in seinem Innersten einen Wiederhall; sie erzeugten eine Stimmung, die sich gern in Worten ausgedrückt hätte. Er fand noch keine Form in sich, das tief Empfundene zum eigenen Verständniß auszuprägen, denn er war nicht zur Klarheit seiner innern Zustände durchgebrochen. Die üppige Fülle der reizenden Außenwelt strömte in Massen auf ihn hinein; es war der äußere Sinn ununterbrochen in lebhafter Anregung, und sog wie eine **Camera obscura** alle Bilder des Kolossalen, des Schönen, und Naiven in sich ein, um sie vielleicht, bei späterer Entwicklung der geistigen Reproduktion, als Dichter im Reflexe der selbstthätigen Phantasie durch das beseelte Wort melodisch auszuströmen.

Wenn er zu Hause nach seinen Streifzügen in den Wäldern und Bergen erzählte, was er sah und hörte, bemerkte man, daß ihn die Einbildungskraft stets überflügelte. Alles vergrößerte sich ihm, Alles empfing das Kolorit des Wunderbaren, des Geisterhaften. Das Neigen der hochstämmigen Lärchen im Mondlichte verwandelte sich ihm schnell in eine riesenhafte Berggestalt, die ihre Arme nach ihm ausstreckte, und aus den nächtlichen, mit Gesträuch überdeckten Klüften sah er mächtig schreitende, in weiße Gewänder gehüllte Riesen auf sich zuwandeln. Die ganze Natur regte und bewegte sich ihm in menschlichen Gebehrden, ein geisterhaftes Wesen schauerte ihn überall an, hinter jedem großartigen Phänomen schien er einen Dämon zu ahnen, der gleichsam diametral durch sie hindurchschritt und sich ihm offenbarte. Die häufigen Erzählungen seines Vaters von Geisterspuk, von Zaubereien, und von Geisterbeschwörern spannten die Phantasie des reizbaren Knaben noch mehr. Manches Wildschützen-Abenteuer, manche Vision des Ahnherrn in mondhellen Nächten auf dem Waldgebirge prägte sich tief in die Seele, und die weithin an den Ufern der Saale ausgedehnte Erlenau, die er beim Tage durchstrich, bevölkerte seine lebhafte Phantasie mit zürnenden Kobolden und mit blühenden Jungfrauen, die über dem Nebel im Herbste den Reigen schlangen. Eine seiner Lieblingssagen war jene vom Hahn, der einst im nahegelegenen Markte unter der Leitung eines Zauberers einen großen Fichtenstamm an einem Strohhalme ohne Anstrengung zog. Dazu gehörte noch der Hexenschemel, der, mit der linken Hand aus neun Holzarten gezimmert, die Wirkung hatte, in jedem Hause eine Hexe zu entdecken, falls sie dort unter der freundlichen Gestalt einer rührigen Hauswirthin ihre Umgebungen täuschte. Leidenschaftlich liebte er den Klang der Saiten, tief erschütterte ihn jener der fernher schallenden Kirchenglocken, die ihn oft in den ersten Frühstunden des Wintermorgens von dem hochgelegenen Thale her aus dem süßen Schlummer weckten. Von seiner Großmutter, die ihn als Kind mit der wärmsten Zärtlichkeit pflegte, in Religion und Andacht unterrichtet, sah er früh das Reich der Himmel vor seinen Augen aufgethan, in welchem seine Mutter, die er schon zehn Tage nach seiner Geburt, jung und blühend, verlor, mitten unter den Chören der Seligen im Verklärungsglanze schwebte. Die Großmutter schloß ihm Tag für Tag die Gloria der Geisterheimath in ergreifender, einschmeichelnder Rede auf, zeigte ihm aber auch die flammenden Abgründe des Verdammungsortes in den lebhaftesten Farben. Die sorgfältige Pflegerin seiner zarten Jugend vertrat ihm Milton und Dante; wenigstens überraschten ihn, wie er oft versicherte, weder die Gemählde des Himmels noch der Hölle dieser

beiden Dichter, da sie durch seine Erzieherin in seiner Phantasie schon vorbereitet waren, und später nur als bekannte Bilder im größeren Maßstabe aus der Kindheit an ihn herantraten. Wo die Natur dieses wild-romantischen, pittoresken Thales mit ihren Einwirkungen auf das Gemüth ihres empfänglichen Zöglings aufhörte, nahm die Erziehung den geheimnißvollen Faden, mit jener wie im Einverständnisse, auf, um das Gewebe auszuspinnen, das seine Individualität geisterhaft umschlingen sollte. Die einsame Waldkapelle am Passe Luftenstein, welchen Erzbischoff Paris, ein kriegslustiger Fürst, erbaut hatte, war für den jungen Thalschwärmer eine Lieblingsstätte. Das Brausen und Tosen der in der Tiefe vorbeiflutenden Saale, die ihre Wogen an Felsen brach, erdröhnte wie ein grauenhaftes Echo in den Räumen der Kapelle, die eine **Mater dolorosa** schmückte. Ringsum feierliche Stille, lauschte er einsam dem Gebrause, in welches die hohen Linden neben der Kapelle flüsterten. Die alten Soldaten, die Wächter des halb in Ruine liegenden Passes, in ihren weißen, langgeschößten, rothausgeschlagenen Röcken und mit den kleinen Triangelhüten, waren für ihn ein Schreckbild. Sie kamen ihm wie unheimliche Berggeister vor — als Ueberreste der Armee Karls des Großen, die nach der Sage im Untersberg hauset.

---

## III.

Pilgern die Muselmänner in unübersehbaren Karavanen zum heiligen Grabe des Propheten, um dort ihre Opfer niederzulegen und Gelübde zu thun: die Völker Europa's, von heiliger Glut der Andacht durchdrungen, wallfahrten nicht minder in großen Schaaren nach San Jago di Compostella, nach Loretto u. s. w., und die Bewohner Norikums aus nahen und fernen Gauen in das „Gebirge", wo das mirakulose Bild der heiligen Madonna, hilfegewährend, in goldverbrämtem, rothsammtnem Mantel, den Jesusknaben sanft an die Wangen drückend, voll Anmuth und Huld auf die Flehenden herabschaut. Die sogenannten „Frauentage" begannen, und die Wallfahrter eröffneten ihre Züge nach dem „Heiligen Thale". Fernher von der Kriml, wo die Salzach durch den „Schützensprung" — ein von der Natur aufgebautes Felsenthor — als donnernder Wasserfall abstürzt, setzen sich Hunderte in Bewegung, an die sich wieder neue Hunderte in der ganzen Länge des Salzachthales anschließen. Bis zum Zeller See, dem mahlerisch begränzten, wallen

sie in ihren gefälligen Trachten, bis sich neue Pilgerschaaren aus dem Pongau, aus Gastein, aus der Klein- und Groß-Arl zu ihnen gesellen. Die Lungauer, geschieden von ihnen durch die hohen Tauern, rücken mittlerweile auch heran, und steigen herab durch die engen Schluchten unter die lebensfrohen und liederreichen Pinzgauer. Ihre grauen, langen Röcke, ihre schwarzen, breitkrämpigen Hüte, und ihre blauwollenen Strümpfe machen einen eben so düsteren Eindruck, als ihre bleichen Gestalten, welche die Spuren der Mühe und Anstrengung, wozu sie ihr rauhes Klima, ihr undankbarer Boden verdammt, an der Stirne tragen. Die grünen Hüte der schmucken Pongauerinnen, wechselnd mit den buttergelben Hütchen der schönen, üppigen Pinzgauerinnen, das bunte Farbenspiel der Männer- und Frauentrachten, geben der wogenden Volksbewegung, in welcher sich die verschiedenen Dialekte vernehmen lassen, einen eigenthümlichen, mahlerischen Reiz. Treffen sich Verwandte auf dieser Pilgerfahrt, so findet sich auch das Liebespaar nicht selten ein, das, lange unbemerkt, zu Hause das strengste Inkognito verborgener Neigung beobachtete. Die Liebenden freuen sich, in verstohlenen Augenblicken Hand in Hand den langen Weg zu wandeln; sie gestehen sich ihre Empfindungen, schwören sich gegenseitige Treue, und geloben, sie vor der Himmelskönigin auf ewig zu besiegeln. Das liebende Paar kehrt dann als Brautpaar zurück. Die blühenden Töchter sind durchaus festlich geschmückt, und die Männer und Jünglinge folgen dem Beispiele des zarten Geschlechts, das mit ihnen die Opferkränze vor dem Altare der heiligen Madonna voll Bedeutsamkeit aufhängt. Die größte Heiterkeit belebt diese Wallfahrtzüge. Nicht der Ausdruck des Grames, der Reue, oder finsterbrütender, scheuer Bußfertigkeit ist an ihnen zu finden. Es mag den Einzelnen die Schuld drücken: er wird in dem frohen Strome der Bewegung nicht bemerkt, und die Stirne des Ernsten muß sich entwölken, wenn er, von einer Schaar blühender Mädchen umgeben, in dieser und jener selbst eine himmlische Madonna erblickt. Und doch ist jede Frivolität, jeder Frevel weit von ihnen entfernt. Sie vergessen nie, so sehr sie sich der Freude hingeben, so ungebunden die Mittheilung ist, daß sie einem heiligen Orte zuwallen, wo der Born der Gnade und des Lebensglückes fließt.

Ein harmloses Volk, einfach, natürlich, voll Anlagen und im höchsten Grade bildsam, wenn es die Regierung verstünde oder wenn sie die Mittel nicht scheute, die in ihm schlummernden intellektuellen und moralischen Fähigkeiten durch zweckmäßige, ausgebreitete Bildungsanstalten zu wecken und zu veredlen!

Die Noriker widersetzten sich nie einer Aenderung oder einer Ver-

besserung, wenn der Regierung daran lag, sie einzuführen, während die Tyroler — die Rhätier, stets eifersüchtig auf ihre Privilegien, jeder Neuerung trotzten, und von Kaiser Joseph, dem Regenerator seiner Zeit, ihrer Protestationen wegen die „unmöglichen Herren" genannt wurden.

Der große Kampf der französischen Republik gegen das übrige Europa, und namentlich gegen Oesterreich, theilte inzwischen auch diesen, vom Krummstabe sorgsam gehüteten Berg- und Thalvölkern einen Impuls mit, der sie auf den Gang des neubeginnenden Jahrhunderts und auf seine Anforderungen an die Fürsten aufmerksam machte. Mancher aufgeweckte Kopf, dem die Geschichte der Altvordern nicht unbekannt war, erinnerte sie in den langen Winterabenden, daß auch die Völker Rechte hätten, die eben so heilig, als jene der gekrönten Häupter, wären. Der Bauernkrieg, im Grunde eben so gut eine Revolution, wie jene in Frankreich, erhielt erst seine ganze Bedeutung in ihren Augen, als man sie aufmerksam machte, daß der Druck des Adels, die Schwelgerei der Großen, die Ueppigkeit des Klerus solche Katastrophen herbeiführten. Erfüllten sie die Gräuel der Pariser Blutmänner mit Entsetzen, fluchten sie der leichtsinnigen, überfeinerten Nation, daß sie das Höchste in der menschlichen Gesellschaft mit Füßen trat, und das Haupt eines edlen Königs eben so gleichgültig, wie jenes einer liebenswürdigen, schönen Königin, unter das Beil legten, so ward es ihnen bei aller Beschränktheit der Einsicht in die gewaltige, ganz Europa ergreifende Bewegung doch klar, daß für die Völker der Morgen einer neuen Aera über die Firner herankomme, und daß die Stände der Sozietät einander näher gerückt werden müssen. Unerträglich ist und war den freiheitliebenden Bergvölkern die Gerichtsstube, verhaßt der Aristokratismus der Beamten, in denen sie nur ihre Verderber erblickten. Ein erlegter Hirsch konnte das Glück einer Familie untergraben, denn der Wildschütze war der ärgste Feind des Landesfürsten, der jeden Jagdfrevel mit Eisen und Banden, mit dem Verluste der Freiheit bestrafte. Aber wo die weltliche Macht des Beamten vergeblich gegen sie ankrebte, erfolglos den Bergstrom des aufgereizten Unwillens dämmte, reichte das versöhnende Wort des Priesters aus. Ein Wort aus dem Munde des Gottgeweihten reichte hin, den Sturm zu beschwichtigen. Ein Oeltropfen, und die aufgethürmten Fluten legten sich.

In den Augen des Bürgers oder des Bauers, ja selbst des Beamten, der seinen Sohn nach der Hauptstadt des Erzbisthums schickte, gab es keine höhere, würdigere Bestimmung, als den Priesterstand. Mit dem ersten Schritt in die lateinische Schule war schon die Bedingung verknüpft, dem Altar einst zu dienen. Die Familien kannten kein grö-

ßeres Glück, keine größere Ehre, keinen glänzendern Triumph, als wenn der Sohn die „heiligen Weihen" empfing, und als Primiziant die erste Messe sang. Unter zwanzig Jünglingen einer Klasse traten kaum vier zu öffentlichen weltlichen Aemtern über. Die ausgezeichnetsten Talente trachteten nach der Aufnahme in das Priesterseminar. Man konnte daher mittelst strenger Prüfungen, nach vollendetem ersten Kursus der Philosophie, eine Auswahl der fähigsten Bewerber treffen, und gewann für den Volksunterricht eminente Männer, die zugleich mit intellektuellen Vorzügen auch körperliche verbinden mußten. Nicht das geringste physische Gebrechen blieb unbemerkt. Der junge Priester mußte auch ein vollkommener, tüchtiger Mann seyn, er mußte würdevolle Präsentation besitzen. Die Gesundheit des Geistes mußte mit jener des Körpers gleichen Schritt halten.

Die Aera der Profanirung, durch die französischen Waffen in das neunzehnte Jahrhundert hereingeführt, zerstreute zusehends den Nimbus des Priesterstandes, und der Jüngling sah, daß außer der schwarzen Fahne noch andere einladend dem Weltbürger zuflatterten, um sich für die Wahl dieses oder jenes Standes zu entscheiden. Der letzte Mond des achtzehnten Jahrhunderts kam, und die Schlacht auf den Walserfeldern am sagenreichen Untersberg, von dem republikanischen Feldherrn den Oesterreichern geliefert, zertrümmerte den Stuhl Schodberts, der von den Zeiten der Agilolfinger an bis zum Konsulat Bonapartes unerschütterlich und fest auf juvavischem Boden stand. Ein rein weltliches Regiment trat nun an die Stelle der weltlich-geistlichen Herrschaft. Der Florentiner Hof zog zu den Thoren der Juvavia ein, und brachte die Blumen und Blüten des Hesperidenlandes, seinen milden, klaren Himmel, seine Kunst und seine Sitten. Der Großherzog von Toskana mußte sich begnügen, sein Paradies am Arno mit dem rauhen Norikum zu vertauschen, und seinen Wohnsitz in den Residenzen der Erzbischöffe von Salzburg aufzuschlagen. Florenz und Salzburg!! Welcher Unterschied! Doch die Bauart der Häuser im letzteren erinnerte den sanften Fürsten an ersteres. Die flachen Dächer mit ihren Terrassen, die hoch darüberragenden Kuppeln des Doms, der Universitätskirche, der St. Peterskirche ꝛc., mochten ihm einigermaßen, im Kleinen, das Großartige des herrlichen Florenz vergegenwärtigen. Die Natur treibt keine Goldorangen, keine Datteln und Feigen; kein Lorbeerbaum breitet die dunkelgrünen Aeste aus, um für einen Dante, einen Petrarca oder Arioste einen Kranz zu schlingen; aber sie entfaltet dennoch die höchste Anmuth, den reichsten Schmuck einer üppigen Vegetation, und die Fülle aller mahlerischen Reize, die ihr Genius verschwenderisch diesem alpenumgür-

teten, fruchtbaren Thale ertheilte. Die Salzach, rasch an den wellenförmigen, mit Saaten und Fluren prangenden Hügeln daher flutend, mochte an den blauen Arno erinnern, und der im Osten der Stadt hinaufstrebende Gaisberg in seinem grünen Gewande das Bild eines Vesuvs wiedergeben, der, wie dieser, die vulkanische Form darbietet, aber, anstatt auf dem umgebrochnen Kegel einen Schlund zu öffnen, eine bunte Welt von Blumen dem überraschten Blick entgegenführt.

Florenz wanderte nach Salzburg aus! Das schöne, liebliche Idiom Italiens, die musikalische Sprache des Südens klang an das deutsche Ohr, wohin man nur immer treten mochte. Die schönen Florentinerinnen entzückten durch den Wohllaut, der von ihren Lippen quoll, und die Jugend aller gebildeten Stände wetteiferte im Erlernen des Italienischen. Mußten sich einst Longobarden mit Italienern verschmelzen, und letztere von jenen Worte und Formen annehmen, so konnte sich ein deutscher Stamm nun leicht dazu verstehen, in umgekehrtem Falle die schönste Sprache Europa's sich eigen zu machen und sich von ihrem poetischen Geiste durchdringen zu lassen, der so tief in dem Volke schlummerte seit Jahrhunderten, weil man die deutsche Sprache unterdrückte und auf den Lehranstalten der lateinischen opferte. Auch hier waltete bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts ein frommer Fanatismus, der überall dem Genius der Teutonensprache die Flügel band, um Germanien unter dem Joche fest zu halten. In der freien Entwicklung der Nationalsprache schlummert ja die Freiheit der Geister, und man tödtet ja auch heutzutage mit politisch-feiner Methode die Nationalität eines hochbegabten Volkes, um es selbst auszurotten, indem man seine Sprache allmählig — erwürgt. — —

Großherzog Ferdinand von Toskana, verscheucht aus dem Besitze der Medizis, erregte die schönsten Erwartungen. Man empfing ihn mit unbeschreiblichem Jubel, und er gewann schon beim ersten Anblicke die Liebe aller Herzen, als man wußte, daß er zu dem schönen Reiche am Arno auch die junge, liebenswürdige Gattin verloren. Umgeben von den zarten Sprossen seines Hauses, bewillkommten ihn viele tausend Stimmen. Sein treuer Minister, Graf Manfredini, ordnete den neuen kleinen Staat, den die Politik und die Macht der französischen Republik für Florenz zur Entschädigung gewährte. — Manfredini, schon eine ergraute Gestalt, machte sich bald populär. Tag für Tag, wenn es ihm die Kabinettsgeschäfte erlaubten, schlenderte er in der Generalsuniform durch die Straßen, weilte auf den öffentlichen Plätzen, grüßte freundlich, unterhielt sich mit der Jugend, stellte in gebrochenem Deutsch mannigfache Fragen, und liebkoste wie ein zärtlicher Vater sowohl blühende

Knaben als Mädchen. Er besuchte häufig die öffentlichen Lehranstalten, ging in die Hörsäle der Universität, die sich aus ihrer hundertjährigen Unbedeutenheit zu einer Bedeutung unter dem neuen, deutsch-toskanischen Regime erhob und eine medizinische Fakultät erhielt, und war sichtbar bemüht, dem Staate neues, kräftiges Leben, den Geist des vorschreitenden Jahrhunderts mit seiner Intelligenz einzuhauchen. — Graf Wolkenstein, ein Tyroler, ernst, bleich und finster, theilte sich mit Manfredini in das Staatsruder.

Wie regte sich Alles so froh und so behaglich in der heitern Juvavia, die sich mit ganzer Innigkeit dem neuen Fürsten anschloß, der, selbst Familienvater, sich besser darauf verstehen mußte, Familienglück zu gründen, als die weiland geistlichen Herrscher, die das unfruchtbare Zölibat dem Menschengeschlechte und seinem blühenden Gedeihen entfremdete. An die Stelle mancher barbarischen Verfügung trat Milde, die Humanität beseelte die Administration in allen Zweigen, die Geisteskultur nahm einen energischen Aufschwung, das Forschen war frei gegeben, und die Ideen eines organischen Staatslebens, moralischer Selbständigkeit und Würde, schlugen auf, wie die Pfingstflammen, und loderten, eine schöne Zukunft verkündend, über den Häuptern.

## IV.

Albert war schon einige Jahre vom väterlichen Hause abwesend. Eine Reise mit seiner Stiefmutter nach der Hauptstadt gab dem lebhaften Knaben eine ganz unerwartete Richtung. Der Anblick einer kleinen Bibliothek, die verschiedene Werke in zierlichen Schränken enthielt, wirkte elektrisch auf ihn. Die schmucken Bände mit den goldnen Aufschriften am Rücken erregten seine Neugierde, und ein dunkles Gefühl sagte ihm: in diesen Büchern liegen kostbare Schätze des menschlichen Geistes verschlossen. Dieser Geist wird dir entgegen kommen, wenn du, wie diese sauber gekleideten Jünglinge, studierst. Da weder Meisel, noch Grabstichel, noch Palette, die er stündlich und täglich im Atelier des Vaters Kunstwerke schaffen sah, eine Kunstneigung in ihm anregten, schloß sich plötzlich die Blume der Selbsterkenntniß in ihm auf, und er ruhte nimmer, bis es ihm gestattet wurde, sich den Studien zu widmen.

Doch immer und überall umgaben ihn die heimathlichen Thäler und Berge; es umrauschten ihn die sprudelnden Quellen; die bunt-

blümten Matten, die sonnigen Anger, die schattigen Felsgrotten, die gespenstischen Klüfte, und die moosumkleideten Marmortrümmer gruppirten sich um ihn her, wenn die Sehnsucht nach der Heimat in seiner Brust erwachte. Wie oft seufzte er, wenn er auf der Brücke der Salzach stand, nach den Halden, die unter dem Bogen der fernen Alpen vom Süden herüber blickten! Da regten sich melodische Stimmen in der Tiefe des Herzens, und die ersten Lieder ergossen sich wie Quellen, die, lange von den Gnomen im Bergschachte zurückgehalten, sich zum Lichte durch grüne Abhänge ungestüm hervordrängen.

Der anspruchlose Meister glaubte, daß für ihn und die Kunst ein neuer beglückender Morgen aufgegangen sey. Vom neuen Fürsten erwartete er Anerkennung und Verbesserung seiner Lage. Häufig im Verkehr mit Italienern, die, das Gebirge durchziehend, mit trefflichen Kupferstichen handelten, fand er Gelegenheit, mit der Antike, für die ihn Chronos früh begeistert hatte, täglich vertrauter zu werden. Er kopirte an den Sonn- und Feiertagen, radirte mit der Nadel, zeichnete mit der Feder, oder modellirte in Thon, entweder nach eigenen Ideen oder nach klassischen Vorbildern, die er durch Tausch oder Kauf an sich brachte. Ein glücklicher Zufall spielte ihm ausgezeichnete Modelle aus karrarischem Marmor und aus terra sigillata in die Hände. Er bewahrte sie wie die köstlichsten Kleinodien, und gestattete seinem Sohne nie, sie aus dem Schranke hervorzunehmen, wenn ihn gelüstete, an den schönen, weichen Formen das Auge zu weiden. „Du wirst doch kein Bildhauer," sagte er, „und wenn du die Modelle fortan beschaust! Der Geist der Kunst muß in dich hineindringen, dich ergreifen und mit seiner heiligen Flamme entzünden, wenn du ein Bildhauer werden willst. Wenn ich einmal sehe, daß du den Meisel nimmst und zu schnitzen anfängst, wenn es dich drängt, Figuren zu zeichnen, und wenn du in der Nacht träumst von den Gestalten, die aus deiner Hand hervorgehen sollten: dann magst du diesen schönen Herkules-Torso oder diesen Apollo vom Gestelle zu dir herunternehmen." Albert kränkte diese harte Bemerkung, denn er fühlte in der That das Schöne, das ihn so mächtig ansprach, sowohl in diesen Modellen als in den Statuen und in den Basreliefs des Vaters, die ringsumher im Atelier wie stumme Genien auf ihn blickten. Die Hand war linkisch, es gelang ihr Nichts, denn es fehlte der Künstlergenius, der sie schon früh zu leiten pflegt und mit Sicherheit sowohl beim Zeichnen als beim Meiseln führt. —

Noch grünten und blühten die Lebenstage des Meisters, dessen Ruf bis in die entferntesten Gauen drang und seinen Wohlstand sicherte. Seine Landsleute hatten mit glänzendem Erfolg, in Verbindung mit den

benachbarten Tyrolern, ein Jourdan'sches kleines Korps zurückgeschlagen, und übertrugen ihm das Geschäft, diesen siegreichen Kampf durch seine Künstler-Hand zu verewigen. Es sollte als ein prachtvolles Ex voto der Maria geweiht werden.

Die Altäre und die heiligen Wallfahrtstätten blieben von den Franzosen unerreicht; ihre Jakobinerhand rührte nicht mit verwegenem Hohne an die mirakulosen Bilder der Madonna, die in den Augen der norischen, tyrolischen und kärnthischen Gebirgländer der Inbegriff des Göttlichen, des Höchsten ist, und als Lenkerin der moralischen Weltordnung mit hingebender Verehrung gefeiert wird. Die heilige Maria ist seine Schirmerin, seine Rathgeberin, seine Wohlthäterin — sie ist ihm die reine Himmelskönigin, in allen Lebensverhältnissen der freundliche Stern, der in Kampf und Sieg über seinem Scheitel leuchtet, und die Brust mit neuer Thatkraft, mit neuem Muthe füllt. Wer tadelt diesen zarten, frommen Kultus? Der moderne Begriff eines höchsten Wesens — der Gottheit, des erschaffenden und erhaltenden Prinzips entwickelte sich freilich nicht bis zum klaren Bewußtseyn in diesen Bergthälern, wo der Mensch, getrennt von gebildeten Völkern, isolirt auf den einsamen Höhen, ohne Ideenaustausch, ohne Ideeninfusion und ohne alle Mittel zur geistigen oder moralischen Kultur, nur von dem „heiligen Instinkt" geleitet wird, und auf dem Wege der mündlichen Tradition vom Urgroßahnherrn einige kirchliche Gebete, aber nur mangelhaften Religionsunterricht ererbt und wieder auf die fernsten Enkel fortpflanzt. Oft bedürfte es nur eines Lichtstrahles, und diese gesunden, reinen Gemüther würden den befruchtenden Lenz geistigen Lebens bei dem hohen Grade der angebornen Rezeptivität schnell in sich entwickeln.

Stundenweite Entfernungen von dem Pfarrorte erschweren den Unterricht; den hermetisch abgeschlossenen Thälern, den hochgelegenen, zerstreuten Bauernhöfen naht sich Jahre lang kein Geistlicher, außer es ruft ihn ein Sterbender, der noch die letzten Tröstungen der Kirche verlangt. So leben viele hundert Familien nach Herrnhuter Weise. Der Familienvater nimmt ein Evangelium zur Hand, und liest den Seinen an Sonn- und Feiertagen daraus vor. Sie interpretiren den Sinn natürlich nach ihrem Fassungsvermögen. Neue, erläuternde Evangelienbücher, die man unter sie vertheilte, wiesen sie zurück und erklärten, sie wollten keine „lutherischen" Bücher. In den norischen und rhätischen Alpen belegen sie Alles mit dem Prädikate „lutherisch", was sie nicht von ihren Altvordern überkamen, — Alles, was neu in Sprache, neu in Form oder in irgend einer anderen, nicht mit ihren beschränkten Ansichten harmonirenden Einrichtung, unter ihnen sich ausbreiten will. Als

sie vernahmen, daß Napoleon (von ihnen viele Jahre nur Bonaparte genannt) die Altäre in Frankreich wieder aufrichtete, glühten ihnen die Augen vor innigem Entzücken.

Mit starker Betonung sprachen sie die Worte: „Wiederhersteller der Religion", und man darf annehmen, so theuer, so heilig ihnen ihre Freiheit, ihr Herd sind, sie hätten die Waffen mit Ehrfurcht vor ihm gestreckt, wenn er sich damals mit seinen Armeen ihren Bergen genähert hätte. Allein die Behandlung des Pabstes, der ihn gesalbt, der ihm die Kaiserkrone geweiht und wie einem Karl dem Großen den Nimbus der Heiligkeit um das Haupt wob, erweckte wieder den alten Haß, so sehr sie die Thatsache anerkannten, daß er die Kirche in ihre alten Rechte und Prärogative eingesetzt hatte.

Die Kämpfe begannen von Neuem, und die Jahre 1805 und 1809 riefen sie wieder zu den Waffen gegen den Korsen, der Deutschland wie seinen Fußschemel trat.

Die Regierung des Großherzogs und Churfürsten Ferdinand, der nach Salzburg zwar nicht die bildenden Künste und die Poesie Italiens, aber wohl die Musik verpflanzte, welche durch den großen Mozart und durch einige untergeordnete Künstler bereits auf eine bedeutende Stufe gehoben wurde, ging wie eine liebliche Episode in der Geschichte Norikums vorüber. Sie war eine phantasiereiche, schwungvolle, lyrische Stelle in der Tragödie der europäischen Völker, ein Maimorgenlied von der erwärmenden Sonne schöner, aber täuschender Hoffnungen in der Frieden ersehnenden Brust, das für die Juvavia auf immer verstummen sollte.

Man spielte mit Völkern wie mit Würfeln. — — Unser Bildhauer sah bald die goldnen Träume erblassen. Einige Gönner ermunterten in der Hauptstadt sein treffliches Talent, aber sein Name drang nicht in die schimmernden Gemächer des Landesherrn, der dem Bauen sehr zugethan war, und oft in den Räumen der Residenz die Maurerkelle führte, um sich zu zerstreuen.

Der Herzog war ein ausgezeichneter Violinspieler, und veranstaltete in seinem Kabinete viele Konzerte. Die Hofkapelle war trefflich organisirt und zählte mehrere Virtuosen. In den öffentlichen Abendandachten, die häufig stattfanden, und denen er selbst beiwohnte, wurden herrliche Oratorien u. s. w. aufgeführt. Diese Musik trug die Seele himmelwärts, in harmonischer Fülle quollen die wunderbar ergreifenden, wie aus einer Geisterwelt herüber wehenden Töne des: **Rorent coeli justum**, ein Meisterstück kirchlicher Komposition, voll Tiefe, voll Innigkeit, und voll Sehnsucht. Albert, des Meisters Sohn, bezeichnete mir

oft dieſen Hymnus von Pergoleſi und einen Siegesmarſch von Salieri als zwei Tondichtungen, die noch heutzutage in ſeinem Innern mit zauberiſcher, immer wiederkehrender Gewalt mit allen Melodien und Harmonien laut hallen. —

Der Unglückliche — unglücklich wie ſein Vater, weil auch ihn die Natur mit einer Künſtlergabe beſchenkte, unglücklicher als ſein Vater, weil ſie ihn zum Dichter ſchuf! — Je mehr unſer Bildhauer ſich und ſeine Schöpfungen vervollkommte, je näher er dem Ziele vollendeter Meiſterſchaft kam, und je kühner er zu hoffen begann, deſto finſtrer wurde die Gegenwart um ihn her, deſto neidiſcher verkümmerte ihm das Leben die ſchöne, heitre Wirkſamkeit, deſto enger umſtrickten ihn die Sorgen. Von den Bewohnern ſeines Thales nicht begriffen, von Keinem in ſeiner Tiefe ergründet, aber wohl angeſtaunt, wie ein Fremdling, weil ihnen ſeine Kunſtwerke eine unverſtändliche Sprache waren, hatte er ſich von dieſen Umgebungen längſt ausgeſchloſſen, und zog einen immer engeren Kreis um ſich her. Weil er ſich ihre Anſichten nicht aneignete, nur ſelten einem Wallfahrtszuge ſich anſchloß, und jedes Schaugepränge bei ſolchen feſtlichen Gelegenheiten mied, ſtand er ſeinen Umgebungen immer etwas fern. Er war tief religiös, aber er dachte zu hell, um mit den gemeinen Köpfen gemein zu ſeyn in äußeren Lebensformen. — Deſto inniger kamen ihm die Entfernteren entgegen, und manche Deputation fand ſich in ſeinem Hauſe ein, um die Ausſchmückung einer Kirche zu beſtellen, — bis der Krieg die letzten Keime der Poeſie in dem ſinnigen Volke erſtickte. Unſer Bildner war der erklärteſte Feind Napoleons, weil er ihm den Künſtlerfrieden ſtörte, und, wie er zu ſagen pflegte, mit Menſchenblut ſeinen Ruhm färbte.

Albert, dem die geſunde Alpennatur friſches Leben einhauchte, überließ ſich ganz dem Freiheitsgefühle des Dichters, und ſprach jede ſeiner Empfindungen in ſelbſtgewählten feurigen Rhythmen aus, unbekümmert, ob der lyriſche Erguß der erſten Liebe oder des Jugendtrotzes gegen ſklaviſche Disziplin den finſterſtirnigen Zeloten gefalle oder nicht. Wie das eiſerne Zepter Napoleons ſchwer auf den Völkern lag, eben ſo unbequem drückte der Aszetismus eines ſeiner Lehrer den aufſtrebenden, begeiſterten Jüngling, der ſich durchaus nicht dazu verſtehen wollte, die Heuchlermaske der Demuth und gleißender Zerknirſchung vor das Antlitz zu halten. Sich mit ganzer Liebe in das klaſſiſche Griechenthum zu verſenken, das überall die Schönheit der Form offenbarte, galt ihm mehr als die Hypokriſie, die Griechenlands und Deutſchlands Dichter proſkribirten. Die Götterſprache von Hellas erfreute ſich kaum der laueſten

Pflege, und was der damals unwissende Konventual lehrte, erreichte kaum die Vorkenntnisse eines Schülers, der die Formenlehre hinter sich hat.

Wenige Benediktiner, die alle Lehrstühle inne hatten, öffneten ihre Bücherschränke den Werken eines Göthe, Schiller, oder Fichte. Albert fand an einem jungen Professor aus dem Benediktinerorden einen warmen Gönner und Pfleger seines aufkeimenden Talents. Umgeben von den kostbarsten Kupferstichen und von ausgesuchten Gemälden, schwelgte dieser geistreiche Konventual im Genusse der Kunst. Er zeichnete, mahlte, lernte die Harfe und die Violine, und deklamirte vortrefflich aus Göthe, Schiller, oder aus einem andern neueren Dichter. Keiner regte die Jünglinge so mächtig an, Keiner schloß ihnen das Paradies der Poesie mit einer solchen Weihe hinreißender Beredtsamkeit auf. Er huldigte der Schönheit, gegen die Regeln seines Ordens, er kannte keine geistige Entsagung, die ihm die edelsten Geistesschätze entzog. Der feingebildete Redner fühlte den Genius des freien, aufblühenden Jahrhunderts, der selbst durch die Ritzen der Klosterzelle sich den Weg bahnte, in seiner Brust, und theilte mit liebenswürdiger Unbefangenheit seine Begeisterung den entzückten Schülern mit.

Er kam aus Bayern; — seine Bildung gab Veranlassung zu seltsamen Vermuthungen. Der Aufwand in Kunstgegenständen rechtfertigte sich durch seine vornehme Abkunft. Er war in mancher Beziehung der Messias einer literarischen Restauration, die ein andrer, nicht minder begabter Benediktiner aus Andechs, jung und feurig wie jener, durch seine philosophischen Vorträge fest begründete. Die ersten deutschen Dichter, die Koryphäen, wurden durch die Jünglinge in die norischen Gauen eingeführt, während in Tyrol kaum ein deutscher Dichterlaut sich vernehmen ließ *). Der weiche Saitenklang der Musen und des Liedes tiefer Sinn drangen nicht ein in die Gemüther, die seit langen Jahren Waffengetöse und Kampf verwilderten.

Inzwischen erhob sich mancher Tyrtäus in ihrer Mitte und seine kühnen Trotzlieder gegen Napoleon und gegen die „große Nation," feurig und aufregend durch Ton und Weise, nährten mit Erfolg den Muth eines Volkes, das kein höheres Kleinod liebgewann, als das sicher treffende Feuerrohr. Der Tyroler, in mehr als einer Beziehung dem Basken und Navarresen verwandt, hörte mit gespannter Aufmerksamkeit die

*) Tyrol hatte übrigens nebst anderen zwei hervorragenden Literatoren: den feurigen, durch einen Reichthum von Kenntnissen ausgezeichneten Geschichtschreiber von Hormayr und den trefflichen Dichter Aloys Weischenbach.

D. V.

Kämpfe der spanischen Nation gegen die Herrschaft Napoleons. Er erkannte sich im Spanier nur selbst. Schnell zum Kampfe gerüstet mit seiner Lieblingswaffe, die er vom Knabenalter an übt, leidenschaftlich für den raschen Tanz eingenommen, und mit Gier jeden schmeichelnden Zitherton verschlingend, der unter den leichtbeweglichen Fingern des Spielers aufbebt, stürzt er sich eben so heftig in die Gefahr der Schlacht, als in die Arme der Liebe. — Diese kräftigen Völker in der ganzen Kette der norischen, rhätischen, und julischen Alpen, sind noch ein roher, aber höchst bildungsfähiger Stoff für den Staatskünstler. Nimmt man ihnen einst ihre idyllische Einfachheit und übereilt man die geistige Natur, so steht zu befürchten, daß sie aufhören, die treuen, unerschütterlichen Wächter des Thrones zu seyn, für den sie bluteten. Nur ein Hofer und ein Pater Haspinger dürfen auf sie ihren Einfluß üben. Nur in den anspruchlosen, zutraulichen Formen der Popularität ruht der magische Hebel, ein entschlossenes, seine angestammten Vorrechte leidenschaftlich umfassendes, religiöses Bergvolk gegen Jene zur Empörung aus der idyllischen Ruhe zu wecken, die es im Besitze der Ersteren stören, oder mit Hohn Das profaniren, was ihnen seit Jahrhunderten heilig ist. Die Engpässe und die Herzen der Tyroler sind gleich schwer zu erobern.

## V.

Das juvavische Land, mit seinen fügsamen und bildungsfähigen Volksstämmen, sah in einem kurzen Zeitraume mehrere politische Phasen über sich hingehen: man warf es von einer Hand in die andere. Noch einmal, nach vielen blutigen Schlachten, sollte der Morgen schöner Hoffnungen über die Mozart-Stadt leuchten. Bayern, mit seinen freisinnige Bildung fördernden Institutionen, sollte sein uraltes Eigenthum an sich nehmen. Ludwig, Kronprinz von Bayern, erkor sich Salzburg zu seiner Residenz. Die Erinnerungen an Rom, das hier seine Kolonien ansiedelte, die Bilder römischer Größe und Herrlichkeit, die der mächtige Geist der Cäsare auch an den Ufern der Igonta (Salzach) unter dem Adlerfluge entfaltet, und der Zauber seiner höchst mahlerischen Umgegend fesselten den genialen Fürsten, und begeisterten ihn zu manchem warmen Liede.

Die Noriker sahen es gern, daß sie unter dem Schirm des Löwen standen, und unser verarmter Meister schöpfte von neuem Hoffnung,

daß sein Künstlerruf sich wieder heben und seine Lage sich bessern werde. Immer vertrauter mit der Antike, näherte er sich der klassischen Vollendung seiner Figuren. Sein tiefes Gemüth zog ihn jedoch immer in den magischen Kreis der Romantik, und so schwebte er, ohne das Eine durch das Andere zu beeinträchtigen, mit klarem Bewußtseyn zwischen dem Hellenismus und dem Christianismus. „Es muß mir gelingen," sagte er öfters, „mich dem geistreichen, kunstliebenden Kronprinzen bemerkbar zu machen. Zog er vor drei Jahren als ein strafender Kriegsgott an meinem kleinen Hause vorüber, so wird er jetzt mit der Großmuth eines Lorenzo von Medicis in meinem Atelier mit der Palme des Friedens verweilen und mir Arbeit verschaffen." Allein der Künstler hoffte, und seine schönen Träume nahm die neue politische Krisis mit sich fort: Bayern trat das schöne Salzburg ab. Oft saß er einsam unter den Bildern, die er wie seine trauten Freunde betrachtete, und spielte auf der Violine, die er seine Trösterin nannte, manches **Cantabile dolente**, dem er in vollem Zuge des Humors ein **Capriccio fantastico** folgen ließ. Der liebliche Gesang, den er den Saiten seiner Steinerin entlockte, diese schmelzenden Adagio's voll kindlicher Schwärmerei, wenn ihn finstere Schwermuth anwandelte, diese raschen, neckenden Uebergänge zum Scherz und zu melodischen Tänzen, erregten unter seinen Landsleuten Bewunderung, und erwarben ihm ihre ganze Liebe. Der Meisel ruhte lange. Der höhere Sinn für plastische Schönheit und die kunstliebende Pietät des Volkes lag in einem Betäubungsschlafe; nur das Ohr war der Kunst noch zugänglich, und der Meister entschloß sich zum Leben eines wandernden Orpheus, um sich und seine Familie zu ernähren. „Dieses Loos habe ich dem Welttyrannen, dem blut- und ruhmdürstigen Napoleon zu verdanken," rief er oft im gerechten Unmuth aus.

Der verständige Pater Robert, Exkapuziner aus Nismes im südlichen Frankreich, als Emigrirter seine geistlichen Funktionen übend, bemühte sich oft, ihn zu überzeugen, wie Napoleon die Kunst und die Künstler ehrte. Er machte ihn auf den Bildhauer Canova in Italien aufmerksam, und versöhnte auf Augenblicke den gereizten Meister, der wehmüthig seine Statuen überblickte, für die sich kein Käufer mehr finden wollte. Ein leichtschwebender, klangvoller Steyermärker Tanz, ein siegjubelnder Schützenmarsch, oder ein Volkslied, wechselnd mit lyrischen und elegischen Weisen, machten ihn zum Abgott der nahen und fernen Gauen, die ihn bei verschiedenen Festen zu sich luden. Es schmerzte ihn tief, dem angebornen, schönen Künstlerberufe entsagen zu müssen, allein die Umstände nöthigten das reiche, schöpferische Talent,

das vielseitig gestaltende, zu dieser seltsamen Metamorphose, die ihn um so mehr anwiderte, als er in seiner stillen Zurückgezogenheit nur den Eingebungen des Genius zu folgen gewohnt war.

Nahe am Hause unseres Meisters befand sich, in einer kleinen Entfernung von dem früher erwähnten Apfelbaume, dem Lieblings-Asyle Alberts, ein Gärtchen. Als Knabe, eh' er in die Studienanstalt trat, pflanzte er in die Ecke desselben einen zarten, kaum fingerlangen Kirschbaum — als Symbol seines neuen Lebens. Die Pflanze trieb, schoß auf, erhob allmählig die geschmeidigen Aeste, und prangte in ihrer ersten Blüte. Lange blieb der junge Baum von jedem Frevel unangetastet, — bis sich die Rohheit daran vergriff. Er suchte ihn jeden Herbst durch Umzäunung zu schützen, und stand sinnend vor dem bedeutungsvollen Baum. „Ich habe mit dir tausend schöne Hoffnungen gepflanzt," rief er aus; „wir haben die Bestimmung, gemeinschaftlich zu blühen, und durch Früchte segenvollen Gedeihens uns bemerkbar zu machen. — Die ewige, heilige Natur hatte mit uns Beiden gute Absichten. — Die Menschen zerstörten dein Wachsthum und drückten dich nieder, damit du nie deine fruchtreiche Krone zum Himmel emportragen solltest; — die Menschen, in Gestalt des Fanatismus und der Chikane, zerstörten mir das innere, geistige Leben, das der Sonne der Poesie sehnsüchtig zugekehrt war. — Diesen Anger belebten einst meine Phantasien, die kühnen Träume eines aus dem Dunkel der Waldungen hervorstrebenden Dichters, die Kunstgebilde meines Vaters, und die zaubervollen Töne seiner Violine. Unter allen Stürmen gelangte er zur künstlerischen Vollendung. Diese gewährte ihm den Ruhm."

Der Löwe Bayerns war bereits wieder aus seinem Besitzthum ausgezogen, und Oesterreichs Adler umkreist nun gebietend die norischen Gauen. Ein Steigen und Sinken, das vom Jahre 1801 bis zum Jahre 1816 in die Verwaltung und in die Geisteskultur dieses deutschen Ostheiles sich abwechselnd theilte, mußte hemmend auf eine stetige, gleichmäßige Entwicklung einwirken, die ohnehin bei den Bergvölkern mit eben so großer Geduld und Behutsamkeit von Seite der Regierungen unternommen werden dürfte, als sie mühsam zu den Alpenhöhen empordringt und nicht immer mit offenen Armen aufgenommen wird.

Der Teppichhändler aus dem illyrischen Thal Tefferegg oder aus Windisch-Matrey, von dem Krimler Tauern niedersteigend, zieht in das deutsche Flachland hinaus, und während er die von fremder Hand gefertigten, „schöngeflammten" Teppiche mit einem Aufwande von Beredtsamkeit verhandelt, tauscht er zugleich mit dem baaren Erlöse auch Ideen, Ansichten, und Meinungen ein, um sie mit dem erworbenen Gelde im

Gebirge in Umlauf zu bringen. Der hochstämmige, nervöse Zillerthaler mit seinem runden, sonoren Dialekte, der im Munde seiner schönen Töchter weich und anmuthig klingt, gab längst seine medizinischen Reisen auf. In den guten Zeiten der Krummstabregierung, ja selbst während jener des Großherzogs von Toskana, lud er sein schmuckes Kästchen auf den Rücken, das, in viele Fächer getheilt, mit Medikamenten, Elixiren, wohlriechenden Salben, und andern Heilkräften niedlich ausgefüllt war. Die hellschimmernden Fläschchen und die geschliffenen, hellen Gläser zogen, wenn er die reinen Schränke öffnete, mit wunderbarem Zauber an, und die Schönen konnten seiner Suade nicht widerstehen. Der süße Duft, der ihnen entgegenwehte, übte eine magische Wirkung auf ihre Nerven, und der kolportirende Pharmazeut aus Fügen machte gute Geschäfte. Sie machten weite Reisen, und überall öffnete man ihnen gerne, den kräftigen Natursöhnen, die mit der angebornen heitern Laune, mit ihrem klaren Verstande, mit ihrer einschmeichlerischen Ueberredungsgabe die heilenden Wunderkräfte durch Deutschland trugen, Burgen und Gemächer.

Die schlanke, rüstige Gestalt dieser athletischen Naturen diente nicht selten dem Bildhauer als Vorbild, während Albert später die Zillerthaler als „Mithridathändler" in einigen Romanzen schilderte. Dieser originelle Volksstamm an der erlenumkränzten Ziller hat, wie der Tefferegger, kosmopolitische Anlagen, und unterscheidet sich wesentlich von dem Tyroler, der seine Hügelmarken berührt, durch Schönheit des Wuchses, Lebhaftigkeit des Geistes, und Offenheit des Charakters. Sie brachten von ihren Wanderungen neue Ideen und Ansichten in die Heimat, die, wie eine geheime Saat ausgestreut, allmälig keimen. Die Zillerthaler gehörten nie zu den Tyrolern, wie man anzunehmen gewohnt ist, sondern waren seit Jahrhunderten Unterthanen der Erzbischöffe von Salzburg, bis sie, als Bayern Tyrol abtrat, mit diesem vereint wurden.

Eine nationelle Eigenthümlichkeit scheidet wieder die Brixenthaler, die ihr Thal nach Itters (Bezirken) eintheilen, von den eben erwähnten Nachbarvölkern aus. Dialekt und Kleidertracht, Sitten und Gebräuche, Charakter und Bildungsfähigkeit haben ihr besonderes Gepräge. Albert sah diese Gebirgsstämme in den Zeiten des innern Friedens, als er, den ersten Anregungen des in ihm erwachten Liedergottes hingegeben, diese Itter durchzog. Tanz und Musik, Liebe und Lied sind mit ihrem frischen Leben aufs's engste verwebt. Nach dem „Rosenkranze" eilt die Jugend der nächsten gescheuerten Tenne zu, und der gewandte Zitherbube beflügelt den muntern Reigen mit neuen, sinnigen Tänzen, von der seelenvollsten Melodie durchhaucht.

Der wandernde Poet sah sie wieder im Jahre 1809, als die Tyroler Bayerns Herrschaft abschüttelten und vom Brenner bis zu den fernsten Ausgängen nach Nord und nach West wie ein schwellender Bergstrom die friedlichen Völker fortrissen, und, durch Hofer's eindringliches Wort entflammt, ihre Berge in Schutzwehren gegen Napoleons Heere und seine Verbündeten umwandelten. Das war in der That ein reiches Epos, das als Seitenstück zu jenem auf der Pyrenäischen Halbinsel mächtig erschütterte; es war ein Epos, zu welchem die Firnen und Alpen, die Thäler und Höhen die mahlerische Einfassung gaben.

Je größer die Gefahr, desto muthvoller wird der Tyroler. Die Schutzheilige und sein Stutzen sind ihm die sichersten und heiligsten Garantien; — sie sind es allen diesen Bergvölkern, in denen noch der gesunde Kern echtdeutscher Nationalität neue, kraftvolle Stämme fort und fort treibt. Wohl den Fürsten, die es verstehen, ihr Gedeihen zu pflegen und zu fördern.

---

### Epilog auf der letzten Station.

In den norischen und rhätischen Alpenthälern waltet nun tiefer Frieden. Neue Kulturkeime sind von der neuen Regierung ausgesäet in die wieder aufgelockerten, befruchtungsfähigen Schollen an den sonnigen Abhängen, in den stillen Thalgründen, an den Ufern der Flüsse und Seen, auf den Gefilden und auf den Höhen, um von vorne das Bildungswerk zu beginnen, das immer unterbrochen wurde. Werden diese deutschen Bergvölker je in ihrer geistigen Kultur so weit geführt werden können, als z. B. jene am Rhein, an der Elbe, an der Nord- und Ostsee? Es scheint, man findet es besser, sie, im Gegensatze zu dem Montgelas'chen Regierungssystem, allmälig und behutsam der zeitgemäßen Entwicklung und jenem geistigen Fortschritte entgegen zu führen, wie er sich in der großen deutschen Nation bereits entfaltete. Einzelne werden schon jetzt durch Talent und Intelligenz hervorragen, um mit den segenvollen Geheimnissen der Wissenschaft einzuwirken und die Völker vom göttlichen Lichtstrahl nicht mehr ferne zu halten.

In der ehrwürdigen Juvavia, einst dem Zentralpunkt der norischen Völker, schlug seit mehreren Jahren ein Kirchenfürst wieder seine Wohnstätte auf, allein zwischen Insel und Stab ruht nicht mehr das Zepter, von den Fürsten sonst über Land und Volk gebieterisch ausgestreckt.

Der Wohlstand dieser Stadt, die nun einem spanischen Throuprätendenten zum Asyl dienen muß, ist auf immer dahin, und die alten, gemüthlichen Geschlechter, frommgläubig wie gute Spanier, loyal, erregbar, talentvoll, und freimüthig, sind durch ein neues verdrängt, das die alte Gestalt der Heimat Mozart's nicht mehr erkennen läßt. Die Klosterglocken läuten zwar wie vor zur Antiphon und zur Vesper, im Dome ertönen die feierlichen Psalmodien; allein die herzliche Pietät der Juvavier machte schon dem Wiener Frohsinn Platz, der den Lebensbecher gern vollauf füllt, und mit liebenswürdigem Leichtsinn unter Scherz und Sang ausschlürft.

Salzburg war einst in der That ein Toledo. Seltsame Verkettung: Don Carlos suchte die Sierra des Tännengebirges auf! Die bergumgürtete Stadt, mit der Aussicht nach der endlosen, fruchtbaren Fläche nach Westen, die zerstreuten Landsitze, und ihre gastliche Gestalt, geben das treue Bild einer Sierra de las Nevadas!

Albert, den wir öfter mit dem Meister nannten, faßte den Entschluß, Benediktiner zu werden. Eine romantische Fahrt auf der Salzach am Vorabend des Pfingstsonntags nach einer mahlerisch gelegenen Abtei gab dazu Veranlassung. Der Abt, ein Mann im kräftigsten Mannesalter, fein, zuvorkommend, und voll Würde, stand ganz unerwartet vor dem erstaunten Jüngling, dem gleich bei der Ankunft mit seinem Begleiter ein freundliches, prachtvoll eingerichtetes Zimmer zum Empfang angewiesen wurde. Das schwer goldne Pektoral an noch schwererer Kette auf der Brust, trat der Prälat ein, und bewillkommte die beiden jungen Gäste. Albert ward ihm besonders empfohlen. Die sanfte Rede, die dem Gruße des erhabenen, feierlichen Wirthes folgte, machte tiefen Eindruck auf den so leicht erregbaren jungen Poeten. Das Feuer, das in den Augen des Abtes glühte, übte eine geheime Macht, und theilte sich wie elektro-magnetisch mit. Herrliche Tafel, heitere Konversation, und köstlicher Wein in goldblinkenden Silberbechern, von außen mit den Symbolen des Ordens ausgeprägt, stellten das kontemplative Leben von einer anlockenden Seite dar. Das zeitweise, ernste Silentium während des monotonen Vortrags eines jungen Konventualen gab den Freuden der Tafel ein eigenthümliches Kolorit. Die Monotonie des Vortrags ist Ordensregel bei Tisch.

Diese Behaglichkeit des Seyns, das Albert überall entgegen trat, wohin er sich nur wenden mochte, die hohen, geräumigen Gemächer, welche die Konventualen bewohnten, die Eleganz des Meublements, die Propertät der ganzen Einrichtung, der allseitige Komfort, und endlich die reich ausgestattete Bibliothek in einem glänzenden Saale, die mit

allen kostbaren Werken des menschlichen Genius ausgeschmückt war, reiften in Albert den Entschluß, sich die reichgefaltete Benediktinerflokke überzuwerfen. Als er neben den lateinischen und griechischen Klassikern auch Göthe, Schiller, Fichte, und andere ausgezeichnete deutsche Schriftsteller in Prachtausgaben erblickte, als er neben Plato auch Bossuet fand, gab er sich selbst das Wort, in diesen aufgeklärten Orden zu treten.

„In meiner Abtei", sagte der Prälat, der mit Alberts Neigungen ganz vertraut war, „darf kein wissenschaftlicher Stillstand Wurzel fassen. Edle Geister bleiben von unserer Bibliothek nicht ausgeschlossen, hier entscheidet keine Konfession! Mein Kloster hat die Bestimmung, dem öffentlichen Lehrstuhle allseitig gebildete Männer zu geben." — —

So der Abt zu dem Poeten, der sich immer mehr zu ihm hingezogen fühlte. — Der edle Prälat soll genannt werden! Er heißt Achatz.

Ueber dem Grabe des norischen Bildhauers schwankt seit Jahren das morsche Kreuz, und längst ist der letzte Ehrenkranz verwittert, den die Liebe um dasselbe gehangen. Albert, der Sohn, ehrte das Andenken seines Vaters durch einen Roman: „die Pilgernächte des Meisters Tisotheus." Noch hält er sich auf der bewegten Lebenswoge, die ihn feindlich von einer stürmischen Bucht zur andern trieb. Er mußte den Erfahrungssatz: „Der Dichter ist unglücklich auf der praktischen Laufbahn und unter den beengenden Formen des Staatsdienstes, der das Individuum nur als Werkzeug, aber nicht als selbstschöpferischen Geist brauchen kann," an sich bis zur Genüge bestätigt finden. Aber auch den Gegensatz einer durchaus idealen, schönen Richtung der Schriftstellerwelt sah er in bitterer Enttäuschung durch die Intrigue, durch den Haß, und durch die Mißgunst gemeiner und anmaßender Geister in ein trügerisches Nebelbild zerrinnen. —

Er wählte sich die Poesie zu seiner Schutzheiligen, die ihn über diese Antithesen schirmend emporträgt. Der Kirschbaum an der Gartenecke ist das Symbol seines ganzen Lebens! —

# Theodor Mügge.

# Berlin in seinen Entwicklungen.

---

Ich führte einen Freund auf den einzigen Punkt, von welchem man Berlin übersehen kann: auf den Thurm der St. Marienkirche. Wir gingen lange auf der Gallerie umher. Ich nannte ihm die Paläste, die großen Gebäude und Thürme, wie sie aus dem Häusermeere emporstiegen. Die Quartiere der Stadt thaten sich uns nach allen Seiten auf. Hier das alte Berlin und Cöln mit ihren bogenförmigen Straßen, vom Laufe des Stromes und der alten Festungsgräben eingefaßt; dort die hellen, geraden Häuserreihen der Friedrichs- und Dorotheen- und der Friedrich-Wilhelmsstadt. Zwischen ihnen die schönen Plätze und breiten Promenaden, der großartige Zug von Palästen und prächtigen Monumenten der Baukunst, vom Schlosse bis zum Brandenburger Thore. Dann wendeten wir uns gegen Osten, und verfolgten in der Ferne die Ringmauern, welche dort Kornfelder und große Gartenstücke einschließen, auf welchen noch ein neues, zweites Berlin erbaut werden kann. Westlich hat die Stadt dagegen die Mauern längst übersprungen, und ist fortgerückt bis an die Höhen des Kreuzbergs, gegen das naheliegende Dorf Schöneberg, und weit in den Thiergarten. Die schönen Landhäuser, mit den flachen Dächern und hervorspringenden Thürmen, sahen zierlich und stolz zwischen den Wipfeln und Kronen des Lustwaldes und der Gärten hervor. Hier lagen sie vereinzelt, dort hatten sich schon ganze fortlaufende Fronten

gebildet, welche dann plötzlich abbrachen, und zum neuen Anbau einzuladen schienen. Weiterhin, an verschiedenen Seiten, sah man auch ganze Straßen im Bau begriffen. In der Nähe der Eisenbahnen namentlich stiegen Reihen von schönen Gebäuden auf; nicht minder fleißig regten sich die Hände am neuen Thore in der Louisenstraße, und wie wir die Augen immer weiter aussandten, in die große Oranienburger Vorstadt, welche fast eine Meile lang ist, und dann östlich hinab, in jenes verrufene Quartier der Armuth und der Laster, das Voigtland genannt, erblickten wir selbst dort die Vergrößerungen der jüngsten Zeit.

Berlin ist freundlich anzuschauen, besonders auch durch die vielen Gärten, welche den Wohnungen beigegeben sind. Selbst die innere, alte Stadt entbehrt nicht ganz dieser wohlthätigen und reizenden Zugabe. Es ist nicht, wie andere große Städte, wie Paris, London, Wien, ein ungeheures Häusermeer, mit engen, winkelvollen Straßen, himmelhohen Mauern, und dumpfigen kleinen Höfen, welche Gottes Sonne nie erreicht; denn es hatte immer Raum genug, sich auszudehnen, wenn es Noth that, und da es größtentheils in einer Zeit entstand, wo man schon Sinn für die regelrechte Ordnung, Geschmack für gefällige Formen und Kunstbildung besaß, so unterstützte dies die Plane der mächtigen und ehrgeizigen Fürsten, welche ihre Residenz sorgfältig zu verschönen suchten.

Ueberall taucht das frische Grün zwischen den Häusern auf, und scheint diese schützend zu umgeben; auch waren in früherer Zeit viele Straßen mit Bäumen besetzt, was neuerdings leider nicht mehr mit der Ordnung verträglich gefunden wurde. Je weiter von dem steinernen Mittelpunkte des alten Berlins, um so grüner und größer sind die Gärten, — ein Zeugniß für die Blumen- und Gartenkultur, durch welche Berlin sich selbst den Holländern als Nebenbuhler furchtbar macht. Je weiter nach Osten, um so mehr verschwinden die Straßen, welche wie Strahlen in das grüne Feld hineinlaufen. Endlich sieht man nur noch lange Zaunwände, und die Häuser liegen mitten zwischen Fruchtbäumen und Linden, oder von Weinlaub eingefaßt.

Eine ganze Welt liegt zu unsern Füßen, sagte mein Begleiter. Hier der Luxus und die sogenannte Höhe des Lebens, dort der Staat in den vielen mächtigen Hallen, wo Waffen, Künste, Wissenschaften, oder seine Beamten hausen; das Schloß des Königs so recht in der Mitte; die Religion scheint mir, den Gotteshäusern nach, spärlicher bedacht zu seyn; aber dort, jenseit des Flusses, wohnt das geschäftige Bürgerleben, das Treiben des Handels in den geräuschvollen innern

Straßen. Die Industrie mit ihren zahlreichen Obelisken, den zierlichen Rauchfängen der Dampfmaschinen, begleitet den ganzen Zug des Stromes; in den stillen großen Gärten und Feldern aber wohnt der arbeitsame, einfachere Mensch, der im Kampfe mit der Natur natürlicher geblieben ist, und ganz in der Ferne die Hütten des Elends, der Armuth, und der Laster. Das ist die Schattenseite der fortbildenden Kultur, der böse Geist, welchen die großen Werkstätten des Lebens, die Städte, heraufbeschwören.

So hängen wir hier wie ein Stück Gottheit über dem Kreis des Menschenlebens, erwiederte ich, und schauen auf das Werden und Streben hinunter. Das quillt hervor und bildet sich aus; nichts ist daran zu ändern, weder nach oben, noch nach unten. Ja, es kommt mir jetzt mehr als jemals vor, als müsse es Alles so seyn, wie es eben ist, und jenes finstere Elend und die ekle Sünde seyen eben so nöthig zum Heile der Welt, wie der prassende Uebermuth und alles Pharisäerthum, gleichviel, wie es heißen mag.

Wie leicht ist es doch, aus allen Dingen die Nothwendigkeit hervorzugrübeln, erwiederte mein junger Freund. Du sagst, es muß so seyn! Aber könnte die Geschichte des Menschengeschlechts jetzt ein Buch des Glückes und des Friedens heißen, hätten die Menschen nicht immer wie wilde Thiere gegen ihre Brüder gewüthet, und durch Unterdrückung und Ehrgeiz dies Elend hervorgebracht?!

Es ist da und besteht, erwiederte ich, das ist genug, um zu beweisen, es mußte so seyn! Nimm die Leidenschaften von den Menschen, und sie werden, wie Du sie willst, ohne Trieb zum Bösen und ohne Kampf zum Guten. Ihre Bestimmung ist dann aufgehoben, sie haben aufgehört, Mensch zu seyn.

Und mit dieser Philosophie, sagte er, läßt sich alle Tyrannei vertheidigen.

Die Welt, sprach ich dagegen, hat Zeit. Die Pendelschläge der großen Weltenuhr werden nach Jahrtausenden gemessen. Aber beuge Dich vor der Weisheit, beuge Dich vor dem Menschengeiste, der in fünf oder sechstausend kurzen Erdenjahren sich aus feuchten Wildnissen, aus der halben Thierheit seiner Kinderjahre losgerungen hat; der, zu Gott anstrebend, Staaten schuf und Städte baute, so reich, so kostbar und herrlich, wie diese; der Gesetzen Kraft gab, zum Schirm und Schutz des Lebens, und in immer fortgesetzter Entwicklung aus Barbarei hervorsteigt.

Um in neue Barbarei zu sinken, erwiederte er. Wo ist Deine hochgerühmte Weisheit? Wo sind das Glück und die Schätze, welche

die Menschen im langen Kampfe erobert haben? Waren sie nicht glücklicher, als sie frei in Wäldern und Feldern wohnten, als man diese steinernen Kerker nicht kannte, als Elend und Verbrechen noch nicht in zahllosen Hütten neben einander hausten, und eine schreckliche Verbrüderung zum Kampfe auf Leben und Tod gegen jeden Glücklicheren und Besseren geschlossen hatten? Sind Das die Früchte eurer Weisheit? Ist Das die Erziehung des Menschen, daß er endlich, getheilt in zwei ungleiche Hälften, von arm und reich, von Gehorchenden und Herrschenden, Elenden und Glücklichen, Hungernden und Schwelgern, zu Verzweiflung und Verbrechen getrieben, eure Gesetze verachten, und Sittlichkeit, Glaube, Treue, ja jede Menschentugend verspotten lernt?!

Nach einiger Zeit erst antwortete ich seinen ungestümen Worten. Ich deutete auf das Thal des Flusses, der zwischen Wiesen und Fichtenwäldern vom östlichen Rande des Gesichtskreises in vielen Ringungen durch das sumpfige Land heranzieht. Oberhalb sammelt er sich in breiten Wasserbecken, strömt dann in mehreren Armen durch die Stadt, und verläßt sie, um zwischen Wiesenflächen weiter zu ziehen. Nach allen Seiten hin begränzen sandige Hügel dies Spreethal. Waldleisten steigen spärlich daran auf, aber der Mensch hat diesem wüsten Boden durch vielhundertjährigen Fleiß kümmerliche Erndten abgerungen, endlich durch Kunst seine Kargheit besiegt, und nun glänzt die frische, grüne Saat, und das sandige, arme, und sumpfige Thal ist mit menschlichen Wohnungen dicht besetzt. In der Mitte steht die stolze Königsstadt, ein Triumph der Zähigkeit des menschlichen Willens, der Ausdauer jenes Geistes, welcher Wüsten überwältigt und die Natur zur Dienstbarkeit zwingt.

Siebenhundert Jahre sind vielleicht verflossen, sagte ich, als in eben diesem Thale zu unsern Füßen, mitten zwischen Sümpfen und Weiden, einige arme wendische Hütten standen. Es wohnten Fischer darin, die irgend einem Kralen, wahrscheinlich dem Ritter von Stralow, dienstbar waren, und zu den Götzenbildern in Spandau, Potsdam, oder in dem Königsschlosse zu Cöpenick beteten. Als der letzte Wendenfürst Pribislaw besiegt war, und in Brandenburg ein Christ wurde, König Jaczo in Cöpenick herrschte und vertrieben ward, die Wenden aber weit und breit noch heimlich zu den alten Göttern um Erhörung und Rache flehten, brauchte Markgraf Albrecht der Bär, oder sein Nachfolger Otto, ein festes Schloß, um die wendischen Städte am obern und untern Laufe des Spreeflusses zu bewachen. So soll Berlin entstanden seyn; Cöln auf dem linken Flußufer, wo die Wenden im Moraſt ihre Hütten auf Pfählen (Kollnen) errichtet hatten, war älter. Wer aber weiß

davon zu ſagen, und was nützt es auch? Wer kennt die Geſchichte eines kleinen Fleckens, der Jahrhunderte lang unbeachtet blieb, und viel ſpäter erſt in Urkunden erwähnt wird? — Erſt im dreizehnten Jahrhundert geſchieht dies; und der ſeltene Fund des Berliner Stadtbuches, das auf der Rathsbibliothek in Bremen zufällig entdeckt wurde, gibt uns allein einige Kunde von dem Leben unſerer Väter.

Wer darf jedoch zu behaupten wagen, jene Zeit ſey eine glückliche und weiſe geweſen, beſſer als die Gegenwart, tugendvoller und freier? Blutige Geſetze, dem finſtern Geiſte der Zeit gemäß, ſchirmten und erhielten weit mehr die Verbrechen, als ſie dieſe beſtraften. Unfreie Menſchen beugten ſich zitternd vor den grauſamen, gewaltthätigen Herren, Raub und Mord füllten alle Wege, Laſter wurden nur an den Schwachen geſtraft, Völlerei der ekelſten Art war die einzige Erholung. In dreihundertjährigen Kämpfen waren die tapferen Stämme des Wendenvolks beſiegt und größtentheils vernichtet worden. Ihre Reſte miſchten ſich mit den Eroberern, und fielen von dem Glauben ihrer Väter aus Furcht, nicht aus Ueberzeugung, zum Chriſtenthume. Deutſche Krieger und freie Männer wurden mit dem Lande belehnt, ſo entſtand ein trotziger Adel, der bald mit allem Uebermuth und aller Roheit jener rauhen Zeit das Land bedrückte, die Bebauer deſſelben zu leibeigenen Knechten machte, und mit den Städten Krieg führte, indem er ſie beraubte, und als ſeine natürlichen Gegner anſah.

Aber die Städte wuchſen kräftiger auf, ihre Mauern, ihr Reichthum, und ihre Bürger ſchützten ſie vor den Junkern. Den Fürſten des Landes leiſteten ſie in ſchlimmen Zeiten Hilfe an Geld und Mannſchaften, dafür empfingen ſie koſtbare Urkunden ihrer Freiheit. So that es auch Berlin. Aber was war die Freiheit jener Zeit?! Das Recht, ſich loszuſagen von dem allgemeinen Wohl und Weh des Landes, ſich ſelbſt Geſetze zu geben, Münzen zu ſchlagen, ſich zu ſchirmen und zu ſchützen, wie es ging, innerhalb der Mauern den Blutbann zu üben, und Fehde zu führen gegen Jeden, welcher der Stadt Rechte antaſtete. Wie aber auf dem Lande Räuberhaufen und Ritter gewaltthätig herrſchten, ſo in der Stadt der Rath und die Geſchlechter. Es bildete dieſer Stadtadel ſich eben ſo herrſchſüchtig und übermüthig auf ſeine wohlerworbenen Rechte und Vorrechte aus, er haßte und verachtete eben ſo die geringere Menge, und ſtrafte unerbittlich jeden Verſuch der Bürger, zur Theilnahme an der Herrſchaft zu gelangen, wie dies in vielen deutſchen und andern Städten der Fall war.

Solche Geſchichten ſind aber faſt ſo alt, wie die Geſchichte der Menſchen. Griechenlands und Roms Beiſpiel wiederholten ſich unter

andern Verhältnissen. Es waren innere Kämpfe der Patrizier und Plebejer, welche in deutschen Städten als Geschlechter und Gewerke auftraten. — So zerstörten sie selbst ihre Freiheit, und fielen lauernden Feinden als eine leichte Beute zu.

Die Städte der Mark waren niemals reichsfrei, aber die Menge und Kostbarkeit ihrer Privilegien, den Fürsten aus ascanischem, baierschem, und luxemburgischem Stamm, in den vielfachen, blutigen Verwirrungen dieses Landes durch Geld und gute That abgekauft, ließen diesen zuletzt für Berlin kaum mehr als den Titel ihres gnädigen Herrn und Markgrafen, einige Einkünfte und Zölle, und eine schmale Heeresfolge in seinen Kriegen. Der Hochgeborne Rath von Berlin und Cöln war der Fürst, und wäre die innere Zwietracht nicht immer verwirrender geworden, es würde dem Herrscherstamme, der 1411 die Mark vom Kaiser Sigismund zu Lehen empfing, nicht so leicht geworden seyn, diesen trotzigen Bürgern die Herrschaft und ihre Privilegien zu entreißen. Aber ein Unglück war es, daß Berlin und Cöln zwei Städte bildeten, jede mit besonderm Rath, besondern Ansprüchen, und Gerechtigkeiten. Eifersüchtig auf Handel, Gewerbe, Alter, und Vorrecht, entbrannten Haß und Neid bei jedem Anlaß. Zuweilen wollte man den Streit schlichten und sich inniger verbinden. Die Städte wurden vereinigt, der Rath that sich zusammen, den vier Gewerken wurde Theil an der Herrschaft gestattet; aber man hatte Oel in's Feuer geschüttet. Der Haß saß viel zu tief bei den Bürgern beider Städte eingegraben, er war von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Jahrhunderte erst haben ihn gänzlich auslöschen und dem Namen Cöln, der nun ein Quartier des großen Berlins bezeichnet, seine Bedeutung nehmen können.

Kurfürst Friedrich I. von Hohenzollern schickte im Jahre 1411 seinen Vetter Johann von Hohenlohe in's Land, um davon Besitz zu nehmen, aber der Adel rüstete gegen ihn. Die Quitzow's, die Rochow's, die von Putlitz, und viele andere stolze Barone, die da glaubten, der neue kräftige Herrscher, von dem sie Vieles gehört, was ihnen nicht gefiel, werde nun mit ordnender Hand und starkem Willen kommen, verbanden sich mit den Herzogen von Meklenburg und Pommern. Die Städte dagegen, besonders Berlin, das Viel an den Herren vom Adel zu rächen hatte, und dem man Bestätigung der alten und neuen Privilegien zusagte, leisteten dem Markgrafen nach hartem Widerstreben Eid und Heeresfolge. Die Schlacht wurde bei Cremmen geschlagen; der Adel siegte. Herr Hans von Hohenlohe fiel, mit ihm der Kern des fränkisch-städtischen Heeres. Nun trat eine wüstere Zeit ein, als je.

Die Städte halfen sich in Bündniß und Fehde, so gut sie konnten; sie schirmten ihre Wagenzüge mit stahlfesten Haufen, brachen einzelne Burgen, und wurden von den Quitzow's und ihren Gesellen gebrandschatzt, oft dicht an den Thoren. Erschlagene und Beraubte gab es vollauf; der Henker stäupte und brannte, briet in Oel und zerschlug mit Keulen die Glieder der Diebe und Verbrecher. In den Wäldern nisteten Räuberhaufen und Geächtete, in den Schlössern der Edeln lag der beraubte Fuhrmann und Kaufmann im Verließ, Galgengesindel mordete den armen Landbauer, der in leibeigener Knechtschaft längst zur stumpfen Dummheit herabgesunken war. Wer sich tüchtiger und trotziger dünkte, ward eines Junkers Knecht, und trug Pickelhaube und Schwert. So klopften Feuer und Tod nächtlich an die Thür der Armen, Friedfertigen und Schwachen; Wölfe, Raubritter, und Mörder lauerten an den Mauern der Stadt, und drinnen brannten Zwietracht und Verrath. Kannst Du diese Zeit etwa für höher und besser halten, als die Gegenwart? Ist die Sehnsucht unserer frommen Männer nach dem Mittelalter, das Seufzen nach der alten Einfalt, Treue, Biederkeit, und Frömmigkeit in diese Barbarei zu rechtfertigen?!

Nun kam Kurfürst Friedrich selbst, und seiner großen Kanone der berühmten „faulen Grete", war der Muth des Adels nicht gewachsen. Als die zehn Ellen dicken Mauern des Schlosses zu Plauen davor zusammenbrachen, kamen sie Alle, barhäuptig, im Hemd, den Strick um den Hals, und baten knieend um Gnade, die ihnen gewährt wurde. Nur die Brüder von Quitzow hatten wie unbeugsame, freie Männer gefochten, und waren so gefallen. Kurfürst Friedrich kam nun nach Berlin, und klopfte an das eisenbeschlagene Thor, aber es ward ihm nicht aufgethan. Mit seinem großen Rittergefolge wollte die trotzige Bürgerschaft ihn nicht einlassen; sie behauptete ihr Oeffnungsrecht, nach welchem der Fürst nur für sich Einlaß und Ehrentrunk verlangen konnte. Zürnend zog Herr Friedrich fort, und sicher nahm er sich vor, diese Schmach zu gelegener Zeit zu rächen; aber sein Leben war unruhig, er starb im Jahr 1440.

Seinem Sohne, Friedrich dem Eisernen, gelang die Demüthigung. Er benutzte geschickt den Haß des Adels und die Zerwürfnisse zwischen Rath und Bürgerschaft. Als er das Oeffnungsrecht verlangte, hatte er schon einen starken Anhang unter den Gewerken, und plötzlich erschien er mit 600 Reitern an den Thoren Berlins, welche ihm durch Verrath geöffnet wurden. Der erzürnte Fürst zerriß mit eigener Hand die alten Urkunden städtischer Freiheit. Nach *seinem* Gebot wurde der Rath eingesetzt, und als es zu einem Aufstande kam, entschied ein von ihm

niedergesetztes Gericht in Spandau so streng gegen die Stadt, daß die vornehmsten Bürger eilten, durch freiwillige Unterwerfung größeres Unglück abzuwenden. Harte Bußen wurden ihnen auferlegt; viel städtisches Eigenthum ging ganz verloren. Nur der Bürgermeister Bernhard Ryke, ein stolzer, kühner Mann, mochte sich nicht beugen und unterwerfen. Er verließ mit Wenigen das Land, wo er nicht mehr frei seyn sollte, und ward in Sachsen erschlagen.

Kurfürst Friedrich hatte gewaltsam genommen, was ihm nicht mit Recht zustand, aber wer kann es wagen, solches Thun anzuklagen in einer Zeit, wo Alles gewaltsam war? Um die fürstliche Macht fest zu gründen, war es nothwendig, hindernde Privilegien zu vernichten, mochten sie wohlerworben seyn oder nicht. — Wie wäre es aber, wenn die Berliner plötzlich in das Geschrei der Leute einstimmten, die so Viel von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit wohlerworbener Rechte hatten, und zurückverlangten, was man ihnen ganz unbestreitbar gewaltsam genommen hat? Aber man meint klugerweise immer nur bei solchen Declamationen die Vorrechte der bestehenden Kasten bis zu einer gewissen Zeit. Was vorher war, und welche wohlerworbenen und heiligen Rechte zerstört wurden, damit die Geschichte sich weiter entwickle, davon ist weiter nicht die Frage.

Was Friedrich der Stadt nahm, ersetzte er ihr materiell freilich gering genug durch seinen häufigen Aufenthalt in ihren Mauern. Um die alte Freiheit aber war es auf immer geschehen. Es wurden den Bürgern Lasten auferlegt, und zum ersten Male sahen sie sich gezwungen, starke Schatzungen zu Friedrichs Kriegen gegen Pommern zu tragen.

Der Sturz der bürgerlichen Freiheiten bildet einen ersten wichtigen Wechsel im Leben der Stadt. Ihr Wohlstand und ihr Handel hörten auf, und von einer fast reichsfreien Selbständigkeit sank sie zu einer Landstadt herab, deren Bürger, durch fortgesetzte Unterdrückung, den alten Freiheitssinn schnell verloren.

Friedrich II. gab ihnen für alle entrissenen Rechte, gleichsam wie zum Spott, den Vorzug, mit rothem Wachse zu siegeln, und hinterließ die Berliner als gehorsame Unterthanen seinem Bruder Albrecht Achilles. Dieser war aber selten in der Mark, und statt seiner regierte der Kurprinz Johann, welcher, seiner lateinischen Beredsamkeit halber, den Beinamen Cicero trägt.

Unter der Regierung dieser drei genannten Fürsten ward das Städtewesen und der Bürgerstand auf Kosten des Adels niedergehalten. Im engen Bunde mit diesem hatte Friedrich II. Berlins Rechte zer-

riſſen, denn zum großen Jubel der Junker, die ſeinen Vater doch ſo ſchlimm bewillkommet hatten, während die Stadt ihm Gut und Blut weihte, ward der Bürgerſtolz gedemüthigt. Auch belohnte Friedrich ſeine getreuen Ritter und Anhänger mit manchen Gütern der Stadt, verſchenkte und verkaufte ihre Rechte und deren Einkünfte, oder verbrauchte ſie zum Bau des feſten Schloſſes, welches an der Spree in Cöln errichtet ward.

Johann Cicero legte den Städten der Mark die erſte Steuer auf, die ſogenannte Bierziſe, welche, zur Bezahlung der kurfürſtlichen Schulden, auf ſieben Jahre erhoben wurde. Es war das erſte Beiſpiel einer fortlaufenden Beſteuerung, welche man bis dahin nicht gekannt hatte. Im Uebrigen war der Kurfürſt ein Freund des Adels und adeliger Spiele, aber auch ein Freund der Wiſſenſchaften. Unter ihm erhielt Berlin die erſte Apotheke und den erſten Buchdrucker; auch kamen mehrere gelehrte Leute, und unter dieſen der Abt v. Sponheim, nach Berlin, deſſen Briefe über das Leben der Bürger einige bezeichnende Aufſchlüſſe geben. Nach ihm waren die Bewohner ein armes, faules, dem Trunke ergebenes Volk, das freilich die Faſten und Gebote der Kirche ſtreng hielt, aber dafür auch allen Laſtern der Unmäßigkeit ergeben war. Die Stadt beſtand größtentheils aus hölzernen Giebelhäuſern, mit Schindeln oder Stroh gedeckt, und mit hölzernen und lehmenen Schornſteinen verſehen. Sie war voller Schmutz; Schweine und Viehheerden liefen in den Straßen umher, auf denen auch die Ställe längs der Häuſerreihen erbaut waren.

Johann Cicero hinterließ ſeinem ſechzehnjährigen Sohne, Joachim I., 1499 das Land, in welchem der Adel niemals aufgehört hatte, die Landſtraßen unſicher zu machen. Bei der großen Jugend des Prinzen trieb er nun das Räuberhandwerk um ſo ausgedehnter, weil er ungeſtraft zu ſeyn glaubte. Allein Joachim ließ in einem Jahre einigen ſiebenzig Edelleuten die Köpfe abſchlagen, und darunter ſelbſt den ſeines Lieblings, des Junkers von Lindenberg.

Joachim's Regierung bildet einen zweiten wichtigen Wendepunkt in der Geſchichte dieſes Landes. Bisher hatte der Adel ſich neben die fürſtliche Macht geſtellt; jetzt zeigte ſich dieſe in ihrer Obergewalt, brach die Willkür und Raubſucht der Junker, wie ſie die alten Vorrechte Berlins zerbrochen hatte, und war dabei des Beifalls der Bürger eben ſo gewiß, wie früher des Beifalls des Adels.

Unter Joachim II., ſeinem Nachfolger, ward die Reformation in der Mark eingeführt, welche faſt ohne allen Kampf herrſchend wurde. Joachim I. hatte freilich Alles gethan, um der katholiſchen Kirche das

Land zu erhalten, aber in seiner eigenen Familie fand er den ersten Widerstand. Die Kurfürstin Elisabeth trat heimlich zu der neuen Lehre über, und sah sich dadurch zur Flucht genöthigt. Joachim II. mußte seinem Vater einen Eid leisten, der römischen Kirche treu zu bleiben; trotzdem trat er aber am 1. November 1539 in Spandau zum Protestantismus über, und dieser wichtige Schritt entschied für die ganze Mark. In Berlin wurden die Einkünfte der Kapellen und Altäre aufgehoben, und gute Prediger dafür angestellt, so daß in kurzer Zeit wenige Spuren der alten herrschenden Kirche mehr zu finden waren.

Mit Joachim I. aber hatte Berlin sein Ansehen geändert, indem es die ausschließliche Residenz der Fürsten wurde. Der Hof, welcher besonders unter dem prachtliebenden Joachim II. sehr glänzend war, zog viele Fremde herbei. Die Reihen von Festlichkeiten, die häufige Anwesenheit fremder Fürsten, die Landtage, welche in Berlin gehalten wurden, die Stiftung kurfürstlicher Kollegien, die Stiftung des Kammergerichts (1517) u. s. w. vermehrten eben so wohl den Wohlstand, wie die Bewohnerzahl. Und Joachim II. war ein schwelgerischer Fürst, welcher Nichts so sehr liebte, als glänzende Feste, Künste, und Luxus. An seinem Hofe befanden sich viele Gelehrte, die sein Vater schon begünstigt hatte. Aber es waren auch Chronikenschreiber vorhanden; Dichter wie Sabinus, Harlop, Wellemann u. s. w.; Mahler, sogar auch ein Hofmahler, Johannes Baptista aus Mailand; Sänger, Musiker, die er aus Italien berief, hauptsächlich aber Baumeister; denn an dieser Kunst fand er, wie glücklicher Weise viele Fürsten seines Stammes, das größte Gefallen. Unter ihm erhielt Berlin daher manche schönen Gebäude von Stein, auch ließ er ein neues Schloß bauen mit prachtvollen Sälen, deren vornehmste Zierde viele historische Tafeln von Lucas Kranach waren.

Die Feste, welche dieser verschwenderische Fürst, so oft es nur möglich war, in Berlin feierte, zerrütteten freilich seine Finanzen, und machten nicht allein große Auflagen nöthig, sondern überhäuften ihn auch mit Schulden, die dem Lande zur Last fielen. Von Zeit zu Zeit wurde daher auch immer ein Landtag berufen, wo es sich vornehmlich darum handelte, den Ständen die Deckung und Tilgung der Schulden aufzubürden. Dies ist eine Hauptfrage auf allen Ständeversammlungen in der Mark gewesen; indeß bezeugt sie doch, daß die Kurfürsten nicht willkührlich die Einwohner beschatzen konnten, und daß es zu neuen Auflagen, wie überhaupt zu Geldverwilligungen, der Zustimmung der Stände bedurfte.

Es gibt Leute, welche anzunehmen scheinen, die sogenannte unbeschränkte Souveränität sey von Adam ab bei den Fürsten gewesen, und die, wenn von Ständen und ständischen Rechten die Rede ist, wie von unerhörten Neuerungen sprechen. Solche Herren, welche doch gewöhnlich Anbeter des Mittelalters sind, sollten nicht unwissender Weise die Grundsätze prostituiren, welche sie zur Schau tragen. Souverän wurden die Fürsten nur in Folge des Ueberschreitens ihrer ursprünglichen Rechte, in Zeiten der Schwäche der Nationen, wo diese, durch Elend und Krieg, oder durch knechtischen Gehorsam gedehmüthigt, verlernt hatten, ihre Freiheit zu bewahren. Unter Joachim II. hatten die Stände aber noch den Muth, ihm zuweilen seine Forderungen abzuschlagen; leider aber wirkte das Beispiel des Hofes, wie immer, nachtheilig auf die Sitten der Einwohner, welche überdies niemals die besten gewesen waren. Die Verschwendung nahm in allen Klassen überhand und konnte selbst durch Gesetze nicht bekämpft werden. Dazu überschwemmten die Juden das Land mit Schacher und Wucher, wie denn die Stände oft heftige Beschwerden darüber führten. Aber der Kurfürst hatte sie zu nöthig. Sein Hofjude Lippold war sein erster Kreditor und Freund, denn da die Goldmacherkunst, welche der Fürst eifrig trieb, nicht einschlagen wollte, so mußte Lippold Gold schaffen, und immer neue Mittel ersinnen, die Kosten der Feste und der Verschwendungen aufzubringen.

Nach Joachim II. trat dann plötzlich eine ernste und sparsame Regierung ein. Lippold, der Jude, ward als Zauberer und Mörder ungerecht angeklagt, und dem allgemeinen Hasse geopfert; die Sänger, Musiker und Mahler wurden entfernt, und Kurfürst Johann Georg gab strenge Gesetze, wie viel Gerichte dieser und jener Stand bei Hochzeiten oder Kindtaufen geben und welche Kleiderstoffe, wie viel Gold, Seide und Ziedeltaffet ein Fräulein oder ein Doktor, ein Edelmann, ein Rath, oder ein Bürgerkind tragen durfte.

Berlin hatte sich unter Joachim II. bedeutend vergrößert, es waren mehrere Straßen neu erbaut, andere verlängert worden. Meiereien und Gärten wurden auch außerhalb der Mauern angelegt, und Vorstädte entstanden an verschiedenen Thoren. Dennoch aber war die Stadt in ihrer Bauart nicht weiter geschritten, der größte Theil war von Holz, unregelmäßig und schlecht. Die Hauptstraßen waren jedoch gepflastert worden, damit die geschmückten Hofleute, welche bei Regenwetter auf Stelzen zu Hofe gingen, nicht, wie bisher, im Schmutz versanken.

Die Geschichte Berlins bis zur Regierung des großen Kurfürsten,

Friedrich Wilhelms, bietet wenig Interessantes. Kein außerordentlicher Mann wirkt auf ihren Fortschritt ein, dagegen bringt die Regierung Georg Wilhelms und die Zeit des dreißigjährigen Krieges fürchterliches Elend über die Stadt, welche von Schweden und Kaiserlichen, von Hunger und Pest verwüstet wird. Wie es im ganzen Lande ausgesehen haben muß, beweisen selbst die Briefe des Kurfürsten, in welchen die schreckliche Zeit beklagt und angegeben wird, daß nicht allein Hunderte von Menschen in Berlin verhungert, sondern noch weit mehr sich aus Verzweiflung das Leben genommen haben. Aller Handel hörte natürlich auf, alle Gewerblichkeit. Die schlimmsten Laster gesellten sich zu dem größten Elende, alle Dörfer rings umher lagen niedergebrannt, ihre Bewohner waren erschlagen oder an der Pest gestorben. Berlin selbst hatte beim Tode des Kurfürsten nur wenige Tausend Einwohner behalten, und war nahe daran, wie viele Städte der damaligen Zeit, ganz unterzugehen. — Glaubst Du nun, daß uns eine dieser Zeiten und Herrschaften besser und rechtlicher, kräftiger und freier erscheinen kann, als die, in welcher wir leben?

Es war ein Glück für das Land und für Berlin, daß der schwache Fürst starb, und sein junger Nachfolger eine so glückliche Wendung der Verhältnisse hervorbringen konnte.

Die Regierung dieses großen Kurfürsten ist auch für Berlin eine mannigfach wohlthätige gewesen, denn trotz der vielen Kriege, welche er führte, sorgte er doch für das schnelle Wachsthum seiner Hauptstadt mit Eifer. Unter Ihm, dem wahren Gründer der nachherigen Größe Preußens, ging aber freilich auch der letzte Rest ständischer Freiheit verloren, und die unbeschränkte Fürstengewalt trat an ihre Stelle. Wie hätte auch das elende, herabgekommene Land und der gebeugte Muth seiner Bewohner die alten Rechte bewahren können?! Die religiösen Streitigkeiten und die nachfolgenden langen Religionskriege haben überhaupt nachtheilig auf Bewahrung der politischen Freiheiten gewirkt. Die religiösen Fragen verschlangen alle andern Interessen, und vergebens versuchten patriotisch gesinnte Männer, die Reformation auch auf die gedrückten Zustände der untern Volksklassen, namentlich des mißhandelten Landvolkes, anzuwenden. Nach dem dreißigjährigen Kriege trat eine vollständige Erschlaffung ein. Der Despotismus fürstlicher Allgewalt, welcher von Ludwig XIV. ausging, wurde in Deutschland gern nachgeahmt, und in den unruhigen Zeiten, wo man stehende Heere errichtete, und das Elend wie die Schwäche so groß waren, daß der Bürger gern seiner früheren Wehrhaftigkeit entsagte, und Geld

gab, um zu Hause bleiben zu können, ward es den Fürsten leicht, unbedingten Gehorsam zu fordern und zu finden. Männer aber, die kühn genug waren, auf alte Rechte zu pochen, wurden als unruhige Köpfe und Verräther verfolgt und gerichtet.

Auch Friedrich Wilhelm hat das gethan, und unter seiner thatenreichen Regierung entwickelt sich eine neue wichtige Periode unserer Geschichte. Der Adel, welcher bisher seine Lehnsdienste mit den übrigen Ständen gemeinsam und in Person bei Kriegszeit geleistet hatte, trat vorzugsweise in das neu entstandene Heer, als Anführer desselben. Er umringte die Person des Fürsten immer mehr ausschließlich, bemächtigte sich aller oberen Staatsstellen, die er nach und nach als sein angestammtes Eigenthum betrachtete, und pochte mit Uebermuth auf die Vorzüge der Geburt. Die Bürger dagegen entsagten den Waffen und gaben dadurch sich, ihr Leben, ihr Eigenthum und dessen Vertheidigung in den unmittelbaren Schutz der Herrschaft. Sie bildeten den Nährstand eben so ausschließlich. Es ward Schande für ein ritterliches Geschlecht, bürgerliche Geschäfte zu treiben; Die es thaten, entsagten ihren Standesvortheilen, und so sonderten sich, scharf getrennt, die Klassen zu Kasten. Der Adel herrschte auf seinen Gütern und über seine Leibeigenen. Er trug die Lasten des Staates nicht, denn er steuerte nur die Lehen nach Ritterpferden. Dagegen nahm er alle Aemter und Würden in Besitz. Die Bürger gaben, was ihnen auferlegt ward, wenn nicht ohne Murren, doch ohne Widerstand, den sie nicht mehr leisten konnten. Sie wurden willenlos Beherrschte, und verdumpften immer mehr in dem Formenwesen ihrer gewerblichen Einrichtungen, dem Zunftzwange, den kleinlichen Eitelkeiten ihrer Rangstreite, und im unterthänigen Gehorsam, der ihnen durch Gewalt gelehrt ward. So bildete sich die Knechtschaft des achtzehnten Jahrhunderts aus, die Blüthenzeit des unwissenden Junkerthums, das im Jahre 1806 erst ein unverhofftes Ende fand.

Den Anfang zur souveränen Gewalt machte Friedrich Wilhelm 1654, durch den Antrag bei den Ständen, ihm statt der Mannschaft Geld zu bewilligen, zum Unterhalt seines Heeres. Vergebens sprach Kurt von Burgsdorf mit Kraft gegen diesen Vorschlag, indem er zeigte, wie der Fürst, im Fall das zugestanden würde, bald keine Stände mehr nöthig hätte. Die Folge seiner Freimüthigkeit war Verbannung und Verlust seines Vermögens. Die Feigheit der Gemüther war viel zu groß, um dem obersten Willen zu begegnen, und Friedrich Wilhelm, wie die Geschichte Preußens und die Hinrichtung des unglücklichen Kalkstein zeigt, auch keineswegs ein Herr, der vor dem

alten Recht zurückgetreten wäre, wenn es galt, seinem Willen Gehorsam zu schaffen.

Für Berlins Verschönerung that Er dagegen viel. Aus Friesland und Holland kamen schon 1646 viele Anbauer, denen man die leer gewordenen Häuser oder wüste Plätze zur Ansiedelung übergab. Diese brachten die holländische Gartenkunst, Viehzucht, und Verbesserungen des Ackerbaues mit, und wurden auch überall in der Mark in Kolonien untergebracht, die man Holländereien nannte.

In Berlin ließ der Kurfürst durch diese fleißigen Menschen den Lustgarten anlegen, der mit seltenen Bäumen und Sträuchern geziert wurde, und diesen betriebsamen Einwanderern haben die Mark und Berlin ihr Aufblühen ganz besonders zu danken. Zu den neuen Bewohnern der Hauptstadt kamen auch manche der aus Schlesien vertriebenen Protestanten; besonders aber, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, viele Franzosen, welche Künste, Manufaktur- und Fabrikfleiß mitbrachten Vorzüglich waren es Seidenweber, Strumpfwirker, und Hutmacher, auch viele Leute aus höheren Ständen. Viele der Vornehmeren traten in die Dienste des Kurfürsten oder der Prinzen, und unter diesen befinden sich ausgezeichnete Männer, wie z. B. Claude du Bellay, Baudes du Choffin, der Mahler Verdionich. Zu diesen und anderen Herrn, wie den Grafen von Beauveau d'Espanses, dem Marschall von Schomberg u. s. w., gesellten sich gelehrte und reiche Familien, z. B. die Ancillons, Ermans, Reclams, welche noch jetzt in ihren Nachkommen als berühmte Staatsmänner, Gelehrte, Theologen, oder reiche Kaufleute in Berlin leben. Friedrich Wilhelm nahm sich den Vertriebenen eben so wohl aus Staatsgründen, wie den Gefühlen seines frommen Herzens folgend, mit Vorliebe an. Er räumte Ihnen viele Vortheile und Rechte ein, und empfahl sie noch auf dem Sterbebette seinem Nachfolger.

Sorgte der Kurfürst für eine neue Bevölkerung, so machte diese, welche an größere Ordnung, Reinlichkeit, und Gewerbthätigkeit gewöhnt war, auch neue Verordnungen nöthig. Die verfeinerten Sitten dieser Flüchtlinge wirkten besonders wohlthätig auf den gesellschaftlichen Zustand, und wenn man dagegen auch erfährt, daß seit dieser Zeit manche Laster der Civilisation herrschend wurden; daß man französisch zu sprechen anfing, die deutsche Sprache vielfach verunstaltete, und endlich fast ganz zur Sprache des gemeinen Volkes machte, daß die alte schöne Bürgertracht verschwand, und dagegen französische Kleiderordnung und Perücken eingeführt wurden, daß endlich, wie mit den Holländern der Gebrauch des Theetrinkens und Tabakrauchens ins Land gekommen war,

die Franzoſen den Kaffee und das Tabakſchnupfen mitbrachten, ſo lag Dies Alles weit mehr in den allgemeinen europäiſchen Verhältniſſen als in den beſondern der Mark.

Die Verſuche, Berlin zu verſchönern, begannen, ganz zweckmäßig mit Verordnungen gegen die Schweine, welche ſammt ihren Ställen aus den Straßen verbannt wurden; dann wurden zum erſten Male Gaſſenkehrer angeſtellt, welche die ſonderbare Verpflichtung hatten, Jedem, vor deſſen Hauſe ſie Unrath fanden, und der für das Wegbringen deſſelben nicht bezahlen wollte, dieſen ins Haus zu werfen. Viele Straßen der Stadt wurden neu und beſſer gepflaſtert. Die fortgeſetzten verheerenden Feuersbrünſte erforderten eine neue Feuerordnung und Polizei; zum erſten Male wurden Spritzen angeſchafft und der Verſuch einer Straßenerleuchtung damit begonnen, daß jedes dritte Haus eine Laterne zum Fenſter hinaus hängen mußte.

Inzwiſchen vermehrte ſich die Bewohnerzahl ſo bedeutend, daß drei neue Stadttheile entſtanden, nämlich: Neu-Cöln, der Friedrichswerder, und die Dorotheenſtadt, von denen die beiden letzten zu Städten mit beſonderen Rechten erhoben wurden. Der größte Theil dieſer neuen Städte war aber Sumpf und Wald, und konnte nur mit großer Mühe trocken gelegt werden. Damals hatte man auch den Plan gefaßt, Berlin zu einer Feſtung umzuwandeln, und dies gelang nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit. Neu-Cöln und der Friedrichswerder wurden mit in die Feſtungswerke gezogen, die Vorſtadt aber, welche nach der Gemahlin des Kurfürſten die Dorotheenſtadt genannt wurde, lag außerhalb, im Thiergarten. In der Dorotheenſtadt wurde die berühmte Lindenallee gepflanzt, welche jetzt eine der ſchönſten Zierden Berlins iſt, und ſchon damals begann auch auf der linken Seite derſelben die Friedrichsſtadt zu entſtehen.

Trotz aller dieſer Vergrößerungen und Verſchönerungen war die Zeit düſter, und der Kurfürſt, der ſo Viel baute, den Handel hob, Kanäle anlegte, und einen wohlorganiſirten Staat gründete, weit mehr gefürchtet, als geliebt. Viele neue Abgaben und Laſten waren eingeführt worden; der Kurfürſt hielt ein Heer und brauchte Geld; die hohen Zölle, beſonders die neue Acciſe, erbitterte die Berliner ſo ſehr, daß es mehrmals zu Aufſtänden kam. Indem er ſeine fürſtliche Macht unbeſchränkt ausdehnte, griff er in die Rechte der Einzelnen, und da er ſich mit Adel und Soldaten umringte, ſo waren dieſe, und nicht der Bürger, ſeine Stütze. Der ſteife Hofton verdrängte daher auch immer mehr die alte, fröhliche Zeit, und die treuherzige Annäherung und Verbindung zwiſchen Fürſt und Volk. Der Despotismus des

Hofes von Verſailles ward in Deutſchland nur zu gut nachgeahmt.

Der Kurfürſt ſelbſt war ein ernſter Mann, voll ehrgeiziger Hoheit und Abgeſchiedenheit, welcher der leichten Fröhlichkeit nicht hold war, und die alte, derbe deutſche Luſt eben ſo wenig mochte, wie die Schmauſereien und Völlereien ſeiner Vorfahren. Von dem finſteren Aberglauben ſeiner Zeit konnte er nicht frei werden. Geſpenſter, Hexen, und die weiße Frau auf dem Schloſſe, die Ahnfrau der Hohenzollern, welche, wenn ſie wehklagend ſich ſehen läßt, ihrem Geſchlecht Unheil und Tod verkündet, fanden, wie der Teufel ſelbſt, feſten Glauben bei ihm. Derſelbe Fürſt, welcher einen Muſenſitz gründen wollte, zu welchem er Juden, Araber, und Türken einließ, indem er ihn ohne Unterſchied der Religion, den Lehren aller Tugenden weihte, ließ Hexenprozeſſe anſtellen und ſchuldloſe Unglückliche foltern und verbrennen.

Als Friedrich Wilhelm 1688 ſtarb, nachdem er in ſeinen letzten Jahren viel häusliches Herzeleid erlebt und faſt beſtändig geweint hatte, hinterließ er ſeine Hauptſtadt, im Aufblühen begriffen, und mit 40,000 Einwohnern bevölkert, der Sorge ſeines Nachfolgers, der als Kurfürſt Friedrich III., als König Friedrich I., heißt.

Dieſer Fürſt, welcher in der Geſchichte keineswegs ein ruhmvolles Andenken bewahrt, iſt dennoch durch verſchiedene Umſtände einer der bedeutungsvollſten Regenten des Hohenzollernſchen Hauſes, und für Berlin der wahre Schöpfer der nachfolgenden Größe und Schönheit. Friedrich der Große ſagte von ihm, daß er die Königskrone genommen und ſeinen Enkeln mit der Bedeutung hinterlaſſen habe: „Ich habe euch eine Krone gegeben; ſehet zu, wie ihr ſie groß macht!“ Mit demſelben Recht kann man von ſeinen ungeheuren Bauten behaupten, daß ſich die Bedeutung daran knüpfe: „Ich habe Berlin mit Paläſten geziert, ſehet zu, daß es dieſer würdig werde!“

Man erzählt, daß Friedrich ſchwur, er wolle, was es auch koſte, die Königskrone haben, weil bei einer Unterredung mit Georg, König von England und Kurfürſten von Hannover, dieſer ihm den Armſeſſel verweigerte. Iſt dies der Fall, ſo hat ein höheres Fatum die Eitelkeit des prachtliebenden Fürſten doch völlig gerechtfertigt. Die Königskrone war ein unſchätzbarer Erwerb, und was auch dafür geopfert wurde, es ward durch die ſelbſtändigere Stellung des mächtigen Vaſallen zu Kaiſer und Reich gleich Anfangs aufgewogen.

Kurfürſt Friedrich lebte als Kurprinz, wie viele Prinzen ſeines Hauſes, im Streit mit dem Vater, und beſonders in Unfrieden mit

der Stiefmutter, der so weit ging, daß er heimlich nach Hessen entfloh. Der große Kurfürst ward in den letzten Jahren seines Lebens von dem Willen seiner Gemahlin beherrscht, und auf dieser, der Kurfürstin Dorothea, ruht noch jetzt der furchtbare Verdacht, Gift gegen ihre Stiefsöhne angewandt zu haben, um ihren eigenen Kindern Land und Erbfolge zu sichern. Friedrich befreite sich vom Tode, den er in einer Tasse Kaffee trank, durch ein kräftiges Gegengift, sein Bruder Ludwig aber starb nach dem Genuß einer Orange, welche die Prinzessin von Holstein-Sonderburg, eine Verwandte der Kurfürstin, ihm reichte. Auch des Erbprinzen junge Gemahlin, die hessische Prinzessin Elisabeth, starb plötzlich, im fünften Monat ihrer Schwangerschaft, und da man offen die Kurfürstin dieser schrecklichen Thaten beschuldigte, der Kurfürst aber nur durch tiefe Traurigkeit seinen Antheil bezeugte, so entfernte sich der Erbprinz ganz vom Hofe und lebte in Cöpenick.

Mit dem Antritt seiner Regierung trat sogleich eine neue Zeit ein, besonders für Berlin, wo die Huldigungs-Feierlichkeiten gleich zu den prächtigsten Festen Anlaß gaben. Diese füllten das ganze Leben des Regenten: es war, als ob seine Geschichte, alle seine Thaten und Einrichtungen, sich darauf concentrirten. Jede Begebenheit des Kriegs oder Friedens wurde sogleich durch ein Fest gefeiert, und diese drängen sich oft zu ganzen Reihen zusammen, besonders in den Zeiten seiner Königswürde.

Friedrich I. war verwachsen (seine Amme hatte ihn fallen lassen) aber sein Gesicht war stolz und würdevoll. Er war für die Repräsentation und Etikette seiner Zeit gleichsam von der Natur bestimmt, und seine prachtliebende Seele dürstete nach Gelegenheiten, es in allen Dingen den größten Monarchen Europas gleich zu thun, oder sie wo möglich zu übertreffen. Als seine geistreiche Gemahlin, die berühmte Sophie Charlotte, in Hannover auf dem Todtenbette seufzte, und ihr Bruder sie zärtlich fragte, welcher Kummer ihr Herz noch bedrücke, erwiederte sie lächelnd: „Ich habe nur noch eine Sorge auf Erden, die nämlich, welche unnütze und langweilige Ceremonien man in Berlin mit meinem armen Körper vornehmen wird.“ Dieser Ausspruch der geistvollen Fürstin charakterisirt ihren Gemahl, der auch nicht unterließ, jede mögliche Pracht und Ceremonie bei ihrem Leichenbegängniß anzuwenden.

Der Hofhalt Friedrichs war ganz wie der der mächtigsten Könige eingerichtet. Eine zahllose Menge Bedienten unter allerlei Namen wurden angestellt, überdies aber, nach dem Vorbilde Ludwigs XIV., Künstler und Gelehrte aus allen Weltgegenden mit hohen Besoldungen

herbeigezogen; nur daß Friedrich sich nicht überwinden konnte, sie auch mit der Hochachtung zu behandeln, wie es der König von Frankreich that. Denn der eine König hielt streng darauf, daß, wer an den Hof kommen wollte, auch von gutem Adel sey; selbst die niederen Stellen wurden nur Leuten gegeben, welche sich bei dem Heroldsamte rechtfertigen konnten; wer sonst emporstieg, durch Verdienste oder Begünstigung, dem ward gewöhnlich der Adel wenigstens nachträglich ertheilt.

Daß ein solcher Fürst seine Residenz so viel als möglich zu verschönern sucht, ist ganz in der Ordnung. Niemand hatte früher so viel dafür gethan, als er, und schon die Menge der berühmten Baumeister, welche er hielt und hoch besoldete, beweist, wie viel er darauf verwandt hat. Der berühmteste dieser Baumeister war unstreitig Andreas Schlüter, der Erbauer des Schlosses, wie es jetzt ist. Er baute auch das Schloß in Charlottenburg, und von seiner Tüchtigkeit als Bildhauer zeugen nicht allein die Masken der sterbenden Krieger im Hofe des Arsenals und viele Verzierungen im Schlosse, sondern auch die Reiterstatue des Kurfürsten, welche Jacobi in Kupfer goß, und welche dann auf der von Friedrich Wilhelm erbauten langen Brücke aufgestellt wurde. Außer den Kirchen und Brücken, der Verschönerung der Plätze, Anlage von Lustgärten, Wasserkünsten, Orangenhäusern, und dem Bau vieler schönen Privatwohnungen, zu welchem er seine Räthe, Minister, und Günstlinge anhielt, bleiben die Hauptdenkmale, welche die Zeit Friedrichs I. uns hinterlassen hat, das Zeughaus und das Schloß. Beide sind vorzüglich Schlüters Werke, obgleich auch Andere daran gebaut haben; am letztern namentlich Ersander von Göthe, der Neider und Nebenbuhler Schlüters. Andere bedeutende Baumeister jener Zeit waren Nehring, Behr, Johann Simonetti, Johann de Bodt, unter deren Aufsicht die Schlösser zu Caput, Potsdam, Glienike, Bornheim und Fahrland gebaut wurden u. s. w. Diese Baumeister waren fortwährend beschäftigt, und mit ihnen zugleich gab es eine große Anzahl Bildhauer und Mahler, wie z. B. die Gebrüder Terwesten, Lorenz Eppenhof, Cornelius Bega, und viele Andere, welche für die Ausschmückung thätig waren.

Die Zahl dieser verschiedenen Künstler war so bedeutend daß Friedrich am 11. Juli 1699 die Akademie der Künste stiftete. Dieser Stiftung folgte die der Akademie der Wissenschaften, deren erster Präsident der berühmte Leibnitz wurde. Nun wurden alle Fortschritte reger betrieben. Nach einer neuen Bauordnung verschwanden in Berlin endlich die Strohdächer und die hölzernen und Lehmschornsteine

gänzlich. Der Kurfürst lieferte Jedem, der bauen wollte, unentgeltlich Kalk und Steine, und so entstanden nicht allein Häuser von Stein, sondern auch ganze neue Straßen und Stadttheile: die Friedrichsstadt und die Spandauer Vorstadt. Wie schön Berlin in den Augen der Zeitgenossen schon damals gewesen seyn muß, beweist ein Brief des berühmten französischen Arztes Carl Patin an den Herzog Ulrich von Braunschweig.

Alles, schreibt dieser gelehrte Mann, scheint mir in Berlin so schön, daß ich glaube, der Himmel muß hier eine Oeffnung haben, durch welche die Sonne diesem Lande ihre besonderen Gunstbezeugungen zuwendet.

Trotz aller dieser Feste und Bauten aber, trotz der Sänger, der Musiker, (unter welchen auch der berühmte Händel war,) trotz der Mahler, der Bildhauer, der Dichter und Gelehrten, war die Zeit der Herrschaft Friedrichs I. doch keineswegs eine wohlthätige für seine Unterthanen, welche unter der Steuerlast fast erdrückt wurden. Der verschwenderische Haushalt erforderte weit mehr Geld, als die Einkünfte betrugen, und als selbst die Juden herbeischaffen konnten. Es wurden daher von Jahr zu Jahr nicht allein die Zölle und Accisen erhöht, sondern auch Kopf-, Vermögen- und Luxussteuern der verschiedensten Art eingeführt. So gab es Chaisen- und Karossensteuern, Abgaben auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, Stempelsteuer von Schuhen, Stiefeln, Pantoffeln, Strümpfen und Hüten, die mit Strenge eingetrieben wurden; ferner eine Steuer auf Perücken, welche sehr einträglich gewesen seyn muß, da jeder nur einigermaßen respektable Kopf dies nothwendige Mobiliar seiner Würdigkeit nicht entbehren konnte. Dazu kamen Stempellasten auf Papier und Spielkarten; und wer Kaffee, Thee, oder Chokolade trinken wollte, mußte sich jährlich für zwei Thaler einen Erlaubnißschein lösen, oder sich den Appetit vergehen lassen, den man so grausam war, geflissentlich zu reizen; denn der König befahl, überall zu Anlage von Kaffeehäusern zu ermuntern, damit die Steuern oder Strafen sich vermehren möchten. Endlich wurde sogar eine Straffsteuer für ehelose Jungfern eingeführt, die alle, vom sechzehnten bis zum vierzigsten Jahre, jährlich sechs Groschen zur Accise bezahlen mußten, um dem Könige Das zu ersetzen, was ihm dadurch verloren ging, daß sie ohne Mann und Kinder blieben. Für den Schloßbau wurden aber überdies vom ganzen Lande Steuern erhoben, denn König Friedrich konnte nicht genug prächtige Säle bekommen, und kümmerte sich wenig darum, daß man in Europa den kleinen Fürsten eines halbbarbarischen Ländchens verspottete, der das

Mark und die Kräfte seiner Unterthanen an dem Bau unnützer und riesenhafter Schlösser und Zeughäuser verschwende.

Man könnte jedoch meinen, daß diese neue Periode des Aufblühens der Künste und Wissenschaften in Berlin das Leben veredelt und verschönt hätte; wir finden uns jedoch sehr getäuscht, wenn wir es aufmerksamer betrachten, und selbst die entschiedensten Anhänger der guten alten Zeit werden nicht zugeben wollen, daß die Regierung Friedrich I. gerade das Eldorado sey, nach welchem sie seufzen, wenn auch einige darunter durch den noch vorhandenen religiösen Fanatismus bestochen wären.

So viele Künstler man auch berief, so waren Künste und Wissenschaften doch nur von einzelnen bevorzugten Menschen in jener Zeit wahrhaft geliebt und gehegt. Die Masse des Volkes lag noch immer in Aberglauben und Rohheit gefangen, was aber die Fürsten thaten, geschah meist nur, um ihrer Eitelkeit zu fröhnen.

Wie herabgewürdigt muß der Sinn der Bevölkerung, wie ausgelöscht das Rechtsgefühl gewesen seyn, um einen Zwang und eine Knechtschaft zuzulassen, wie sich diese in vielen Einrichtungen, in den Steuererpressungen und in der hochmüthigen Sonderung der Kasten ausspricht. Von Gedanken an die alten Rechte der Vorfahren, von Gefühlen ihrer trotzigen Freiheit scheint keine Spur mehr übrig geblieben zu seyn. Der Wille des Königs war alleiniges Gesetz geworden, und die Pracht des Hofes und seiner Feste herrschen so ausschließlich, daß die Chronikenschreiber jener Zeit uns wenig oder nichts von dem Leben der übrigen Menschen erzählen.

Solchem Einflusse ist es auch zuzuschreiben, daß die Geschichte Berlins überhaupt mehr eine Geschichte ihrer Regenten, als der Stadt ist. In den Zeiten alter Freiheit war diese zu klein und unbedeutend; als sie größer wurde, war sie unmündig; was geschah, kam aus der Hand und aus dem Willen der Herrscher. Selbständige Entwicklungen konnten daher nicht erfolgen, oder gar eine Macht erreicht werden, welche Einfluß auf die Geschichte des Landes und der Zeit gehabt hätte. Erst in unsern Tagen hat die geistige Entfaltung aller Lebenskräfte und das ungemeine Wachsthum industrieller Thätigkeit den Glauben erzeugen können, daß der ruhmvollste Theil der Geschichte Berlins erst der Zukunft angehören wird.

Zur Zeit Friedrichs I. genoß sie von den Verschwendungen dieses Fürsten noch das meiste Gute, da sie den meisten Antheil nahm. Die Stadt dehnte sich bedeutend aus, und eine der größten Wohlthaten erzeigte ihr der König, daß er im Jahre 1709 die fünf Städte, aus

welchen sie bestand, (Berlin, Köln, Friedrichswerder, Dorotheenstadt und Friedrichsstadt,) sammt allen Vorstädten zu einer einzigen vereinte, welche den gemeinsamen Namen Berlin tragen sollte. Die verschiedenen Magistrate und Rechte wurden aufgehoben und eine Gesammt-Administration eingeführt. Berlin hatte damals schon über 50,000 Einwohner.

Daß die üppigen Feste des Hofes nicht ohne Wirkung auf die Masse des Volks blieben, ist einleuchtend. Jeder wollte sich erheben, es an Luxus und Aufwand dem Andern zuvorthun und ein leichtes lustiges Leben führen, wozu der Trieb von den Vorfahren ererbt war. Seltsam klingen dabei die Edikte, welche vom Könige erlassen wurden, um den Verschwendungen Einhalt zu thun. Auch diesmal wurde vorgeschrieben, wie viel Jeder essen, welche Kleider er tragen, und wie viel Gäste er bitten solle; aber diese und andere Beschränkungen führten nur vermehrte Lust herbei, sie zu umgehen, und Strafen zu zahlen, worauf es doch eigentlich am meisten abgesehen war.

Die Volksvergnügungen jener Zeit waren jedoch im Ganzen noch auf Jahrmärkte und Schützenplätze beschränkt, die von allen Ständen sehr geliebt, und selbst vom Fürsten und seinem Hofe besucht wurden, der an den Zinnbuden Würfelspiele trieb. In Winter- und Faschingszeit trat die Komödie an ihre Stelle, eine Neigung, welche auch aus alten Tagen den Berlinern anklebt. Vor Jahrhunderten schon hatten die Mitglieder des Kalandsordens und die Schüler geistliche Komödien aufgeführt. Dieser Gebrauch hatte sich auch später erhalten, und als im sechzehnten Jahrhundert sich reisende Schauspielergesellschaften bildeten, waren diese in Berlin, trotz des Gelärms der Prediger, trotz des Scheltens der Fürsten selbst, die es in verhängnißvollen Jahren nicht dulden wollten, immer willkommen. Kurfürst Johann Sigismund, der es auch liebte, so lustige Stückchen zu schauen, wo, nach derber deutscher Weise, Hanswurst sich mit Heiligen und Teufeln umherprügelt, wie dies in dem beliebten Stück: **Amantes amantis**, die Geschichte vom verlornen Sohn u. s. w. geschah, sandte selbst den Junker Hans Stockfisch, gewöhnlich „der englische Junker" genannt, nach England und den Niederlanden aus, um Komödianten nach Berlin zu holen.

Die nachfolgenden Zeiten und Regenten waren freilich ernster gestimmt; aber unter Friedrich I. wußte der Rath von Berlin wenigstens einmal im Jahr, zur Winterzeit, immer Rath zu schaffen, daß Komödianten herbeizogen. Einen höhern Reiz erhielt aber die Schauspielkunst durch die Theilnahme der Königin Sophie Charlotte, welche

öfter mit Hülfe ihres Hofstaats französische Stücke aufführte. Endlich ward aber, durch eine Probe, die Sonntags angesagt ward, ein junger Edelmann abgehalten, Beichte und Abendmahl zu besuchen. Sein Vater und die Geistlichkeit beklagten sich darüber beim Könige, und dieser, dem dies Komödienspiel längst ein Gräuel war, ließ plötzlich alle Coulissen wegnehmen und die Darstellungen streng verbieten. Obwohl nun die Priester damals auch verlangten, daß alle Komödianten aus dem Lande gejagt würden und, wie es heute noch unsere frommen Herren thun, diese Kunst und ihre Diener als Teufelswerk und verruchte Sünde anklagten, so geschah dies doch keineswegs, vielmehr spielte in Berlin oft die Velkheimsche Gesellschaft, welche größtentheils aus Leipziger Studenten bestand, und eine kurze Zeit war selbst französisches Theater bei Hofe verschrieben worden.

Wir können zuletzt noch bemerken, daß unter Friedrichs Regierung auch die Polizei eingeführt wurde. Diese Amme der Menschheit, welche jetzt so sorgfältig jeden unserer Schritte von der Wiege bis zum Grabe überwacht, bestand damals freilich nur aus einigen unschuldigen Marktmeistern, und beschränkte sich auf Erhaltung der Straßenordnung. Dennoch scheint es, daß eine Art Instinkt die Berliner zum Hasse und zur Verachtung antrieb, denn es bedurfte strenge Verordnungen des Ministers von Fuchs, um den Einwohnern zu beweisen, daß diese Leute und ihre Beschäftigung nicht als unehrlich zu betrachten seyen.

Friedrich I. war übrigens ein wohlerzogener Herr, von dessen Kenntniß im Latein, wie auch von seinen rednerischen Gaben viel gerühmt wird. Er beweist aber, das Rednertalent noch keinen guten Fürsten macht, und schöne Worte, ja selbst der bessere Wille, eine schwache und schlechte Regierung begleiten können. Die elende Günstlings- und Maitressenwirthschaft sind unerhört, und daß ein Mann, wie der berühmte würdige Kanzler, Eberhard von Dankelmann, plötzlich, ohne Urtheil und Recht, von seinem höchsten Staatsamte zehn Jahre lang in den Kerker geworfen und seines Vermögens beraubt werden konnte, ist ein hervorragendes Beispiel der schreienden Gewaltthätigkeit unter den zahlreichen, welche die Kabinets-Justiz des achtzehnten Jahrhunderts übte, wie das sicherste Zeichen der Entsittlichung und der moralischen Ohnmacht der Menschen.

Auch mit den theologischen Streitigkeiten seiner Zeit hat sich Friedrich I. vielfach beschäftigt. Er war völlig vertraut damit und seine Hinneigung zu ihnen verschaffte ihm selbst den Ruf der Frömmigkeit. Seit der Zeit, als im Jahr 1613 Kurfürst Johann Sigismund,

trotz des Versprechens, welches er seinem sterbenden Vater geleistet, zum Kalvinismus übertrat, war Berlin, von Zeit zu Zeit, der Schauplatz ärgerlicher religiöser Streite und Tumulte. Die Nachfolger Sigismunds verharrten bei der reformirten Kirche, waren aber öfter genöthigt, feierliche Zusicherungen zu leisten, daß sie unparteiisch Lutheraner wie Kalvinisten zu gleichen Gnaden und Ehren annehmen und befördern wollten. Selbst der große Kurfürst hatte Das gethan, aber die beiden protestantischen Kirchen haßten sich mit größerer, blinderer Gewalt, als selbst die Katholiken. Unter Friedrichs Regierung wurde nun der erste Versuch gemacht, diesen Haß zu versöhnen und eine gemeinsame Kirche herzustellen. Der König selbst und die Königin Sophie Charlotte nahmen den lebhaftesten Antheil an diesem verdienstlichen Geschäft, bei welchem auch Leibnitz, der berühmte Probst Spener, der Bischof Ursinus, der gelehrte Hofprediger Jablonski, und viele ausgezeichnete Männer beider Parteien arbeiteten. Dennoch wurde Nichts ausgerichtet. Der wüthende Eifer entbrannte vielmehr in der nächsten Zeit um so heftiger über Prädestination und Abendmahl. Zeit und Menschen waren zur Versöhnung noch nicht reif.

Friedrichs Nachfolger, der in der preußischen Geschichte wohlbekannte Friedrich Wilhelm I. war, wie dies oft geschieht, ganz der Gegensatz seines Vaters. Er haßte und verachtete Wissenschaften und Künste eben so sehr, wie Pracht und Verschwendung. Die Schnabelschuhe, die Alongenperücken, und die goldenen und seidenen Röcke verschwanden zugleich mit den Baumeistern und Mahlern, den Musikern, und dem ganzen Troß der Hofbedienten, Läufern, und Heiducken. Statt dessen rasselten Sporenstiefeln und Schwerter um ihn, denn er war ein strenger Soldat und sparsamer Hausvater, dessen düster, jähzorniger Charakter keinen Widerspruch ertrug, ausgenommen von alten Offizieren, die er als seines Gleichen ansah. Für die nachherige Größe seines Sohnes und Hauses hat er durch seine Sparsamkeit, welche Schätze sammelte, und durch seine Liebe zum Soldatenstande, welche ein Heer von 100,000 Mann schuf und unter den Waffen hielt, viel gethan. Er hatte den Grundsatz aufgefaßt, daß Preußen nur mit Hilfe der Waffen groß werden könne, und bereitete Alles dazu vor. Aber er opferte diesen Gedanken und Neigungen, die ihn beherrschten, auch jede andere Regung, oder vielmehr, er besaß keine andere. Sein religiöser Fanatismus, wie seine vernichtende Strenge sind bekannt. Ludwigs des Vierzehnten Wahlspruch: **l'état c'est moi!** war auch der seine. Selbstherrscher im äußersten Sinne des Worts, drehte sich Alles bei ihm um die oft wiederholten Lieblingsworte: „der Staat soll

sein ein rocher de bronce" und „fiat justitia pereat mundus", und er übte sie nach seiner Ueberzeugung, nur von seinem subjectivem Willen und Rechtsgefühl und seinen düstern soldatischen und despotischen Ansichten geleitet.

Für die Verschönerung Berlins hat er nicht viel gethan, aber die im Wachsthum begriffene Stadt vergrößerte sich nicht unbedeutend, und die Sorge des Königs, der auf Alles, was Nutzen und Vortheil gewähren konnte, ein wachsames Auge hatte, bewirkte doch mancherlei nützliche Verbesserungen. So wurde das sogenannte hohe Haus in der Klosterstraße, der alte Pallast der Kurfürsten, in ein Lagerhaus für Wolle und Wollenwaaren eingerichtet, ein Theil der Festungswerke wurde abgetragen, da man das Unnütze derselben einsah, und der gewonnene Raum zu Bauplätzen verwandt. Viele Straßen wurden damals zuerst gepflastert, alle neuen Gebäude durften nur von Stein errichtet werden, und Feuerordnung, Löschanstalten, Straßenerleuchtung und Reinigung wurden mannigfach verbessert. Die Anlage mancher neuen Fabriken in groben Waaren und die Vermehrung des Handels und der Schifffahrt vermehrten auch die Einwohner, welche auf 90,000 gestiegen waren. Der Aufschwung der Künste und Wissenschaften war dagegen ganz zerronnen; der sparsame König kannte kein anderes Vergnügen, als große Soldaten und sein Tabakskollegium; mit dem Stock in der Hand ordnete er den eigenen wie den Staatshaushalt, und bekanntlich war die Liebe seines berühmten Sohnes zu den schönen und geistigen Genüssen die Hauptursache des Hasses, mit welchem er ihn fast auf das Blutgerüst brachte.

Dieser große Friedrich II., welcher im Jahre 1740 den Thron bestieg und den unbedeutenden Staat zuerst zur Großmacht Europa's erhob, in welchem er, so lange er lebte, sein schiedsrichterliches Ansehen bewahrte, brachte auch für Berlin eine neue Lebenskraft mit, welche er, trotz mancher unglücklichen Kriegszeit, zu vermehren wußte. Nicht allein, daß die Stadt sich durch viele Prachtbauten verschönte, auch der Geist der Einwohner begann unter der Herrschaft dieses aufgeklärten Monarchen sich freier zu entwickeln, und namentlich in religiösen Dingen die alten Fesseln des Aberglaubens und des dazu gehörenden Fanatismus ganz abzustreifen. Unter Friedrich Wilhelms I. bigottem Regiment hatte derselbe eine vermehrte, vom Stock unterstützte Macht erlangt, welche so weit ging, daß nicht allein die pfäffische Frömmelei und Verfinsterung den Philosophen Christian Wolf aus Halle, unter Androhung der Todesstrafe, vertreiben konnte, sondern auch der Gespenster- und Hexenglaube sich in so reicher Blüte erhielt, daß im Jahre 1736 die

Akademie der Wissenschaften, auf Befehl des Königs, einen Preis von acht Thalern für Den aussetzte, der einen Kobold, todt oder lebendig, abliefere. Daß unter Friedrich dem Großen die langbeängstigte Gewissensfreiheit in das andere Extrem überging, und sogenannte Freigeisterei Mode wurde, ist nicht zu verwundern. Alle besseren Geister empfanden die gewaltsame Haft mit zu großem Zorne, um nicht nach ihrer Befreiung sich einem Rausche hinzugeben, der damals in Frankreich seine größte Ausdehnung hatte, und zur Erlösung aus dem Fanatismus des Pfaffen- und Mönchswesens, wie der absoluten Fürstenmacht nothwendig war. Friedrichs des Großen schönes Wort: „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden" wirkte während seiner ganzen Regierung, und als der Gewissenszwang beseitigt war, hatte man Zeit, auch den politischen Lebensfragen und den socialen nachzuhängen.

Daß Dies nicht schneller geschehen konnte als es geschah, liegt aber in der Trägheit des menschlichen Geistes tief begründet. Lange Zeiten gehören dazu, ehe herrschende Ideen sich überleben, lange Zeiten, ehe neue Wahrheiten zur Anerkennung gelangen. Es bedarf schwerer Kämpfe um jeden Schritt vorwärts, aber blickt man auf die Geschichte der Menschen, so kann man wenigstens nicht läugnen, daß diese Schritte immer gethan sind. — Friedrichs des Großen Zeit ist auch eine Zeit des Kampfes, denn die Geister wurden reif gemacht für die Verständigung der nachfolgenden Thaten, welche die französische Revolution und das französische Volk, im Namen der ganzen Menschheit, beging. — Die Gedanken der Gleichheit aller Menschen und der Berechtigung Aller am Staate, die freie Gelangung zu jeder Ehre und Würde, das Gefühl für Menschenwerth und die Erstarkung des Rechtsinns sind als die glücklich gewonnenen Resultate nicht zu verkennen. Zwar war Friedrichs Zeit nur eine vorbereitende und in politischer Beziehung eine noch unfreie und unmündige, denn der König übte noch immer unbeschränkte Macht, der Adel ward als der erste Stand erklärt, und blieb im Besitz aller Stellen; kein Bürgerlicher konnte Offizier werden, furchtbare Strafen hielten die Ordnung im geworbenen Heere aufrecht, der Stand des Soldaten war verachtet, und aus der allgemeinen Unwissenheit hoben sich nur einzelne Köpfe, gleich Oasen in der großen Wüste, hervor. Aber Friedrich sorgte nicht allein für eine bessere Gesetzgebung und für unzählige, den Fortschritt begünstigende Einrichtungen, sondern er beklagte es auch oft, daß es ihm nicht gestattet sey, mehr zu thun, weil Dummheit und Roheit zu allgemein wären.

Was Berlin betrifft, so bewahren noch jetzt viele Gebäude und

Einrichtungen das Andenken dieſes großen Monarchen. Mit ihm trat eine zweite Kunſtperiode für die Hauptſtadt ein, und wie Schlüter bei Friedrich I., ſo wirkte diesmal der Freiherr von Knobelsdorff für die Verſchönerungen. Dieſer berühmte Architekt war durch Reiſen nach Frankreich und Italien gebildet, und zeigte ſeinen Geſchmack zuerſt beim Bau des Opernhauſes, welches noch jetzt eine der trefflichſten Zierden Berlins iſt. Auch den Thiergarten verſchönerte er und legte das berühmte Sansſouci bei Potsdam an. Nicht minder wurden viele ſchöne Privathäuſer gebaut, die Bibliothek und Akademie erhielten neue Gebäude, und als die Kriege beendet waren, wurden die Bauten noch lebhafter fortgeſetzt. Der alte Dom auf dem Schloßplatze wurde abgebrochen und eine neue Kirche aufgeführt. Im Jahre 1778 wurde die Georgenkirche erbaut, im Jahre 1769 die Kriegsſchule, 1747 die katholiſche Kirche, 1775 die Bibliothek und das Prinz Heinrich'ſche Palais, jetzt die Univerſität. Ein zweites Theater erhielt die Stadt durch das in demſelben Jahre erbaute franzöſiſche Schauſpielhaus auf dem Gensd'armenmarkt, auf welchem auch in den Jahren 1780 bis 1785 durch den Major von Gonfard und den Baumeiſter Unger die beiden prächtigen Thürme aufgeführt wurden, welche ihn noch jetzt ſchmücken. Ueberdies wurden an dieſem ſchönen Platze nicht allein das Lotteriegebäude und die königliche Seehandlung, ſondern faſt ſämmtliche Häuſer auf königliche Koſten erbaut. Viele andere große Gebäude erhielt die Stadt durch den Kaſernenbau. — Der Militärſtaat, zu welchem Preußen herangewachſen war, mußte es nothwendig finden, die Soldaten von der Vermiſchung mit den Bürgern zu ſondern, und jene ein getrenntes Leben führen zu laſſen. Die ſtarke Garniſon Berlins machte viele Magazine und Kaſernen nöthig, von denen die meiſten, noch jetzt benutzten, durch Friedrich den Großen erbaut wurden.

Aber Friedrich war kein ſogenannter Soldatenkönig, der eine Art Parade-Puppenſpiel mit ſeinen ausgeputzten Kriegern getrieben hätte. Er ſah dieſelben nur als die nothwendigen Mittel ſeiner Größe, als Maſchinen an, und wußte, als der erſte Feldherr ſeiner Zeit, was er ihrer Erhaltung ſchuldig ſey. — Sein Hauptaugenmerk war ſeit dem Hubertsburger Frieden darauf gerichtet, Das, was der Krieg zerſtört hatte, beſſer und vollkommener zu erneuen. Wie viele Mühe und Sorgfalt hat er ſich gegeben, Handel, Manufakturen und Gewerbe, welche in's Stocken gerathen waren, wieder zu ermuntern, Neues zu ſchaffen, wo das Alte nicht ausreichte, und nach beſter Einſicht den Gang der Fortſchritte zu beſchleunigen. So entſtanden nicht allein die Porzellanmanufaktur und große Fabriken für Sammt, Seiden, baum-

wollene Zeuge und Wollenwaaren, sondern der König wurde selbst der erste Kaufmann seines Staats, wie seine Vorfahren bisher die ersten Grundbesitzer gewesen waren. Es wurde ein Ministerium des Handels und der Fabriken errichtet, die Seehandlung, die Bank und manche andere kommerzielle Institute gegründet; da aber Friedrich zugleich mit dem Vortheil seiner Unterthanen auch den des Staates, als Kaufmann, bezweckte, so konnte es nicht fehlen, daß viele schiefe Ansichten, sein Monopolsystem, seine Einführung der französischen Regie, sein ausschließlicher Handel mit Tabak und Kaffee u. s. w. ungemein hart und drückend waren. Ueberhaupt darf man nicht verkennen, daß Friedrich der Große in seiner Selbstherrschaft häufig eine, nach unsern Begriffen, unerträgliche Tyrannei übte, aber dieser gewaltige Mann wurde in seiner konsequenten Willenskraft von den höchsten Impulsen geleitet, und was er für Künste und Wissenschaften, für Schulen, für Erweckung des Geistes und der materiellen Kräfte seiner Unterthanen vollbrachte, wird zu allen Zeiten der Bewunderung werth seyn.

Berlin hatte während seiner Regierung auch an Einwohnern außerordentlich zugenommen. Die Zählung im Jahre 1784 gab 145,021 mit dem Militär, und 6888 Häuser, während im Jahre 1740 nur 3400 Häuser vorhanden waren.

Wenden wir uns zu dem Nachfolger dieses unsterblichen Regenten, zu Friedrich Wilhelm II., so müssen wir sagen, daß er von der Geschichte vielleicht um so härter beurtheilt worden ist, weil er einen so großen Vorgänger hatte. Was sein Privatleben anbelangt, so hat dies freilich eben so viele Schwächen, wie er in der Staatsverwaltung Fehler beging. Aber Friedrich Wilhelm II. hatte ein menschliches gütiges Herz und war ein rechtlicher Mann, der selbst seinen Soldaten Wort hielt, ihre Strafen mäßigte und ihre Kapitulationen und Rechte anerkannte. Der Staat bewegte sich in dem Organismus fort, welchen Friedrich II. geschaffen hatte. Viele begonnene Einrichtungen wurden vollendet, so auch das allgemeine Landrecht, welches am 5. Februar 1794 Gesetzkraft erhielt. — Die gehaßte Regie und die Monopole auf Fabrikation des Zuckers und Tabaks hob er auf, und war überhaupt seinen Unterthanen ein milder, gütiger Herr. Durch ihn wurde Berlin weiter verschönt, besonders durch das Brandenburger Thor, eines der imposantesten Gebäude, nach dem Vorbilde der Propyläen der Akropolis zu Athen, von Langhans gebaut, und 1793 mit der Quadriga der Siegesgöttin geschmückt, welche von Schadow modellirt und von Jury, einem kunstfertigen Kupferschmied in Potsdam, in Kupfer getrieben wurde.

Auch vielerlei andere Bauten, wie z. B. die Herkulesbrücke, die Mohrenbrücke u. s. w., wurden ausgeführt; auf dem Wilhelmsplatz aber, der schon von Friedrich dem Großen begründet, und mit den Statuen seiner Generale: Schwerin, Keith, Seidlitz, und Winterfeld geziert war, wurde nun auch die Bildsäule des General Zieten aufgestellt, welche Schadow in Marmor ausgeführt hatte. — Die Wirksamkeit dieses für Berlin so bedeutsamen berühmten Bildhauers fällt überhaupt in diese Zeit, wo er für Monumente und öffentliche Kunstwerke vielfach thätig war, welche seinen Namen noch lange ehrend erhalten werden.

Das Leben der Bewohner Berlins war aber in dieser Zeit schon ein weit bewegteres und für Genüsse der Kunst empfänglicheres geworden. Friedrich der Große hatte den Geschmack für Mahlerei und Skulptur, besonders aber auch die alte Neigung der Berliner für Schauspiel, Gesang, und Musik gepflegt, obwohl er die deutsche Kunst, welche sich freilich auch so eben erst entwickelte, fast gänzlich verkannt und mißachtet hat. Am meisten war dies mit der Sprache und Poesie der Fall, denen er bekanntlich völlig fremd blieb, weil er glaubte, sie seyen gar keiner schönen Ausbildung fähig. Aber damals gerade kam die sogenannte Sturm- und Drangperiode zum vollen Ausbruch und unter seinen Augen lebten ausgezeichnete Männer, wie Lessing, Ramler, Kleist, Gleim, Göckingk, Engel, Burmann, und Moses Mendelssohn fast unbeachtet. — Unter Friedrich Wilhelm II. erhielten alle diese Bestrebungen eine weit größere Ausdehnung und das deutsche Element machte sich neben dem französischen und italienischen geltend. Opern und Schauspiele waren zum Bedürfniß geworden; die Kapellmeister Reichardt, Righini und Himmel, Benda und Hacke bildeten den Kunstgeschmack durch Konzerte und öffentliche Musiken; Fasch und Zelter stifteten die Singakademie, wo Messen und Oratorien ausgeführt wurden, und der König, welcher selbst das Violoncell meisterhaft spielte, begünstigte diese Bestrebungen mit vieler Liebe. Auch für die deutsche dramatische Kunst begann unter diesem Fürsten die erste Blütenzeit. Das französische Schauspielhaus auf dem Gensd'armenmarkt wurde zum Nationaltheater umgewandelt und unter Döbbelins und Engels Leitung die Geistesproducte Lessings, Göthes, Shakespeares und Schillers aufgeführt, welche die faden Nachahmungen französischer Komödien verdrängten, und einen mächtigen Einfluß auf die Zeitrichtungen und den geistigen Fortschritt hatten. Auch die Wissenschaften regten sich in deutschem Geiste; die Akademie erhielt deutsche und heimische Gelehrte, als Mitglieder, durch ihren

Kurator, den gelehrten edlen Grafen von Herzberg, welcher die beste Stütze des Fortschritts alles Guten und Schönen blieb. Der Akademie der Künste wurde anempfohlen, Ausstellungen von Gemählden und Kunstwerken zu veranstalten, und für deutsche Sprache, Poesie und Litteratur die besten Köpfe in Bewegung gesetzt. — Die französische Revolution war ausgebrochen und sachte das Feuer in allen Herzen an. Sie weckte die Köpfe, erregte zum Nachdenken über die größten Fragen der Menschheit, schärfte den kritischen und philosophischen Sinn, und nistete sich heimlich, als Furcht und Zweifel, bei den Uebermüthigen und Herrschenden ein, während zahllose glühende Wünsche und Hoffnungen die junge Freiheit der Neufranken und ihre ersten Siege begleiteten.

In Preußen waren die Machthaber allerdings sicher, daß der giftige Stoff so leicht nicht gefährlich werden könne. Die Monarchie Friedrichs des Großen war zu fest begründet, der leidende Gehorsam zu unbedingt geltend gemacht; aber was zur That überhaupt in Deutschland fehlte, ersetzte das Wort. Die Gemüther wurden bearbeitet, die Zustände der Gegenwart, die Schwächen der Regierung, die Schwächen des Staatsoberhauptes mit leidenschaftlicher Bitterkeit zergliedert und der Satyre preisgegeben. Es waren nicht mehr einzelne Köpfe, welche an den Tagesfragen Theil nahmen; ein großer Theil des Bürger- und Beamtenstandes beschäftigte sich damit, und die Abneigung zwischen Adel und Militär einerseits und der Masse der Nation, den Vorrechten und Anmaßungen entgegen, wurde zum Haß, der später traurige Früchte getragen hat.

Der Zustand der öffentlichen Meinung und die Fährnisse der Zeit blieben jedoch nicht ohne allen Eindruck auf die Maßregeln der Regierung. Man bestrebte sich, besonders in der ersten Zeit der Herrschaft Friedrich Wilhelms II., diese mild und angenehm durch Erleichterungen und Eingehen in mancherlei kleine Forderungen, nützlich durch zweckmäßige Fortschritte zu machen. — So wurden Schulen für Militärärzte und Artillerieoffiziere gestiftet, die Thierarzneischule angelegt, die pharmaceutische Gesellschaft, das Bürgerrettungsinstitut und manche andere wohlthätig fördernde Vereinigung gegründet und zugelassen. In der Hauptstadt vermehrte sich der Wohlstand, Landhäuser entstanden in den nahen Dörfern wie an den Thoren, und der alte Sinn für Vergnügungen zeigte sich in den zahlreichen Wirthshäusern und Festlichkeiten. Dennoch aber stieg die Abneigung gegen den Herrscher, der aus den Armen der Maitressen in die der Geisterseher und Frömmler gerathen war. Die Verschwendung des Schatzes, der Rückzug Herz-

bergs von den Staatsgeschäften, die schwankende, gedankenlose Politik des neuen Ministers und Günstlings, Haugwitz, die schmachvollen Theilungen Polens, die nutzlosen Feldzüge gegen Frankreich und der unbesonnene Friede von Basel; die steigende Schuldenmasse, und vor Allem die Rückschritte in Aufklärung und Toleranz werden eben so wohl, wie die Geheimnisse des Marmorpalais, wo Bischofswerder, Wöllner, die Lichtenau, Casanova und andere berühmte und berüchtigte Günstlinge und Gaukler ihr Wesen trieben, der schärfsten Kritik überliefert. — Das geängstigte Gemüth des Königs suchte den Himmel zu versöhnen, indem er Wöllner und dessen Genossen die Leitung seines Volkes zum Glaubenszwange und Mystizismus überlieferte. — Man beredete ihn, daß die Sünden der Zeit aus der Sucht nach Vergnügen, aus dem Unglauben, welchen Friedrich der Große und seine verderbten französischen Freunde als Toleranz ausgaben, aus der Verspottung der Religion und ihrer alten heiligen Satzungen, entsprängen. Hiermit zugleich wurde dann aller Aufklärung der Stab gebrochen. — Entnervung und körperliche Unfähigkeit führen die Menschen am leichtesten zu jener zitternden Anbetung des Wunderbaren; denn das reuige Bewußtseyn, unfähig sich zu erheben, flüchtet aus Mangel an Energie und geistiger Kraft unter Thränen und Gebet in den Schooß der Schwärmerei und des unmittelbaren Glaubens. — Der Heuchelei und ähnlichem Laster, oder dem politischen und religiösen Fanatismus gelingt es dann leicht, unter dem Deckmantel der Frömmigkeit sich schwachen Fürsten als von Gott gesandte Rathgeber und Freunde darzustellen, und wo in der Geschichte der Menschen wären nicht Versuche gemacht worden, die Zeit gewaltsam zur Umkehr zu zwingen, und verrotteten Zuständen und Institutionen neues Leben zu geben?! Die düstre Frömmigkeit und Gläubigkeit des Mittelalters, mit dem alten Geister- und Teufelsspuk, mit allem Hexen- und einfältigem Lügen- und Wunderkram scheint ja, bis auf unsere Tage, Manchem noch das wahre Christenthum zu seyn. Wie viel Blut und Menschenleiden hat es gekostet, um den Fanatismus zu zerbrechen, wie lange Jahrhunderte bedurfte der Geist, um die Strahlen höherer Erkenntniß und Freiheit in diesen traurigen Kerker fallen zu lassen?! — Und doch wird noch immer die Vernunft geschmäht, doch glaubt man, daß die Philosophie und die Philosophen furchtbare Verbrechen an Gott und Menschheit begangen haben, daß sie es sind, die mit falschen Lehren so viel Unheil über die Welt verbreiten konnten?! — Armselige Geschöpfe! was konnte die Philosophie thun, wenn sie nicht den Chaos von Dummheit und Verbrechen vorfand, welchen sie lichtete! Was waren Christus,

Huß und Luther anders, als die Philoſophen ihrer Zeit, die man kreuzigte und verbrannte, weil ſie es wagten, die Welt zur Aufklärung zu führen. Heut zu Tage wäre man freilich milder geſinnt, und würde ſich wahrſcheinlich begnügen, ſie in eine Straf- und Beſſerungsanſtalt zu bringen. — Und aller Kampf in der Welt, was iſt er weiter, als ein Kampf des Lichtes mit der alten Nacht? Und dieſe alte Nacht, wie oft hat ſie ihre Flügel geregt, wie oft wird ſie noch aufſteigen wollen, und immer wieder zurückgeſtoßen werden? — Der Frühling des Lebens, jener Völker- und Geiſtesfrühling, nach welchem die edelſten Menſchen aller Zeiten ſeufzten, wann wird er endlich kommen, nachdem man ihn ſo oft ſchon anbrechen ſah?! — Hoffnung wenigſtens muß uns durch die Stürme begleiten; wir müſſen einſehen, daß die Welt und das Menſchengeſchlecht im Kampfe um Erkenntniß, und trotz aller zerſtörenden Kriege um ſeinen Fortſchritt, weiter gekommen iſt; ja, daß die Anſtrengungen der mächtigſten Menſchen und Parteien, ihn einzuzwängen und an die alten Ketten zu legen, Nichts geholfen haben. Wie viele Mühe ſie ſich auch gaben, das Lebloſe und Vernichtete mit neuem Leben zu beſeelen; wie es auch ſcheinen mag, als klirre ſchon wieder das roſtige Eiſen und der Spuk habe Fleiſch und Bein, an irgend einem ſchönen Morgen ſinkt Alles wie Nebel zuſammen, und von dem ganzen ſchrecklichen Geſpenſte bleibt nicht einmal ein Häufchen Aſche! — Was iſt aus dem berüchtigten Wöllnerſchen Religionsedikte geworden? Welche Folgen hat es gehabt? — Wo ſind die geheimnißvollen myſtiſchen Orden, die Illuminaten, die Roſenkreuzer, der ganze große Schwarm jener Betrüger und Betrogenen geblieben? Wo jener ewig lebende Graf von St. Germain, wo der zauberhafte Großkophta, Caglioſtro, und die Maſſe der frommen Heuchler, welche die Welt und die Völker bekehren und bethören wollten?! — Die Aufklärung iſt weiter geſchritten und hat mit ihren eiſernen Füßen die papiernen Geſetze und die vertrockneten Gehirne zermalmt, aus denen ſie entſprangen. — Und wie hat die neue Zeit uns in ihren rauhen Armen fortgetragen! Nun haben die Finſterlinge und Frömmler der Gegenwart gewiß weit weniger Ausſicht, als jene, ihre Pläne ins Werk zu ſetzen, denn zu ihren Gegnern, zu den Aufklärungen, welche uns Wiſſenſchaft und Kunſt geben, geſellt ſich auch die fortwachſende Induſtrie, jene erwerbſame, erfinderiſche Thätigkeit, die ſchaffende Kraft des modernen Lebens. Vor den Fabriken und Eiſenbahnen bricht Junkerthum und Pietismus wohl noch ſchneller zuſammen, als vor den Lehren der Geſchichte und Philoſophie; und vor der Regſamkeit dieſes vereinten Strebens des Geiſtes und der Arme

fliegen die Raben bald in die Wüſte, denn ſie finden kein Aas mehr. Das Leben widerſteht ihren Schnäbeln und Krallen, und iſt im Stande, ihnen dieſe einmal kurzweg abzuſchneiden, damit ſie ferner kein Böſes thun. —

Ich ſchwieg hier, aber mein junger Freund war ſo aufgeregt, daß er ſeinen Arm heftig auf meine Schulter legte und mich rüttelte. — Die Raben werden noch lange fliegen, ſagte er, und in Deutſchlands beſtes Fleiſch hacken. — Sitzt nicht der alte Kaiſer in Thüringen tief unten in ſeiner Burg, und dreimal ſchon iſt ſein rother Bart um den ſteinernen Tiſch gewachſen. — Fliegen die Raben noch um den Thurm? fragt er mit ſeiner grollenden Stimme; und immer ſagen ſie: Ja, mein Herr und Kaiſer! Dann ſeufzt er und ſtützt ſich auf den andern Arm und ruft mit Schmerzen: So iſt es noch nicht Zeit! O! Deutſchland, wann wirſt du erwachen, du edles, ſtolzes Land, wann wirſt du frei ſeyn? — Und Niemand kann ihm Antwort geben.

Aber dieſe geiſtige Freiheit, fuhr ich fort, iſt uns wenigſtens doch weit näher gerückt, als unſeren Vätern. Friedrich Wilhelm, der dritte Regent dieſes Namens, war für dieſe Lande der längſt erwartete Reformator.

Ob er es freiwillig war, ob die Noth ihn trieb; ob er ohne eigene glänzende, ſchöpferiſche Geiſtesgaben dem Impulſe der Zeit folgte, von ihr und dem Verhängniß fortgeriſſen, zulaſſend, was er nicht hindern konnte, und faſt unbewußt, oder mit richtigem Scharfblick die richtigen Männer wählend; wer wagt das jetzt ſchon ſo beſtimmt zu entſcheiden?! — Die Geſchichte hat ſich für ihn geöffnet, einſt wird ſie ſorgſam zu wägen und zu richten haben!

Nach einer ſo bitter angefochtenen Zeit ward der junge König und ſeine liebenswürdige Gemahlin mit Jubel auf dem Throne empfangen. Manche Beſchwerde ward abgeſtellt, manches Gute befördert; im Allgemeinen aber blieb doch das Syſtem Friedrichs des Großen in allen Beziehungen, wie es war. Man wagte nicht, an der Maſchine zu ändern und zu beſſern, man hielt ſie noch immer für vortrefflich, und ahnte nicht, oder wollte nicht ahnen, daß ſie ſchon ganz verroſtet und zerfreſſen war.

So ging es in das neue Jahrhundert hinein, und die ſchöne freundliche Königin war der Liebling des Volkes, die wahre Königin aller Feſte, die huldvolle Beſchützerin des Frohſinns und des ritterlichen, kriegeriſchen Adels, der Frankreich und den blutigen Corſen ſo übermüthig haßte und verſpottete. — Es hatte ſich in dieſen wilden

jungen Herren, welche so vortrefflich tanzten und ritten, verwegene Schlittenfahrten mitten im Sommer machten und weltberühmte Namen besaßen, der Gedanke fest eingeprägt, die Vorsehung habe sie allein berufen, den gallischen Stolz zu demüthigen und: veni, vidi, vici! nach Haus zu schreiben, wenn sie einst die Verräther an ihrem Könige und an den geheiligten Vorrechten des Adels, vertilgen würden. — Da schliffen sie denn an der Thür des französischen Gesandten ihre Schwerter, und der friedfertige, einsichtsvolle König ward zur falschen Politik fortgerissen. Preußen konnte, wie Napoleon sagte, seinem Schicksale nicht mehr widerstehen! — Zur bösen Stunde hatte man den Frieden zu erhalten gewußt, zur bösesten begann man nun den Krieg, und die Folgen sind bekannt genug.

Doch genug davon; aber was das Jahr 1806 auch Schlimmes gebracht hat, wie schrecklich auch der Sturz war, in welchem die Monarchie zerschmetterte, er muß uns gesegnet seyn, denn ohne ihn war der Umschwung, die neue Gestaltung, die Gesetzgebung des Jahres 1808 und die unermeßlich wohlthätigen Folgen derselben, nicht möglich. — Die letzten Reste der Hörigkeit verschwanden, die Städteordnung gab den Bürgern Rechte zurück, welche sie seit Jahrhunderten eingebüßt hatten, die Gewerbefreiheit entfesselte alle Industrie, und jene lange Reihe von Gesetzen, durch welche die alten Vorrechte einzelner Stände zerstört, Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, Gleichheit der Ansprüche zu allen Aemtern und Würden, gleiche Besteuerung und gleiche Pflichten Allen auferlegt wurden, durch welche die sittliche Würde des Menschen und Bürgers zur Freiheit gehoben, Uebermuth und Roheit gedemüthigt, die blosen Geburtsansprüche für nichtig erklärt, und der geistigen Kraft und Fähigkeit der Vorrang zuerkannt wurde; schufen ein neues Preußen, einen Staat auf modernen, vernunftrechtlichen Grundlagen erbaut. Dies Alles wirkte zu einem großen erhabenen Tugendbunde der Nation, welcher den Kampf im Jahre 1813 allein möglich machte. — Als der Sieg entschieden war und der König in seine Hauptstadt zurückkehrte, vervollständigten sich viele vortreffliche Staatseinrichtungen, und man wartete mit Sehnsucht, daß nun auch die wichtigste königliche Versprechung in Erfüllung gehen, die zugesicherte freie Verfassung ins Leben treten würde, um das Werk zu krönen.

Diese ist ausgeblieben, obwohl kein Staat reifer und würdiger wäre, eine solche zu besitzen, als es Preußen ist. Dagegen wollen wir immer dankbar erkennen, was man gethan hat, um dies Ziel nicht aus den Augen zu verlieren, und durch Erziehung, Einsicht und fort-

gesetzte Bildung alle Klassen und Stände der Nation bis zu dem Punkte zu leiten, wo es unmöglich seyn dürfte, den Forderungen der Zeit und des vernünftigen Dranges nach Entwicklung länger zu widerstehen. — Denn, wenn man ein Volk von Dem ableiten will, was die herrschenden Ideen ihm als ein wohlerworbenes, ewiges und unveräußerliches Recht zusprechen, so mag man es in Barbarei und Unwissenheit zu versenken suchen; wenn man jedoch ohne Unterlaß die allgemeine Bildung, die Wissenschaft und Kunst zu erhöhen sucht, die Industrie entfesselt und den Ruhm zu behaupten denkt, an der Spitze aller Entwicklungen zu stehen, so kann man nur die edelsten Absichten haben. — Wie thöricht wäre es, zu glauben, man könne alle Fortschritte und alle Freiheit begünstigen, der höchsten Zeitidee aber, der politischen, einen Stillstand, oder gar einen Rückschritt gebieten! Niemals wird man dies weder können, noch wollen. Staaten, welche, wie Preußen, so weit auf ihren Wegen fortgeschritten sind, ist es unmöglich, stehen zu bleiben. Selbst, wenn der Fortschritt äußerlich unbemerkbar ist; ja, selbst wenn Hemmungen einzutreten scheinen, keimt die geistige Saat still fort, und ehe man es denkt bricht sie grün zu Tage. — Welche andere Gestaltung haben aber in der langen und stürmisch bewegten Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten alle Welt und Staatenverhältnisse genommen? Wie weit sind die bewegenden Gedanken der neuen Zeit Eigenthum der Völker geworden? Welche innern und äußern Kämpfe zerbrachen die alten Satzungen und welcher Zukunft gehen wir nun entgegen?! — Diese Fragen haben die verschiedenste Lösung gefunden, aber wie weit man auch, rechts oder links, die Erklärungen voll Hoffnungen und Freude, oder voll Furcht und Abscheu gibt, das wird Niemand leugnen wollen — außer dem kleinen Haufen der ewig Blinden, welche die Welt gern wieder in die Barbarei des Glaubens und des Knechtdienstes zurückführen möchten, und die jede Freude als Sünde, jede Aufklärung als Verbrechen, jeden Fortschritt als einen Schritt zur Hölle anklagen, — daß wir in Recht und menschlicher Würde, im Streben nach der sittlichen und echt christlichen Freiheit auf den Wegen zum Schönen, Wahren und Guten weiter geschritten sind, als alle Zeit vor uns.

Blicken wir auf Preußen allein, so müssen wir dies schon recht empfinden. Der wohlwollende Monarch, von der Zeiten Unglück und Schande unterstützt, schnitt kräftig in die faulsten Wunden. — Was das achtzehnte Jahrhundert, die Regierung Friedrichs des Großen, im Stillen in den Geistern vorbereitet, was die französische Revolution mit Donnerstimme den Völkern und ihren Leitern zugerufen, ward als

bewegende Axiom des modernen Staatenlebens aufgefaßt und verkündigt. Der geweckte und gepflegte Geist zerbrach nun stürmisch die alten Banden, die Vorurtheile sanken zusammen, die Herrschaft des Talentes pflanzte ihr rothes Panier auf die Fetzen vergilbter Pergamente. Kunst, Industrie und Wissenschaft, Philosophie und selbst Theologie begannen ein neues Leben, und mit ihm natürlich auch einen neuen Kampf mit den blassen Gespenstern der Vergangenheit. — Und blicken wir nun auf die Stadt zu unsern Füßen, wer hat diese so herrlich und schön gemacht, wer sonst als der freie und kunstschöne Geist der letzten fünfundzwanzig Jahre?! Wem hätte sie Größeres zu verdanken, als dem sorgsamen Fürsten, der so gern in ihren Mauern wohnte, dessen liebstes Streben es war, sie zu schmücken und in das modernste, edelste Gewand zu kleiden.

Friedrich Wilhelm der Dritte führte die dritte Periode der Kunst und Wissenschaft über Berlin, aber sie ist zum ersten Male ganz echt deutschen Geistes und bezeugt die Entwicklungen der deutschen Nation und des deutschen Lebens.

Die Stiftung der Berliner Universität, 1810, führte eine große Anzahl der geistig geweckteften und gelehrteften Männer hierher. Viele derselben halfen den Kampf mit Frankreich vorbereiten, indem sie die Jugend zu den edelsten Thaten spornten, ihre Vaterlandsliebe, Haß gegen Tyrannei, Gefühl für Recht und Freiheit anfachten; Alle wirkten für das jung aufstrebende, neue Reich. — Als nun der Friede kam, waren viele neue Ideen geweckt, neben denen die alten romantischen in den Köpfen spukten. In allen Völkern war heftige Gährung, die aber zum guten Theile von Denen erzeugt und zum Aeußersten getrieben wurde, die heimlich und öffentlich so thätig waren, den heraufbeschwornen Geist wieder, als Besenstiel, in die Ecke zu stellen, da man ihn nicht mehr brauchte. Auch in Preußen zeigte sich dies häßliche Treiben, allein der Staat war nach den neuen Grundsätzen zu fest organisirt, die Gemüther zu bewegt. Es ging Manches nicht mehr, was die reaktionäre Partei wünschte, hoffte; viele wackere Hochgestellte wollten Fortschritt, wenn man gleich furchtsam geworden war und manche Zusicherungen verkümmerte, um, wie man sagte, Nichts zu übereilen.

Während dieser Zeit, wo Karlsbader Beschlüsse gefaßt, Fürstencongresse zu Aachen, Laibach und Verona gehalten wurden, war Berlin in einem nie gekannten Aufblühen begriffen. — Der Krieg und die bösen Zeiten hatten an Bauen und Verschönerungen nicht denken lassen, nun wurde Alles nachgeholt, und, wie seine Vorfahren, fand

der König auch einen genialen Mann, der eben so reich an Erfindung, wie an Schönheitssinn war, den er im Studium griechischer Kunst gebildet hatte. — Dieser Mann war Friedrich Schinkel und dort sieh' hinab, das schöne Panorama vom Schloß bis zum Brandenburger Thor und die edelsten Monumente Berlins, werden seinen berühmten Namen den Jahrhunderten bewahren. Schon von London aus, im Jahre 1815, erhielt Schinkel vom Könige den Auftrag, eine Kathedrale zu entwerfen, welche, als ein großartiges Monument des Friedens, und nach dem frommen Sinn jener Tage, zugleich den Dank gegen Gott ausdrücken sollte. Schinkels prachtvolle Entwürfe sind aber bis jetzt nicht ausgeführt worden, denn der religiöse Aufschwung ward von der modernen Geldfrage bald nachdenklich beleuchtet, doch soll es nach dem Willen des jetzt regierenden Königs noch geschehen. — Im Jahre 1817 brannte das alte Schauspielhaus nieder und nun entstand der heitere, im edelsten Geschmack gebaute Kunsttempel, bei dessen Ausschmückung nach Außen und Innen die bedeutendsten Künstler Berlins thätig waren. — Größer noch wurde Schinkels Ruhm durch den Bau des Museums. Hier war der Boden erst zu schaffen, auf welchem das Gebäude gegründet werden sollte. Ein Arm der Spree mußte ausgefüllt werden und mehr als zweitausend Bäume wurden eingerammt, um den Pfahlrost zu bilden. Jetzt erst konnte der Bau beginnen, den Schinkel im reinsten griechischen Stil ausführte. Die Hauptfront des Museums, die Säulenhalle und die Rotunde im Innern, sind bewunderungswürdig schön. Weit schöner aber würden Schinkels sämmtliche Werke dastehen, hätte er seinen großartigen Entwürfen immer folgen können; hätte die Sparsamkeit, wie der Einfluß hoher Herren, nicht Manches daran gestrichen und geändert, und sein Genie sich nicht dem Willen der Mächtigen unterordnen müssen. Ein nicht ganz unbegründeter Vorwurf ist der, daß er der Hauptfront seiner Bauwerke allen Schmuck zuwende, die anderen aber dagegen vernachlässige. Aber theils ist dieser Einwurf übertrieben, theils liegt er in dem antiken Geschmack, theils aber ist es eine Folge eben jener erwähnten Sparsamkeit, welche dem Künstler nur die Mittel für die Hauptfront bewilligte. Außer diesen beiden edlen Gebäuden hat Schinkel viele andere Zierden der Hauptstadt gegründet. So die Werdersche Kirche mit ihren beiden Thürmen und die neue Bauschule, zwei Gebäude, bei welchen er den Bau mit rothen Back- und Lasursteinen, und Ornamenten von gebranntem Thon wieder einführte. — In alter Zeit hatte man in den Sandwüsten der Mark kein anderes Baumaterial als behauene Granitwürfel, aus den Geschieben gemeißelt,

welche über ganz Norddeutschland zerstreut liegen und in neuster Zeit so trefflich für unsern Chausseebau benutzt wurden, und den rothen Backstein, dessen merkwürdige Festigkeit den Jahrhunderten Trotz geboten hat. Bei den ältesten Bauwerken Berlins, der Klosterkirche und der Nicolaikirche, kann man noch die verloren gegangene Kunst an diesen unverwüstlichen Backsteinbauten und ihren Verzierungen bewundern, welche jetzt erst wieder gleichsam neu erfunden wurden, aber das Alte noch lange nicht erreichen. — Die Kunst ist aber überhaupt wohl weiter fortgeschritten, um diese Art Bauten als besonders schön zu achten, und die beiden genannten Bauwerke sind überdies Schinkels bedeutendsten Werke nicht. Auch bei den Kirchenbauten Schinkels haben störende Verhältnisse eingewirkt, und es scheint in der That, daß unser Jahrhundert mit seiner erloschenen Begeisterung für die einzige bewegende Idee jener Zeiten, in denen die gothischen Dome Europas entstanden, nicht mehr im Stande ist, einen erhabenen Tempel des Christengottes auszuführen. Die Werdersche Kirche gibt davon ein Beispiel, noch mehr aber die verschiedenen kleinen Kirchen, welche Schinkel in den Vorstädten im Basilikenstil errichtete. — Die Bauschule möchte Schinkels schwächstes Werk in Betreff ihrer äußern Schönheit seyn; aber was diesen großen Künstler noch weit höher stellt, als die einzelnen von ihm ausgeführten Bauwerke, ist der Einfluß, den er auf die gesammte schöne Umgestaltung Berlins und auf den ganzen Geschmack der Zeitrichtung übte. — Selbst in die Klassen der Gewerbtreibenden drang er mit seinen Zeichenheften für geschmackvolle Einrichtungen, und auf die bürgerliche Baukunst übte er durch seine Entwürfe, durch die Errichtung von Handwerksschulen und Zeichenklassen, durch Heranziehung geschickter Maurer- und Zimmermeister, wie durch die Bildung einer großen Zahl talentvoller Schüler, welche als Privatbaumeister sich auszeichnen, einen immer steigenden Einfluß. Daß diese bürgerliche Baukunst in Berlin noch nicht höher gestiegen ist und es namentlich nicht versteht, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, liegt theils in der Häuserspeculationswuth, welche bei dem schnellen Wachsthum über gewinnlustige Leute gekommen ist, theils in den natürlichen Verhältnissen. — Diese verhindern uns, Treppen von Stein und andere gediegene Einrichtungen anzuwenden, jene macht, daß man größtentheils die Häuser nur möglichst billig zu bauen sucht, das schlechteste Material nimmt und ihnen eine anscheinend elegante Ausstattung giebt, welche aber bald genug das Fabrikartige zeigt. Dennoch hat sich auch diese Baukunst außerordentlich gehoben, und der Häuserbau ist zum Prachtbau geworden. Die hohen, lichten

Räume, die Eleganz der innern Ausschmückung, die hellen, zierlichen Treppen, die Flügelthüren und Täfeleien der Gemächer, die sauberen Oefen, die polirten Fenster, die Bemahlung der äußeren Façaden, die häufige Anwendung der flachen Dornschen oder mit Asphalt belegten Dächer, Alles bietet dem Auge eine äußerst wohlgefällige und behagliche Erscheinung. Welch ein Unterschied ist es, wenn man in eines jener alten düsteren Häuser in der innern Stadt tritt, wo die Treppen so eng und finster, die Zimmer so klein und niedrig, die Fenster so schmal gedrängt und schlecht verwahrt sind; oder in jene des vorigen Jahrhunderts, die zum Theil zwar schon einen Anflug von Fortschritt haben, aber meist so plump, unbequem, nüchtern und zopfsteif, wie die Zeit ihrer Entstehung, uns umgeben. Diese alten Häuser der Friedrichs- und Dorotheenstadt, wie der innern Stadttheile, welche gewöhnlich nur eine massive Vorderwand haben, sind auch die Tummelplätze der fatalen Insekten, durch welche Berlin eben so berüchtigt ist, wie durch die Ausdünstungen seiner Gossen. Gegen beide Plagen muß die Abhülfe erst gefunden werden. Gegen die Wanzen das Niederreißen der alten Holzhäuser und eine vermehrte Reinlichkeit, gegen die mefitischen Dünste der Gossen, tiefe Abzugkanäle, wie man damit in einzelnen Straßen schon den Anfang gemacht hat, da ein besseres Nivellement oder eine Versorgung der Rinnsteine mit fließendem Wasser zu kostbar, wenn nicht ganz unmöglich, ist.

Das schöne Berlin aber, wie es jetzt dasteht, ist ganz ein Werk unserer Tage. Die Schloßbrücke, die Zudämmung des stinkenden Kanals am Palais des Königs, wodurch der herrliche Platz vom Schloß bis zu den Linden gebildet wurde, die neue Wache, die Singakademie, die Perspektive der auch architektonisch schönen Gebäude des neuen Packhofs; die Quais von Quadern am Lustgarten, dieser selbst mit seiner Fontaine und der ganze Zug von ausgezeichneten Gebäuden und gefälligen Einrichtungen sind in ihrer neuen Gestaltung das Werk Schinkels und der Gegenwart. — Mit ihm zugleich waren auch berühmte Bildhauer, wie Friedrich Tieck, Wichmann, ganz besonders aber Rauch, für die Ausschmückung thätig. Die Bildsäulen der Feldherrn Scharnhorst und Bülow, zur Seite der neuen Wache, und ihnen gegenüber die Bronzestatue Blüchers, geben ganz andere Beweise für die Kunsthöhe des Zeitalters und für den Ruhm des berühmten Meisters, als die Rococogestalten der Generale Friedrichs des Großen auf dem Wilhelmsplatz, die für den schlechten Geschmack und die Gesunkenheit der Kunst im achtzehnten Jahrhundert ein klägliches Zeugniß liefern. — Dennoch aber ist die Bildhauerei, für deren Thätigkeit die neue

Baukunst viel Raum geboten hat, nicht genugsam beschäftigt worden. Die Treppen des Museums, wie die des Schauspielhauses, sind eben so gut noch immer leer, wie die geschliffenen Granitwürfel der Schloßbrücke. Daß diese edle Kunst aber, die es vor allen werth ist, von Fürsten und Nationen beschirmt und geliebt zu werden, sich zu einem neuen regen Leben ausbildet, beweisen die zahlreichen jungen Talente, welche sich in Rauch's Schule ausbilden. — Hier ist besonders Kiß zu nennen, der seine Kunst romantisch zu machen strebt, und harten Marmor oder das starre Erz aus der antiken Ruhe und Hoheit gewissermaßen in die Romantik der Leidenschaft führt. Seine Gruppe der Amazone, von einem Tiger angefallen, die gegenwärtig in Erz gegossen wird, ist vielleicht der Anfang einer ganz neuen Entwicklung jener Kunst. Daß aber die Kosten des Gusses zum größten Theil auf Subscription zusammengebracht wurden, ist nicht minder ein Zeichen des Fortwirkens unserer bürgerlichen Selbstständigkeit, wie des vermehrten allgemeinen Kunstgefühls. Dieser Drang, einmal geweckt, wird uns weiter bringen, und was dürfen wir nicht von der Hinneigung des jetzt regierenden Königs zu den Künsten erwarten, da derselbe schon als Kronprinz sie alle auf's feurigste beschützte. — Rauch hat den Auftrag erhalten, die längst beschlossene Reiterstatue Friedrichs des Großen auszuführen, deren Grundstein am 1. Juni 1840 auf einer Stelle gelegt wurde, welche wohl nicht zu den besten gehört, die man wählen konnte; aber wie große Werke bleiben auszuführen übrig, und wie viel junge talentvolle Künstler haben wir nicht außer den schon genannten Meistern, außer Tieck und Wichmann, an Kalide, Drake, Wolff ꝛc., mit deren Hülfe Berlin noch weit kunstschöner gestaltet werden kann.

Was man in älterer Zeit dieser Stadt immer vorgeworfen hat, den Schmutz und die Unreinlichkeit ihrer Gassen, so sind diese Uebelstände jetzt gänzlich verschwunden, und an ihre Stelle die Eleganz und Ordnung einer glänzenden Residenz getreten. Die Hauptstraßen haben unter der letzten Regierung fast durchgehends Pflaster aus behauenen Granitwürfeln erhalten, die Bürgersteige werden jährlich immer fortgesetzt mit Granitplatten belegt, was durch ein neues Gesetz bewirkt wurde, nach welchem die für unser steinarmes Land bedeutenden Kosten zu zwei Drittheilen von der Stadt, aus der eingeführten Hundesteuer vergütigt, und ein Drittheil nur von den Hauswirthen getragen wird. — Dagegen ist uns zur Sommerzeit noch immer der beläſtigende Staub geblieben, und leider ist der Gemeinsinn hier zu Lande noch nicht so groß, um durch zusammenwirkende Beschlüsse ein allgemeines Sprengsystem der Straßen zu organisiren, wie denn überhaupt wir noch tief

in den Entwicklungen unserer bürgerlichen und Korporationsfreiheiten begriffen sind, aus welchen erst die rechte und echte gemeinsame patriotische Kraft erwachsen kann. — Segensreich waltet und wirkt jedoch die Städteordnung, und segensreich die Bemühungen, durch Unterricht und Lehre das Licht der Aufklärung überall anzuzünden. Was in großer Zeit den Städten durch die Städteordnung zurückgegeben wurde: die Macht, sich selbständig zu bewegen, ihre inneren Angelegenheiten zu leiten und zu verwalten, für ihr Wohl selbst zu sorgen; Das muß mit der Zeit den tüchtigen Bürgersinn hervorrufen, und die Würde des freien Mannes und Staatsbürgers aus der langhundertjährigen Verdumpfung des kniebeugenden Gehorsams erlösen. — Bald wird auch gewiß die Zeit kommen, wo nur die Tüchtigsten und Besten in den Rath gewählt werden, wo es eine hohe Ehre seyn wird, die den Bevorzugten in den Augen seiner Mitbürger erhebt, wo die Reichen und am meisten Gebildeten sich nicht, wie es jetzt leider noch so häufig geschieht, unter allerlei Vorwänden zurückziehen, und den minder Befähigten, aber Ehrgeizigeren, die Wahl überlassen. Vor allen Dingen müßte man freilich Oeffentlichkeit auch bei Sitzungen der städtischen Behörden einführen, wie überhaupt Oeffentlichkeit das erste Lebensprinzip alles wahren Fortschreitens ist, und hoffentlich ist der Tag nicht fern, wo man die sonderbare Scheu ablegt, welche bis jetzt, trotz der Vortrefflichkeit und auf Oeffentlichkeit geradezu gegründeten Einrichtungen, in Preußen obwaltet. Ein Staat wie dieser soll die Freiheit der Presse und die Theilnahme aller seiner Bürger durch Wort und That nicht zu fürchten haben. Wenn er es thut, so verkümmert er selbst sein Lebensprinzip, seine Gesetzgebung und seine Zukunft, die nur im vernunftgemäßen Fortschritt zu finden ist. — Was aber der Staat für die Erziehung seiner Bürger im Großen gethan, Das hat die Stadt redlich für Elementarunterricht und Bürgerschulen nachgestrebt, denn in ungefähr zwanzig Jahren hat sie mehr als eine Million Thaler dafür verwendet. — Bei solchen Anstrengungen für das Gute und Beste, und bei einem vielleicht nicht allzuwohl geregelten Haushalt, der durch zu viele und zu hoch besoldete Beamten kostbarer wird, ist es kein Wunder, daß die Hauptstadt noch mehr als drei Millionen Thaler Kriegsschulden hat, welche längst bezahlt seyn müßten, da die liegenden Güter wie die baaren Einnahmen sehr beträchtlich sind. Im Jahre 1806 bedurfte die Stadt zu ihrer vollständigen Verwaltung nicht volle hunderttausend Thaler, jetzt übersteigt das Budget weit eine Million, denn allein für die Unterstützung der Armen trägt die Commune 264,000 Rthlr. bei. Eine andere beträchtliche Summe kostet die Er-

leuchtung durch Gasflammen, die Polizei, die Erhaltung der Gefängnisse und des Arbeitshauses, besonders aber die Erhaltung der zahlreichen Garnison, für deren Unterbringung die Stadt sorgen und den Offizieren Servis zahlen muß.

Wie nun das Innere der Hauptstadt sich gegenwärtig ausgebildet hat, so ist auch die Umgegend außerordentlich verschönt worden. Auf der Straße nach Potsdam und nach verschiedenen Richtungen in den Thiergarten vor dem Brandenburger Thor, erheben sich Reihen der geschmackvollsten Wohn- und Landhäuser, die in Eleganz und architektonischer Zierlichkeit wetteifern. Der Thiergarten selbst ist neuerdings in einen englischen Park umgeschaffen worden, mit Blumenstöcken, schönen Wiesenstrichen und geschmackvollen Anlagen versehen; auch hat man das vorhandene Wasser zu Bassins und freundlichen Partien benutzt, aber man hat ihm doch keinen größern Fall verschaffen können, so daß es zur Sommerzeit übel damit aussieht. Nichts desto weniger ist dieser schöne Lustwald ein unschätzbares Gut für Berlin, da es vor seinen meisten übrigen Thoren nur flache Feldmarken hat, und innerhalb der Stadt leider einer der reizendsten öffentlichen Gärten, der des Lustschlosses Monbijou, welcher so leicht, nach Art des Wiener Volksgartens, dem Publikum zur Sommerfreude überlassen werden könnte, fast gänzlich unbenutzt bleibt. — Erst jetzt hat man angefangen, auch für die Bewohner der östlichen Stadttheile zu sorgen, indem man vor dem Prenzlauer Thore einen zweiten Lustwald unter dem Namen Friedrichshain anlegt, was zur Gedächtnißfeier Friedrichs des Großen bei dem Jubelfeste am 1. Juni vom Magistrat beschlossen wurde.

Mit derselben Eleganz, wie Berlin, heben sich auch die umliegenden Lustorte. Das freundliche Charlottenburg und die Dörfer Pankow, Schönhausen, Lichtenberg u. s. w. haben sehr viele schöne Landhäuser der Berliner aufzuweisen, die Sommersitze reicher Familien, zu denen man jetzt, bei der Aufstellung vieler Hunderte von bequemen Wagen auf allen Plätzen der Stadt und an den meisten Thoren, ungemein billig gelangen kann. — Unter dem großen Kurfürsten kamen zuerst Portchaisen nach Berlin. Diese Mode brachten die Emigranten mit aus Frankreich, und es ward ihr Privilegium, das erst in neuster Zeit erlosch, weil sich Niemand mehr tragen ließ.

Unter Friedrich dem Ersten wurden zwölf Wagen auf den Schloßplatz gestellt, die Jeder benutzen konnte, der bezahlte; aber schon unter seinem Nachfolger erlosch dieser Anfang eines Straßenfuhrwesens, und bis zum Jahre 1816 gab es kein öffentliches Fuhrwerk, außer an den

Thoren. Ein industriöser Mitbürger, der Kommerzienrath Henoch, errichtete damals zuerst achtzig Droschken, auf welche er ein zehn Jahre währendes Privilegium erhielt, das nach mancher Erneuung endlich zur gänzlichen Freiheit des Fuhrwesens leitete, und jetzt täglich über sechshundert Wagen in den Straßen beschäftigt.

So ist Berlin mit der letzten Hälfte der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten in eine neue Periode getreten: es ist eine der Welthauptstädte geworden, ein Zentralpunkt Deutschlands und des deutschen Lebens. — Es steht nun im letzten Stadium seiner Bevormundung, denn es fühlt immer mehr das Erwachen seiner Selbständigkeit und wird bald den Rang einnehmen, der ihm gebührt. Bis zu diesem Augenblick ist die Stadt aber gleichsam das liebste Kind des hohenzollernschen Fürstenhauses gewesen, das sorgsam am Gängelbande geführt wird. Die Könige waren zugleich die obersten Polizeipräfekte, und Nichts konnte und kann in städtischen Einrichtungen vorgenommen werden, kein Baum gepflanzt, keine neue Straße getauft, keine Erlaubniß für irgend eine Verbesserung, wäre es auch nur eine Schlittenfahrt oder ein Fackelzug, oder eine neue Art Stadtwagen, wozu nicht die Einwilligung des Staatshauptes nöthig wäre. — Diese Art von Bevaterung muß jedoch bei einer so groß gewordenen Stadt eben so lästig für die Bewohner, wie unpassend für die Verhältnisse der neuern Zeit seyn. Es ist in der That auch nur ein Ueberbleibsel aus den guten alten Tagen, wo Fürst und Volk eine allgemeine Familie bildeten, aber noch immer kann man den Gedanken einer sogenannten väterlichen Regierung im Kleinen wie im Großen nicht aufgeben, obwohl es für einen Staat des neunzehnten Jahrhunderts nicht leicht einen unpassenderen Grundsatz geben kann.

Es ist nun oft die Rede davon gewesen, ob Berlin nicht die höchste Macht schon erreicht habe, die es erreichen könnte, und ob es nicht von dieser Höhe herabsteigen müsse, sollte sich einmal das Verhältniß Preußens zu Deutschland ändern. — Man hat gesagt, diese Stadt der Hohenzollern verknüpfe ihr Schicksal fest mit dem ihrer Fürsten, und müsse mit diesen stehen oder fallen. Man hat auf die Lage Berlins, so weit gen Norden, kaum sechs oder acht Tagemärsche von den polnisch redenden Nachbarn hingedeutet, auf ihre ungünstigen Handels- und Bodenverhältnisse, auf den schmalen Fluß und auf andere Uebelstände, und hat sie als kein Produkt natürlicher Nothwendigkeit, sondern als ein künstliches Erzeugniß der Macht und des Glücks ihrer Könige ausgegeben, die auch, gleichsam als Emporkömmlinge, viele alte Geschlechter überflügelten und durch Krieg in gewaltsamer Eile sich

Ruhm und Größe erworben haben. Wie nun Preußens Ansehen noch immer wankend sey, wie es ohne Ruhe und Sicherung mit der einen Hand den Rhein, mit der andern den Niemen fasse, immer gerüstet seyn müsse, wenn es nicht zusammenfallen wolle; wie jeder Krieg es entweder an den Rand des Verderbens führe oder weitere Eroberungen bringe, bis es einst Deutschland werde, oder untergehe: so sey auch Berlin ein Emporkömmling ohne Sicherheit seiner Zukunft. Zerfiele das Reich der Hohenzollern, die es mit sich emporgerissen, so würden auch alle die Palläste zerbröckeln und Gras in den öden Straßen wachsen, wie es in Sevilla wächst, in Granada, Venedig und andern gesunkenen Städten. Aber Berlin habe auch nicht einmal die Hoffnung, immer die Größe der Hohenzollern zu theilen; denn wenn einst die Träume oder die Prophezeiungen wahr würden, daß ein neues deutsches Reich, eins und einig, aus so vielen Trümmern eines großen Volkes entstände, könnte die nördlich liegende Stadt der Sitz der Könige nicht bleiben. Ohne Zentralpunkt eines großen Staatenlebens zu seyn, müsse es jedoch sinken und zerfallen, da es nichts Anderes zur Erhaltung seiner Größe besitze.

Diese Meinung ist, abgesehen von allen Träumereien, in neuester Zeit durch die Entwicklungen der Industrie, durch die Verbindung der deutschen Staaten zum Zollverein und durch die neue weltbewegende Erfindung der Eisenbahnen gänzlich falsch geworden; ja, was bisher ein Mangel und Nachtheil für Berlin war, wird dadurch zum Vortheil gemacht. Diese Stadt des modernen Lebens beginnt eben erst, ihre festesten Wurzeln in die Zukunft zu schlagen, dankbar aber müssen wir es bekennen, daß ihr großer Wohlthäter, Friedrich Wilhelm der Dritte, auch hier wieder den Grund ihrer höchsten künftigen Blüte gelegt hat.

Wüßte man von der Regierung dieses Fürsten nichts zu erzählen, als daß unter ihm der deutsche Zollverein gegründet ward, daß er den Rath seiner treuen und klugen Diener gut hieß und nicht allein dadurch Preußen die Hegemonie in Deutschland sicherte und dem gemeinsamen Vaterlande den Weg zum Glücke, zur innern Freiheit, zur innigen Verbindung seiner Interessen öffnete, sondern seine Hauptstadt auch zum größten Handels- und Fabrikplatze Norddeutschlands machte, so müßte sein Namen und sein Andenken dadurch allein schon gesegnet seyn. Es sind noch nicht zwanzig Jahre, daß Berlin fast keine bedeutende Fabrik und keine Dampfmaschine besaß. Der obere Lauf des Stromes lag wüst, oder er war mit Bleichen und Holzplätzen besetzt, jetzt aber hat sich hier eine lange Reihe wichtiger Industriewerkstätten

erhoben, welche unausgesetzt zunimmt. Seiden- und Wollenwaaren, ganz besonders aber Kattune, bilden die Hauptfabrikation, welche viele tausend Arbeiter beschäftigt, dazu ist es ein großer Geld- und Wechselplatz geworden, und wie sehr muß der Handel und jede Betriebsamkeit zunehmen, wenn die Hauptstadt erst in der Mitte des Eisenbahnnetzes liegt, das sie nach allen Seiten mit den wichtigsten und größten Städten Preußens und Deutschlands verknüpfen soll.

In dieser neusten glänzenden Entwicklung des menschlichen Geistes liegt die größte Sicherheit für Berlin, daß es, wie auch die Schicksale der Zukunft seyn mögen, auf sehr lange hinaus Nichts von seiner Wichtigkeit verlieren kann. — Als Zentralpunkt der Eisenbahnen, welche von hier aus nach allen Weltrichtungen: nach Schlesien, nach Mitteldeutschland und zum Rhein, nach dem baltischen Meer und der Nordsee auslaufen, muß sich seine Bedeutsamkeit außerordentlich steigern. Es bedarf eines mächtigen Stromes und Hafens nicht mehr, denn bis auf wenige Stunden ist es selbst ans Meer gerückt, und die große Ebene Norddeutschlands, in deren Mitte es liegt, bietet geringe oder gar keine Hindernisse, zur Ausführung der wunderbaren Erfindung, welche alle Entfernung aufzuheben scheint. — Es darf dabei auch nicht übersehen werden, daß die Eisenbahnen eine ungeheure Umwälzung in dem Städtewesen hervorbringen. Sie sind die Mittel einer Zentralisation aller geistigen und industriellen Kräfte; und diese werden sich an den Punkten vereinen, welche von den Bahnen berührt werden. Gewiß ist es keiner Stadt zu verargen, wenn sie eifrig strebt, einen solchen Strahl des Fortschritts und Wohlstandes an sich zu ziehen, denn in ihnen ruht die Zukunft, und ohne Zweifel wird mancher jetzt blühende Ort verarmen, weil die neue Heerstraße des Menschen- und Handelsverkehrs ihn verläßt. Die Eimer sinken und steigen empor, immer voll und wieder leer. Wir haben die Beispiele dieses Wechsels überall. Im Mittelalter hatte jede Stadt ihre Bedeutung und selbst ihre eingreifende Wichtigkeit in die Landesschicksale, wenn sie mit Wall und Mauer versehen war. Mit dem Eintritt in eine neue Zeit verschwand diese Theilnahme. Hauptstädte, Handels- und Landstädte schieden sich, aber selbst die kleinen Orte nahmen Theil an der allgemeinen Fabrikation nöthiger Gegenstände. Wollenweber arbeiteten die groben Tücher, und der Nachbar, welcher Leinwand machte, kaufte davon; das Andere ward auf die Märkte geführt, wo es der Kaufmann aus der größern Stadt an sich brachte. Oder der Staat selbst leistete den kleinen Meistern Vorschüsse und nahm die Tücher und Stoffe nach dem Taxpreis. So haben die kleinen Städte rund umher

in den Marken, in Pommern und Schlesien sich bis in die neueste Zeit erhalten und Vielen ging es wohl dabei. Da kam die Fabrikation ins Land, die Geldmänner, die Juden, voll industrieller Thätigkeit. Alles wurde verbessert, Chemiker und Mechaniker mischten sich in die Gewerbe, Maschinenräder webten und spannen leicht, was sonst Menschenhand mühselig gestaltete, und die Gesetze selbst, die Gewerbefreiheit, die Gewinngier, die Besteuerung, der Zollverband, die erleuchteten Grundsätze der Finanzmänner über freien Handel und Konkurrenz, die harte Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, im Kampfe mit der Industrie der ersten Nationen Europas vernichteten, was dem neuen Geiste nicht gewachsen war. — Die kleinen Städte verarmten größtentheils, und nur die unter ihnen erhielten sich, wo Chausseen die Verbindung mit den Hauptstädten begünstigten, oder besondere Vortheile ihrer Lage und der unternehmende Sinn reicher Industriellen es wagte, die vereinzelten Kräfte zur Fabrikation zu vereinen. Daß das Geschrei nach Aufhebung der Gewerbefreiheit und Zurückführung des Zunftzwanges ein durchaus müssiges bleiben muß, versteht sich von selbst. Ein solches Unterfangen müßte in vielen Beziehungen völlig unausführbar seyn; es wäre eine Revolution gegen den Fortschritt, welche uns in die alte Trägheit und Versumpfung der Zünfte zurückführen wollte, während die Eisenbahnen und die Masse der neuen Erfindungen und Maschinenwerke sich täglich mehr ausbilden. Wir würden mit dem Schutz der Gewerbe zum Nachtheil der Fabrikation jede Möglichkeit der Concurrenz verlieren und genöthigt seyn, zu strengen Prohibitivmaßregeln zu greifen, um verrottete Zustände zu beschützen. — Aber wie unmöglich ist Das! Die Industrie ist eine neue Gottheit geworden, ein Genius, welcher der Menschheit neue Bahnen zeigt und eine neue Zukunft öffnet. Ein nächstes Jahrhundert wird ganz andere Gestaltungen, andere soziale Verträge, andere Ideenkreise hervorrufen, und, wie bei jeder großen Entdeckung, kann die erschütternde, umwälzende, zerstörende und segnende Wirkung nicht ausbleiben. — So werden auch die kleinen Städte, die Erzeugnisse des Mittelalters, ganz verschwinden und wieder zu Dörfern und Flecken werden, deren Bewohner nur auf Ackerbau angewiesen sind, während an den Eisenbahnen die Fabrikstädte aufblühen, und jene Hauptorte, welche die Knoten der Bahnsysteme bilden, in Macht, Größe, Handel und Reichthum die wahren Hauptstädte des modernen Völkerlebens werden müssen.

Wie weit ist Berlin schon vorgeschritten, seit der Zollverband die Industrie schützt und den Markt groß gemacht hat, seit die Fesseln des

Gewerbezwanges zersprungen sind und die geistige Thätigkeit sich nach allen Richtungen frei bewegen kann! — Im Jahre 1815 hatte es kaum 180,000 Einwohner, am Schluß des Jahres 1825 schon 220,000, jetzt bei Anfang des Jahres 1841 übersteigt die Zahl schon 300,000, ohne Militär und ohne Fremde. Durchschnittlich nimmt die Stadt jährlich um 7 bis 8000 Einwohner zu, und da ungefähr ein Ueberschuß von 1500 an mehr Gebornen in jedem Jahr bleibt, so wandern 5 bis 6000 ein, was größtentheils dem zunehmenden Handels- und Fabrikverkehr beigemessen werden muß.

Es ist jedoch eine ganz irrige Annahme, daß nur die Armuth sich dadurch vermehre. Allerdings ist dies unerhört rasche Wachsen und dies Umwandeln Berlins in eine große Fabrikstadt auch mit einer großen Zunahme an Armen verbunden, deren Unterstützung zu einer wichtigen Sorge werden und zu lebhaften Klagen und übertriebenen Anschuldigungen führen muß. Unsere Gesetze, die leichte Schließung und Beförderung der Ehe, und die eben so leichte Trennbarkeit derselben, bilden einen nicht unwichtigen Grund vermehrter Armuth, und gewiß könnte zur Steuerung derselben Manches von Seiten des Staats gethan werden, ohne daß man darum den Pietisten in die Hände arbeitete, welche die Ehe als Sakrament vertheidigen und das Recht des Staates zu einer Gesetzgebung und Scheidung mit solchem Fanatismus bestreiten, daß mehrere, trotz aller Ermahnungen und Strafen des Consistoriums, die Scheidung und Wiedereinsegnung Geschiedener zu einer neuen Ehe hartnäckig weigern, ohne, leider! abgesetzt zu werden.

Aber nicht die Armuth ist gewachsen, sondern auch der allgemeine Wohlstand, wofür das einzige Faktum zeugen mag, daß im Jahre 1806 sämmtliche Gebäude der Stadt mit 28 Millionen Thaler versichert waren, in diesem Augenblick aber die Versicherungssumme mehr als siebenundneunzig Millionen Thaler beträgt. Wie wäre es sonst auch möglich, diese große Zahl von Armen durch freiwillige Unterstützungen zu erhalten; wie wäre es möglich, so viele auf öffentliche Mildthätigkeit gegründete Gesellschaften zu bilden, wie sie in keinem Lande und keiner Hauptstadt eine solche Ausdehnung haben; wie wäre es möglich, daß jeder Unglücksfall, welcher durch irgend ein Element nahen oder fernen Gegenden zugefügt wurde, sogleich hier die bereitwilligste und oft reichste Beihülfe findet?! — Wäre nicht der Wohlstand so hoch gestiegen, wie hätte Berlin selbst sich so verschönen und vergrößern können; wer hätte die Absichten des Regenten so ausgedehnt unterstützt? — Dort erblicke ich ein großes Quartier voll pallastartiger

Häuser, die Friedrich-Wilhelms-Stadt. Vor zwanzig Jahren war es eine Wiese, auf der ich oft zur Winterzeit Schlittschuh lief. Hier ziehen sich neue Straßen bis an die Mauern, neue Plätze sind entstanden und hohe freundliche Gebäude, in welchen Tausende von fleißigen Menschen wohnen, stehen da, wo vor wenigen Jahren noch Unkraut wucherte. Auch die sogenannten niedern Klassen der Gesellschaft kriechen nicht mehr in finstern Spelunken, welche nur das äußerste Elend noch bewohnt. Ueberall regt es sich und rüstet strebsam für die Zukunft. Hier werden neue Straßen durchgebrochen, dort öffnet man die Mauern und bis in das grüne Feld steigen die Gebäude und Fabriken auf; ja diese Ringmauern der Stadt werden sicher ganz sinken müssen, wenn erst die Eisenbahnen nach Stettin, nach Hamburg, nach Breslau und Wien, nach Halle und zum Rhein sich hier verbinden.

So stelle Dir das Werden und Entfalten vor, mit seinen Licht- und Schattenseiten. Man kann wünschen, später geboren zu werden, in Tagen, wo die menschliche Gesellschaft vielleicht zu einer besseren Erkenntniß gelangt, und durch harten Kampf sich neue Wahrheiten erobert hat; wo das Elend versöhnt, die Kluft zwischen arm und reich ihre Vermittelung gefunden, und der Geist, welcher jetzt erst seinen Sieg über die Rohheit der Materie begonnen hat, so weit gelangt ist, um durch Vernunft zu lösen, was der Gewalt unmöglich war; aber Niemand, der nicht in sentimentaler Schwärmerei oder anderer Lüge gefangen liegt, kann nach den vergangenen Zeiten seufzen. Ich habe sie Dir aufgezählt, wie sie voll Knechtschaft, Aberglauben, Fanatismus und gesetzloser Willkühr waren, wie sie den Menschen herabwürdigten und sein Daseyn entehrten, wie dieser den Launen des Despoten, den Fußtritten der Vorurtheile, unterworfen, kastenartig abgeschlossen, sich hassend und vernichtend nur langsam zum Fortschritt gelangen konnte. Aber wir haben diesen Fortschritt verfolgt, und hier zu unsern Füßen liegt das Produkt eines Kampfes der menschlichen Gesellschaft; siebenhundert Jahre lang, und nicht ohne Ruhm, geführt, voller Wechsel, voll böser und guter Thaten, aber welch ein Unterschied zwischen jedem Abschnitt der Zeit!

In diesem Augenblick senkte sich die Sonne am Waldsaum und ihr rothes Glühen überflammte die ganze Stadt. Die glänzenden Kuppeln und die goldenen Gestalten der Thürme auf dem Gensd'armenmarkt schienen selbst Sonnen zu werden; das Flügelpferd und Apolls Gespann auf dem Schauspielhause stiegen zwischen ihnen empor, die Dioskuren des Museums warfen Blitze auf das murrende Leben zu

ihren Füßen, und die stolze Siegesgöttin auf dem Thore vor uns löste sich von ihrem ehernen Platze und schwebte, ein zauberhaftes Spiegelbild, über der Stadt.

So standen wir bis das Glühen schwächer wurde, dann sagte Eduard mit einem Lächeln: Du magst Recht haben; es mag nicht anders geschehen können, wie es geschieht, und Eure kalte Philosophie findet Glück wie Leid, Elend, und jede Sünde ganz in der Ordnung und im Rechte, wenn sie zum Bestehen gelangt. — Aber ach! wie armselig sieht es dann mit dem Menschen und seiner Göttlichkeit aus, wie grausame Leiden foltern und brandmarken seine Erziehung, und warum duldet er das Alles?! Warum ward er so blödsinnig geschaffen? Warum lastet der ungeheure Fluch auf ihm, daß ein einziger großer Gedanke Jahrhunderte und zahllose Opfer der Dummheit und des Wahnes bedarf, um nur von einem kleinen Theil der Menschen begriffen zu werden?!

Mein armer Freund, fiel ich ihm ein, fragst Du nach Dem, was seyn könnte, dann knüpfen sich zahllose, ungeduldige Fragen an das erste Warum? — Nimm die Welt, wie sie eben ist, betrachte den Menschen als das vollkommenste aller dieser erschaffenen unvollkommnen Wesen, prüfe seine Schwächen und seine Kraft, und dann frage Dich, ob ein so organisirtes Geschöpf nicht alle die Prüfungen bestehen mußte, die es bestand. — Wir sind auf den Anfang unsers Gesprächs zurückgekehrt, und dort kommt mein alter Freund, der höchst gestellte Kopf Berlins, um uns in Gnaden nach der dunklen Tiefe zu entlassen. Glaube mir, es hilft uns Nichts, zu träumen, wir seyen zu Besserem geboren und eine schlechte Amme habe uns etwa vertauscht. Die Welt geht ihren wohlgemessenen Gang zur möglichen Entwicklung, und Geschlecht nach Geschlecht wird begraben. — So gingen wir.

* * *

Zu diesem Abriß der Geschichte und der Schicksale Berlins machte mein Freund praktische Erfahrungen über Sitten und Charakter der Bewohner, welche theilweis nicht minder abschreckend klangen, als die Berichte des weisen Abts von Sponheim aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Nach seiner Schilderung waren die Berliner ein steifer, gemüthloser Menschenschlag, der größtentheils von Staub und Weißbier lebte; theils nicht im Stande, das Pfalbürgerthum abzuschütteln, theils verbildet, voller Anmaßung und Vorurtheile. Dabei voller Eitelkeit, und doch, seltsamer Weise, eben so wohl in den schroffen Richtungen der

vorherrschenden, nüchternen Verständigkeit des protestantischen Nordens befangen, und den sogenannten geistigen Interessen und Grübeleien nachgehend, wie von außerordentlich aufgeregter Lebendigkeit für alle neue Erscheinungen. Neugierig bis zum Extrem, lachlustig, stets fertig mit der Zunge wie mit der Faust, hinlänglich versorgt mit allen Lastern moderner Entwicklung, und einem beleidigenden Hange zur Spötterei, selbst die heiligsten und größten Dinge opfernd.

Die gemeine Art des scharfsinnigen Gebrauchs der Sprache nenne man Witz und bilde sich ein, geistreich zu heißen, indem man den Eckensteher und Gamin zum schönen Vorbilde der Berliner Geistigkeit mache; bei Lichte betrachtet, wäre aber in keinem Lande und in keiner Stadt das Leben und die Klassen der Gesellschaft so sehr getheilt, als hier. In den niedersten Ständen herrsche neben der unverschämten Grobheit, die wie ein Gefühl von Freiheit aussehe, die ekelste Völlerei und alle Laster roher Sinnlichkeit; in den Mittelständen lebe noch das ganze Philisterthum, das Nichts kenne als sein Handwerk, seinen Geldkasten und seine Sonntagsfreuden in den Kaffeehäusern und Theatern; dann gebe es einen Beamtenstand, der eine hochmüthige und seit langer Zeit herrschende Bureaukratie bilde, eine Adels- und Militärkaste, welche sich brüderlich die Hand reiche zur vornehmen Absonderuug, und dabei ruhe doch auf dem ganzen Volke das anmaßende Preußenthum, der Widerschein des Militärstaates, so daß man unwillkührlich jeden Menschen mit dem linken Fuß voran, seinen Weg beginnen sehe und um jeden Hals die steife Binde zu erblicken meine.

Du bist nicht der Erste, erwiederte ich lachend, der eine solche Charakteristik der Berliner und des Berliner Lebens liefert; ja, es ist nichts gewöhnlicheres als dergleichen Urtheile von Leuten, welche entweder aus den kleinen beschränkten Kreisen der Provinzialstädte kommen, oder den regen Drang nach geistigen Interessen mitbringen, Größeres erwarten, und sich ärgern, daß ihre Einbildung sie getäuscht hat, oder noch Andere endlich, welche, aus dem bewegteren Leben der mächtigsten Hauptstädte hierher versetzt, nachtheilige Vergleiche ziehen. — Viele der modernen Malkontanten, und darunter natürlich auch manche Schriftsteller, haben es ja sogar zur Modesache gemacht, Berlin langweilig und fade zu finden; ihren Witz, so weit er reichte, daran versucht, die Bildung, die Sitten, die Freuden und Gewohnheiten der Berliner lächerlich zu machen, und diese Stadt, wie Du es thust, als eine Stadt des Staubes, des Weißbiers und der nüchternen Verständigkeit geschildert. Berlin ist aber weit mehr als Das, auch weit mehr als ein Tummelplatz der Bureaukraten und Junker, der Pietisten und arroganten

reichen Juden, der näselnden Lieutenants und lispelnden Hofräthe, oder jenes Haufens geckenhafter ästhetischer Pflastertreter allerlei Geschlechts, der beim Theetisch äußerst geistreich über Philosophie und Staat, über Kirche und Theater, über Mahlerei und Poesie, kurz über alle Dinge auf Erden und im Himmel mit derselben anmaßenden Halbheit und Albernheit schwatzt, oder mit wichtigmachender Redseligkeit von dem neuen Engagement der ersten Sängerin, oder dem neuesten Bonmot eines witzigen Prinzen erzählt. Nein, Berlin ist auch ein Lager tüchtiger, trefflicher Männer, wie es in Deutschland schwerlich wieder gefunden wird; ein Bergwerk mit den reichsten Adern und Schachten der Künste, der Wissenschaften und Jeglichem, was der menschliche Geist errungen; es ist ein Lager tapferer Streiter, heller Köpfe und kühner Herzen, die mit scharfem Verstande prüfen und sich nicht scheuen, das Wahre und Gute, dem Falschen und Schlechten gegenüber, standhaft zu vertheidigen. — Wollen wir das Leben der Berliner betrachten, so laß uns einen flüchtigen Blick zuvörderst auf die Stadt werfen, welche so groß geworden ist, daß man ihre Quartiere scheiden kann, wie sie einzeln vorzugsweise den Reichen, dem Handel, der Beamtenwelt, dem Gewerbfleiße oder der Armuth und dem Laster angehören. — In der schönsten und freisten Stadtgegend, vom Brandenburger Thore ab, unter den Linden, in der Behrenstraße, und vorzugsweise in der Wilhelmstraße, wo man bis an die Leipzigerstraße hinauf fast nur Paläste findet, haben sich der Reichthum und die Familien von hohem Adel festgesetzt, welche, eine seltene Sache in diesem Lande, so vermögend sind, große und prächtige Hotels allein bewohnen zu können. Wendet man sich links durch die neue Wilhelmstraße nach dem neu erbauten Quartier auf dem rechten Spreeufer, so wird man bald belehrt, daß hier vorzugsweise die hellen, schönen Häuser von Beamten und Offizieren mit ihren Familien bewohnt werden. An vielen Orten hängen aber auch Miethszettel aus, welche möblirte Wohnungen ankündigen, denn die nahe Charitée und Universität machen auch das Berliner **Quartier latin** aus diesen und aus den mit den Linden und dem Fluß parallel laufenden Straßen. Je näher an dem großen Krankenhause, um so ausschließlicher quartieren sich hier die jungen Aerzte ein, in den der Universität näheren Straßen herrschen dagegen die andern Fakultäten vor. In allen diesen Stadttheilen ist der Handel- und Fabrikfleiß wenig zu bemerken. Zwar sind in dem lebhaften Theile der Friedrichsstraße viele glänzende Läden, unter den Linden die größten Kunstmagazine, und in der Leipzigerstraße, vielleicht der schönsten in Berlin, nicht minder manche reiche Waarenlager; aber

diese gehören fast alle dem Luxus und den Moden an, ein Beweis, daß man hier vorzugsweise auf Absatz rechnet. Auch viele Gewerbsleute, welche von der Wohlhabenheit am meisten benutzt werden, haben sich in den stillen breiten Straßen der regelmäßigen Quarrées bis zum Hallischen Thore angesiedelt, und selbst, daß man der Leipzigerstraße den Namen Geheimrathsstraße gegeben hat, und die Nordseite der Linden, wo viele der reichsten jüdischen Familien wohnen und Häuser besitzen, Neu-Jerusalem nennt, beweist, daß dort die Bureaukratie gern wohnt, und hier die Geldaristokratie der Banquiers sich angesiedelt hat. Je näher man aber dem Zentrum der Stadt kommt, um so mehr nimmt sie das lebendige Treiben des Handels an. Der Schloßplatz, und mehr im Süden der Spittelmarkt, sind die rechten Grenzsteine dieses Lebens. — In dem alten Köln, der Breiten- und Brüderstraße, haben die reichen Seidenlager und der bunte Markt der Moden ihren Sitz aufgeschlagen, hier und über den Mühlendamm fort, durch die Gertraudenstraße und in der innern Stadt durch die Königsstraße bis zum Ausgange des alten Berlins, gibt es keine Wohnungen zur ebenen Erde, Alles ist hier dicht mit Handelsgewölben besetzt, welche hohe Miethen abwerfen. In den Seitenstraßen sind dagegen die meisten Comptoire, große Lager, besonders von Kattunen und Wollenwaaren, und die Aushängeschilde der Handelsfirmen reichen bisweilen bis ins dritte Stockwerk. Diese Straßen können an Lebendigkeit sich mit den Hauptstraßen der größten Städte messen. Reihen von Wagen, Equipagen, Miethkutschen und Lastfuhrwerken, drängen sich hier, und geschäftige Menschenmassen winden sich eilig durch und zwischen sie hin. — Wendet man sich dann zur Rechten und folgt dem Laufe des Stromes, so kommt man in das Quartier des Fabrikfleißes, links hinab geräth man in ein Labyrinth von Straßen und östlich dem Landsberger- und Frankfurter-Thore zu, in das Quartier der Weber und Gärtner. Die fleißigen Weber besonders haben bei dem steigenden Fabrikverkehr ganze Straßen eingenommen. Am Büschingsplatz und in den links und rechts ablaufenden Straßen bis an die schon genannten Thore erblickt man viele neue hohe Häuser, welche ganz von ihnen bewohnt sind. — Wenn man abendlich diese Gegenden besucht, sieht man den künstlichen Webestuhl durch alle Etagen vom Keller bis zum Dache, und das Klappen der schnellen Schiffchen verfolgt uns, mit dem Geschrei der zahlreichen Kinderschaaren vermischt, wohl eine halbe Stunde weit. In diesen inneren und östlichen Quartieren sind die unteren Klassen der Bevölkerung weit zahlreicher. Es gibt hier viele Häuser mit großen Hintergebäuden, zuweilen mit doppelten und drei-

sachen Höfen, wo die Armuth sich zusammenschichtet und alle die Bienengemächer in den weitläuftigen Gebäuden in Besitz genommen hat, welche für sie durch ihren Bau und ihre Einrichtungen bestimmt sind. — In der modernen westlichen Stadt baut Niemand für diese sogenannten kleinen Miether; Alles wird herrschaftlich groß eingerichtet, und Dies ist die Ursache, ebensowohl, daß sich die Armen immer mehr in gewisse Bezirke zusammendrängen, als daß fast zweitausend große Quartiere leer stehen, während Mittelwohnungen und kleine verhältnißmäßig sehr theuer und außerordentlich gesucht sind. — Was Berlin an Juden hat, vielleicht 6000, drängt sich natürlich dahin, wo der Handel ist, und als könnten sie das alte Ghetto nicht vergessen, wohnen die meisten noch jetzt in der Judenstraße und in den Judenhöfen. — Der größte Theil der Armuth ist redlich und strebsam, arbeitet fleißig, wie es geht, um sich und ihre oft zahlreichen Familien durchzuhelfen, und nimmt besonders zur Winterzeit die Hülfe der Armenkommissionen, der Armenschulen, der Kinderbewahranstalten, oder die Unterstützungen einer der vielen wohlthätigen Gesellschaften in Anspruch, wenn die Mittel nicht ausreichen. Unter diesen Klassen findet man neben dem größten Leichtsinn, dem Laster und dem Hange zur rohsten Völlerei und Ausschweifung auch die meisten Anhänger streng gläubiger Richtungen Separatisten, Alt-Lutheraner und frömmelnde Fanatiker, welche die Kirchen und Betstunden der Pietisten füllen und deren besondern Schutzes sie theilhaftig sind. Die armen Menschen haben wohl Ursache, ihr Leid dem Herrn der Welt zu klagen und auf seinen Himmel zu rechnen, da das Glück der Erde ihnen nicht gehört; aber der Pietismus, der es übernommen hat, sie zu trösten und als die Erkorenen darzustellen, wenn sie glauben und diesen irdischen Tand verachten, würde doch bei Vielen nicht so überzeugende Kraft haben, wenn er nicht auch Mittel besäße, seinen eifrigen Schülern die irdischen Sorgen zu erleichtern. Der größte Theil dieser wohlthätigen Anstalten steht unter Leitung und Einfluß der frommen Vereine, und hierdurch haben sie die Mittel, ihre Anhänger im Namen des Lammes zu segnen, wodurch freilich auch die Heuchelei groß gezogen und aller Scheinheiligkeit die Thür geöffnet wird, deren Einfluß leider auf einen Theil der Armuth nicht unbemerkt geblieben ist. — Aber in allen diesen Gegenden ist das eigentliche Quartier des tiefsten Elendes nicht zu finden; man muß es in dem äußersten mitternächtlichen Theil der Stadt suchen. Wenn man jenseits des alten Spandauer Thores, der jetzigen Spandauer Brücke und des Hack'schen Marktes, die lebhafte große Straße verläßt, welche zum Rosenthaler Thore führt und sich links durch eine der zahlreichen

Querstraßen dem Hamburger Thore zu wendet, so sieht man bald an den vielen kleinen schlechten Häusern, daß man in einem entlegenen Theile der Stadt ist. Hier laufen zwei große den weiten Bogen der Stadt begleitende Straßen, die Hospitalstraße und die längste Straße Berlins, die Linienstraße, welche von einer Menge anderer Straßen durchkreuzt werden, und sämmtlich keineswegs zu den öden gehören. Durch eine derselben gelangt man zum Hamburger Thore und außerhalb der Mauer tritt man nun in die berüchtigte Vorstadt, das sogenannte Voigtland, der verworfenste und ärmste Theil Berlins. Mehrere ziemlich breite Straßen kreuzen sich hier, aber sie bestehen aus einstockigen ärmlichen, oft dem Verfalle nahen Hütten. Die strenge Polizeiordnung scheint hier gänzlich aufgehört zu haben; Schmutz und Lumpen liegen umher, Schaaren von halbnackten Kindern lärmen in dem tiefen Sande oder zwischen den Pfützen schmutzigen Wassers, und umringen bettelnd den Bessergekleideten, der sich hierher verirrt. Jeder Fremde ist eine Aufmerksamkeit erregende Erscheinung, und die unheimlichen Gesichter, welche hinter den zerbrochenen, mit Oelpapier geflickten Fensterscheiben hervorstarren, können wohl die Meinung rechtfertigen, daß man zur Nachtzeit sich hüten muß hier allein zu gehen. — Dort findet auch die Zunft der obdachlosen Vagabunden und der Diebe ein nächtliches Unterkommen in heimlichen Herbergen, wo Gesindel beiderlei Geschlechts seine Orgien hält, und für sechs Pfennige ein gemeinschaftliches Strohlager und Schutz vor den Nachspürungen der Polizei findet. — So ist Elend und Sünde hier zusammengeschüttet und große gemeinsame Zufluchtsorte sind ihnen hier aufgebaut, wo man die Gebrechen und Leiden der Menschheit in zahllosen Abstufungen und Veränderungen kennen lernen kann. — Denn nicht weit von diesen Hüttenreihen stehen mehrere große Häuser am Wege, Familienhäuser genannt, welche der Armuth gewidmet sind, die sich hier in ihrer ganzen Schrecklichkeit offenbart. — Mehrere Tausend Arme finden darin ein Unterkommen. Die Miethe wird täglich oder wöchentlich bezahlt; wer sie nicht entrichtet, wird aber sofort entfernt, denn diese Häuser sind der Spekulation und keineswegs der Barmherzigkeit geweiht. Aber der Zins ist billig und wer kein Obdach hat, findet es hier am leichtesten, da er den kleinen Betrag täglich entrichten muß, welchen er schlimmsten Falls vielleicht zusammen bettelt. So theilen sich denn oft drei oder vier Familien in ein einziges kleines Gemach, das mit Kreidestrichen durchzogen Jedem sein Territorium anweist, und diese Grenzlinie wird fast so scharf und eifersüchtig bewacht, wie die polnische. Welcher Jammer hier oft herrscht, welche Verworfenheit sich offenbart, wie viel Sünde

das Elend erzeugt, davon können diese Zufluchtshöhlen schreckliche Kunde geben. — Sagt nicht schon Hiob: Herr bewahre mich vor Armuth, damit ich nicht schlecht werde! — Armuth ist die Pest der menschlichen Gesellschaft und Nichts ist mehr zu fürchten für die Verwilderung und Entartung unseres Geschlechts als die Zunahme des Pauperismus, der leider überall in Europa bemerklich ist. — Daß auch in Berlin seit den letzten zwanzig Jahren Armuth und Verbrechen mit dem schnellen Steigen und Umwandeln in eine große Handels- und Fabrikstadt beträchtlich zugenommen haben, kann leider nicht geleugnet werden. Die große Vermehrung der Einwohner, die Fabriken, die Sucht nach Vergnügen und Luxus und die moderne Entwicklung aller Lebensthätigkeiten haben die alten Grundlagen der Sittlichkeit untergraben, die neuen aber, welche besonders aus der Aufklärung durch Unterricht, aus der bürgerlichen Freiheit und einer vernunftgemäßen Gesetzgebung, hervorgehen sollen, welche die untern Volksklassen besonders berücksichtigt, diese zur gleichen Würde der Menschheit, wie zum Genuß gleicher Rechte emporhebt, sind noch lange nicht so weit gediehen, um einen Stillstand hervorzubringen. Unvollkommene Gesetze und unzweckmäßige Strafen und Gefängnisse helfen vielmehr noch immer die Immoralität befördern und erziehen Laster und Sünden, da die Verbrecher gleichsam bei ihnen in die Schule geschickt werden. — Bis jetzt ist die Armuth, vereint mit dem Verbrechen in eine Klasse geworfen, und der Polizei wie dem Büttel zur strengen und rohen Beaufsichtigung überliefert. Erniedrigt und gedemüthigt von der Wiege bis zum Grabe, lernt sie Knecht seyn und sich verstellen, lernt sie das Gesetz und seine Diener als Feinde hassen und sich an diesen rächen, oder sie entwickelt ungestört die gemeinen Triebe und jede frevelhafte Leidenschaft zur Unehre, denn Jedermanns Hand ist gegen sie, darum auch ihre Hand gegen Jedermann. Um so mehr ist es zu loben, daß der Schulunterricht eine immer größere Ausdehnung gewinnt, ganz besonders auch das Entstehen so vieler Kinderbewahranstalten, wo die Kinder armer Leute, von frühster Jugend an, freundliche Beaufsichtigung, Warnung vor dem Bösen und Ermahnungen zum Guten empfangen; das Entstehen von Armen- und Sonntagsschulen, die Strenge, mit welcher man von Jedem den Besuch der Schulen polizeilich verlangt, und alle die Einrichtungen, welche Bildung und Erkenntniß bis in die tiefsten Klassen der Gesellschaft bringen. Eine gewisse Partei verknüpft mit allen diesen trefflichen Mitteln zum Besserwerden freilich eben so wohl frömmelnde als politische Gedanken. Es

ist nicht das wahre Streben zur höheren menschlichen Versöhnung, nicht die Idee des Fortschritts und der Entwicklung zur christlich protestantischen Freiheit, um welche sie diese Anstalten begünstigen, sondern man scheint Hoffnungen damit zu verbinden, welche den Zeitkrankheiten: Pietismus und Absolutismus angehören. Darin wird man sich aber sicher täuschen, denn die geweckte Einsicht wird um so leichter den neuen Ideen zu Statten kommen und die Realität derselben beschleunigen, wie es denn jetzt schon unverkennbar ist, daß durch die Aufhebung der Vorrechte gewisser Klassen die Gedanken der Gleichheit und die politischen Entwicklungen der letzten Zeit selbst zu diesen Proletariern gedrungen sind. — Wer hat früher etwas von dem Witze des Berliner Volkes, von der trotzigen Derbheit seines Charakters gehört?! — Es ist dies erst eine Folge der neuen Zeitverhältnisse, denn Jeder weiß, daß er Rechte empfangen hat, daß es Gesetze gibt, welche ihn vor dem Stock und vor willkürlichen Mißhandlungen schützen, wenn er nicht gemeine Verbrechen beging. Er fühlt einen gewissen Drang zur Gleichheit und zum Spotte gegen die Klassen, welche hochmüthig auf ihn hinabsehen, und es läßt sich nicht leugnen, daß bei einer gewissen allgemeinen Verständigkeit und lebhaftem Rechtssinn, wie bei der seltenen Fähigkeit im Volke, die Sprache in geschickten, treffenden Wendungen zu gebrauchen, und mit Schlagworten des Hohns und oft des schärfsten Witzes zu durchweben, die sogenannte Gutmüthigkeit sehr in den Hintergrund tritt. — Ist aber jene Gutmüthigkeit, welche man z. B. den unteren Klassen in Wien nachrühmt, jene gedankenlose sinnliche oder sinnlose Fröhlichkeit etwas so Wünschenswerthes? — Sie paart sich mit dem Knechtssinn, mit der allertiefsten moralischen Erniedrigung und Entsittlichung, und trotz aller Gutmüthigkeit mit der unverschämtesten und doch kriechendsten Bettelei und Betrügerei. — Gott sey Dank, daß hier nicht jeder schlechtweg bürgerliche ehrliche Mann: Euer Gnaden und Herr von genannt wird, daß man hier nicht das wienerische: Küß die Hand, kennt, und niemals etwa gar das Wort zur That macht. In den untersten Volksklassen Berlins wird das trotzige Wesen häufig zur Brutalität der Gemeinheit, die Derbheit zur rohen Unverschämtheit und die Gelenkigkeit der Zungen erprobt sich in Kämpfen, welche Ekel erregen können, die aber für das Volk höchst ergötzlich sind und häufig eine Klasse der öffentlichen Schauspiele auf Märkten, und in den Straßen bilden. Von beiden Seiten wird da Alles aufgeboten, um den Kreis der Lacher für sich zu gewinnen; diese aber nehmen gewöhnlich thätigen Antheil und tragen das Ihrige bei, um die besten Beschimpfungen und Witzworte erfinden zu helfen, bis

endlich die ganze Scene sich in eine Rauferei, oder, was weit häufiger ist, in eine allgemeine Verhöhnung des Besiegten auflöst.

In einem so leicht erregbaren Volke müssen mancherlei Sünden und Gebrechen herrschen und man weiß davon zu erzählen. Der Berliner ist verschrien genug als ein kecker Lügner, Lästerer und Großsprecher, er ist ein übermüthiger prahlerischer Gesell, neugierig und vorschnell über alle Maßen, denn wenn er den Hut auf ein Ohr setzt und den Arm in die Seite gestemmt hat, spricht er der ganzen Welt Hohn. Dabei ist er der Völlerei noch immer etwas mehr ergeben als gut ist; das Glas und die Pfeife, oder in neuster Zeit die Zigarre, dürfen nicht fehlen, wenn er gut gelaunt seyn soll. Tanz und Vergnügen liebt er sehr, aber es muß nach seiner Weise lustig dabei zugehen; es muß etwas zu necken, zu witzeln, zu verspotten geben. Auch ist er zank- und streitsüchtig um das Geringste und eifersüchtig in seinem Ruhm, wie in seiner Liebe, aber eben so leicht versöhnlich, denn es bedarf nur eines guten Wortes oder guten Witzes, so sind die Streitenden sofort die besten Freunde. — Was aber die Berliner selbst in den untern Klassen auszeichnet, ist ihr Rechtsgefühl, ihre Mildthätigkeit und der gänzliche Mangel jener Lust an Grausamkeiten, die man anderswo, z. B. besonders in Paris, findet. Der Unterdrückte, der Gemißhandelte, findet nirgend so leicht thätige Helfer wie hier. Es wäre in Berlin ganz unmöglich, daß etwa zwei über Einen herfielen, oder ein Schwacher von einem Starken lange gemißhandelt würde. Die Zulaufenden fragen nicht lange, wer im Recht sey; es ist genug, den Einen unterliegen zu sehen, um ihm Hülfe zu leisten. Dann kommt es zum Vortrag, zum heftigen Streit über Recht und Unrecht, es entstehen Parteien und die Folge ist oft ein allgemeines Gefecht über Dinge, die sonst Keinen etwas angehen. — Häufig sind die Berliner angeklagt worden, als seyen sie herzlos bei Unglücksfällen und statt zu helfen, höre man sie die Verunglückten heftig tadeln, nicht vorsichtiger und klüger gewesen zu seyn. — Das letzte ist allerdings richtig, aber ohne darum jenen Schluß zu rechtfertigen. Die vorherrschende Verständigkeit erzürnt sich über den Mangel an Vorsicht, ohne darum an der Hülfe sich hindern zu lassen; rücksichtslos aber macht sich jener lebhafte Unwille geltend, der nichts anders als rege Theilnahme für die Verunglückten ist, wenn Jemand die Veranlassung eines Unglücksfalles war. — Ich habe oft solche Scenen gesehen, wo z. B. ein Kind aus der Schaukel gefallen war und sich lebensgefährlich verletzte. Die Mutter fiel halb ohnmächtig zu Boden, ihr Schmerz war grenzenlos, aber wenige trösteten sie und halfen ihr, sie wurde von bittern Vor-

würfen überhäuft, ihr Kind elend gemacht zu haben. So übt auf den Straßen häufig das Volk eine handfeste Gerechtigkeit gegen Unvorsichtige, welche Unglück herbeiführen, oder bestraft Thierquälereien, Rohheiten und Betrügereien auf fühlbare Weise.

Einen gewissen militärischen Sinn von Pflicht und Ehre hat der allgemeine dreijährige Dienst hervorgerufen, und was man auch zum Theil sehr Begründetes gegen diese Soldatenzeit sagen mag, welche die Arbeitslust bei Vielen vermindert, die Sittenlosigkeit vermehrt und überall im Lande einen störrigen Geist des Widerspruchs erzeugen soll, der namentlich den Gutsbesitzern sehr unangenehm ist, Alles wiegt die Vortheile nicht auf, welche den jungen Leuten dadurch erwachsen, die Welt kennen zu lernen und ein Gefühl der Selbstständigkeit und ihrer Rechte zu erlangen. Nimmt man den niedrigsten Bodensatz der Bevölkerung aus, jene ewig Verlornen, so muß man sagen, daß sich der Fortschritt zum Bewußtseyn und zur besseren Entwicklung sehr merklich geltend macht. Aber selbst die Verworfenheit ist so schlimm nicht, als in anderen großen Städten. — Der Diebstahl, besonders die Taschendieberei, hat allerdings beträchtlich zugenommen, weit seltener aber sind gewaltsame Einbrüche, noch seltener Mord, und keine Gegend der Hauptstadt ist als unsicher eigentlich berüchtigt. Die Bemühungen des Staats um den Unterricht, die Bemühungen der vielen Gesellschaften wirken wohlthätig ein, und verringern doch wenigstens die Schattenseiten, welche die Culturentwicklungen großer Sammelplätze der Menschen nothwendig mit sich führen. — Die Aufklärung steigt in die Keller und klettert auf die höchsten Giebel, und diese allein kann doch wahre Besserung hervorbringen. Lesen und schreiben können selbst die Aermsten fast alle und mit diesen Künsten findet sich der Ehrgeiz ein, anständig zu seyn, wie man in Berlin sagt, und etwas zu werden. Wer hätte vor zwanzig Jahren wohl geglaubt, daß eine Höckerin in ihrem Keller oder ein Kutscher auf seinem Bock Bücher lesen und eifrige Förderer der schönen Litteratur seyn würden. Was sie lesen: Haspar a Spada oder die Mimili, darauf kömmt es zur Zeit nicht an. Haben doch diese Bücher einst den höchsten Klassen der Gesellschaft unsägliches Vergnügen gemacht! Wie aber die Neigung dazu überall fortschreitet, ist auch aus dem Auftauchen mancher Volksblätter in der letzten Zeit zu erkennen, welche in täglichen Auflagen von 20 bis 30,000 Exemplaren erscheinen und in allen Kreisen ihre Abnahme finden; etwas Unerhörtes noch vor kurzer Zeit. — Ein weiterer Fortschritt würde der seyn, daß diese Volksblätter auch die Sache des Volks verträten, daß sie ihm Licht über seinen Zustand verschafften; nicht blos Erzählungen

und Anekdoten brächten, sondern nützliche, belehrende Aufsätze lieferten, mit Freimüthigkeit Das, was ihm fehlt, erklärten, seine Leiden und Schicksale offenbarten und die Mittel zum Besserwerden aufdeckten. Hier treten aber unsere staatlichen Verhältnisse und die grausamen Wächter und Unterwächter, die Censoren, hemmend entgegen.

Der Sinn für litterarisches Wissen und Bekanntwerden mit dem Leben findet sich stärker noch in den Mittelklassen wieder, obgleich der eigentliche Nährstand natürlich vor allen Dingen der Nahrung nachgeht. Die materiellen Interessen müssen hier vorherrschend seyn, und die politische Erziehung, welche so jung für Deutschland ist, kann unmöglich als nationales und Volksbewußtseyn schon in der Masse leben. — Zwar sind diese Kreise der Bildung und des Bewußtseyns größer geworden; und die geistigen Interessen sind noch niemals so hoch gestiegen, als jetzt, aber das Volk ist doch erst spärlich von ihnen durchdrungen. Dennoch sind so viele Fortschritte nach allen Richtungen in den letzten dreißig Jahren geschehen, wie früher nicht in Jahrhunderten, und trotz des Seufzens und Geschreies über die Verderbniß und Gottlosigkeit der Zeiten, sind die Menschen wahrhaft sittlicher, christlicher, besser und ihres Namens würdiger geworden.

Der höhere Bürgerstand wendet viel auf die Erziehung seiner Kinder, und da Preußen auf Wissen und Lernen basirt ist, da in allen Klassen des Staatsdienstes nicht allein Examina verlangt werden, die nicht zu umgehen sind, da gewiß nur seltene Fälle vorkommen, wo nicht der Tüchtigste auch den Preis empfinge, da endlich auch überall im Leben Talent und Kenntnisse Achtung und Bewunderung finden: so ist man eifrig bemüht, diese Vorzüge zu erwecken. Auch die gewöhnliche Mittelklasse, der große Haufen der Erwerbsleute, fühlt diese Vorzüge sehr wohl. Sie haben alle einen Ehrgeiz, wenigstens eines ihrer Kinder klüger und geehrter zu sehen, es studiren zu lassen und in den Staatsdienst zu bringen. Theils ist Dies eine kluge Berechnung, denn der Beamtenstand hat Vortheile und gewisses Brod, theils ist es Eitelkeit, theils aber auch wirkliche Anerkennung der geistigen Bildung, und selbst jetzt, wo so wenig Aussichten sind, im Staatsdienste eine schnelle Laufbahn zu machen, oder durch Studien in irgend einem Fache, da alle überfüllt sind, Ruhm und Glück zu gründen, lassen Eltern ihre Söhne doch gern zu gelehrten Beschäftigungen greifen, wenn ihre Vermögensumstände Dies gestatten. Abgenommen hat die Leidenschaft dafür allerdings und zwar zum Heile des Ganzen, denn die Masse der Bildung ist nun so groß, daß sie der Staat nicht mehr konsumiren kann, und sie sich immer entschiedener auf die bürgerliche Gewerblichkeit werfen

muß. Das wohl eingerichtete Schulwesen erzieht eine Menge junger Männer, denen es mit den mancherlei Kenntnissen, bisher auch größtentheils eine aufgeklärte Gesinnung für allen Fortschritt mit auf den Lebensweg gegeben hat. — Indem nun ein wachsender Theil der Bildung in's Volk fließt, wird dies den modernen Zuständen auch näher gerückt, denn es bildet sich eine Klasse junger unterrichteter Bürger, die immer vortheilhafter auf das gewerbliche Leben einwirken, mit Hülfe der Gewerbefreiheit alle neue Erfindungen schnell benutzen, den bisherigen Handwerken eine fabrikartige Ausdehnung verleihen und durch ihre Kenntnisse ihrem Stande Achtung und Ansehen verschaffen. — Diese Klasse tüchtiger Bürger vermehrt sich schnell und wird bald auch in den städtischen Angelegenheiten sich geltend machen, zugleich aber muß sie auch aufmerksamer an Zeitfragen und Ereignissen theilnehmen.

Der gewöhnliche Bürger Berlins mag sich in seinen beschränkten Kreisen im Allgemeinen nicht viel um diese Dinge kümmern, er weiß doch immer etwas davon und in der jüngsten Zeit drangen zum ersten Male die Zeitfragen bis in die unteren Klassen, wo über die Anstellung mancher Beamten, über Adel und Pietismus mit großem Eifer gefochten wurde. Die drei politischen Zeitungen Berlins verbreiten sich täglich in mindestens dreißigtausend Exemplaren, von welchen ein Drittheil in der Hauptstadt bleibt, und das ist ein großes Zeichen des lebendigen Antheils, daß jetzt an keinem der vielen öffentlichen Orte, selbst in Kellern und gewöhnlichen Bierstuben, eine dieser Zeitungen fehlen darf. Traurig ist es freilich, daß es diesen Organen des Lebens nicht gestattet ist, über das zu sprechen, was uns am nächsten liegt, über unsere eigenen Verhältnisse. Wer erfahren will, was in Berlin vorgeht und nicht vorgeht, muß auswärtige Zeitungen lesen, und es gehört, wie es scheint, zu dem herrschenden Systeme, den höheren Klassen der Gesellschaft diesen Ausweg nicht vorzuenthalten, das sogenannte Volk aber in dieser Beziehung bei der glücklichen Unwissenheit zu lassen. Darum finden auch Theaterverhältnisse und kleine Streite über die Intriguen einer Schauspielerin oder über die Stimme einer Sängerin solche allgemeine Theilnahme. Die Menge findet hier einen Gegenstand, der ihr bekannt ist und sucht sich am Kleinen schadlos zu halten. Indeß dringen schon einzelne fremde Journale bis in jene großen Kreise und ganz besonders hat die Leipziger allgemeine Zeitung sich ihre große Verbreitung hier dadurch verschafft, daß sie gleichsam das Amt der Berliner Zeitungen übernahm und alle Vorgänge Berlins und Preußens oft in sehr freimüthiger Weise berichtete. Diese Freimüthigkeit besonders verschaffte ihr den Absatz, welchen sie nicht

ferner finden dürfte, wenn sie andere Wege einschlagen sollte, wie ihr dieß seit einiger Zeit zur Last gelegt wird.

Was das häusliche Leben dieser Mittelstände betrifft, so ist es ein arbeitsvolles und genügsames, und sicher ist in Berlin, wie im nördlichen Deutschland überhaupt, der größte gewerbliche Fleiß auch beim Einzelnen zu finden. Wir sind nicht so anhaltend thätig wie der Franzose, der weit mehr arbeitet, als der Deutsche, aber wir sind weit fleißiger als der Westen und Süden Deutschlands, wo der Handwerker noch nach der Sitte seiner Väter zum Frühstück ins Bier- oder Weinhaus geht und die schönsten Arbeitsstunden verfaulenzt. Eben so wenig sind wir so vergnügungsluftig wie der Süddeutsche, namentlich der Wiener, und selbst der Protestantismus vermehrt die Thätigkeit, denn unserer kirchlichen Fast- und Festtage sind wenige. Der Berliner ist neugierig, vergnügungssüchtig ist er nicht. Nur der kleinere Theil des Bürgerstandes, namentlich der ältere Theil, besucht abendlich zur Entschädigung seiner Mühen ein Wirthshaus. Liebe zur Häuslichkeit und zum Familienleben ist ein vorherrschender Zug aller Stände, aber wer auch ganz seinem Beruf und seinem Haus sich anschließt, einen Tag gibt es, der den Vergnügungen gewidmet ist, der Sonntag, und kein wahrer Berliner läßt sich den nehmen. Der herrschende Wohlstand macht, daß sehr viele Familien Equipagen halten. Wer die nicht hat, klettert für ein Paar Groschen auf einen der zahlreichen Personenwagen an irgend einem Thore, und läßt sich nach dem nächsten Dorfe bringen. Der Park wimmelt von geputzten Spaziergängern, aus den zahllosen Kaffeehäusern tönt überall Musik, die Tanzplätze öffnen sich, selbst bei der unmäßigsten Hitze, kurz es ist ein Tag, auf welchen Alles, was sechs Tage lang arbeiten muß, so Herr wie Knecht, seine Erwartungen setzt; und nun läuft, fährt, reitet oder schifft Alles den Fluß hinauf in den bunten Gondeln, die ihn nach dem beliebten Dörfchen Strahlow bringen, oder man arbeitet sich durch die grauwirbelnden Staubwolken, welche unter Wagenrädern und Hufen überall bis an die Wolken aufsteigen. So sieht man sie dann in dichtem Gedränge irgend eines beliebten Kaffeehauses sitzen, Kaffee trinken und schwatzen. Die Herren rauchen, trinken, finden ihre Bekannte, spielen Kegel, ein hier sehr beliebtes Spiel, oder Billard, wenn sie zur nobleren Gesellschaft gehören wollen. Die Damen mit ihren für eine ganze Epoche aufgesparten wirthschaftlichen und Familienneuigkeiten stricken, trinken Kaffee und bekritteln die Freundinnen. Endlich ißt man gemeinsam Abendbrod an irgend einem andern Orte, oder thut sich etwas zu gut, wie die Berliner sagen, die höhern Klassen in bessern Restaurationen, die unteren nach ihrer Weise, aber Alle tanzen, trinken und

essen, bis der Wochenlohn glücklich durchgebracht ist, und Alle trollen sich vergnügt, bringen ihre Frauen, Kinder oder Geliebten nach Haus und freuen sich auf den nächsten Sonntag. Dieß nennt man hier Sonntagsvergnügen, und unglaublich viele Menschen leben davon, denn die Zahl der Wirthschaften ist vor allen Thoren und an allen Orten sehr groß; jährlich entstehen neue, oft glänzende und geschmackvolle, und die meisten finden ihr Bestehen nur durch die Sonntagsgäste. — Den Berlinern die Sonntagsfreuden antasten, heißt ihr Leben fordern, und nichts konnte daher in neuester Zeit auch ihren Unwillen so sehr erregen, als das Gerücht von strengen Sonntagsgesetzen, Verbot der Musik, des Tanzes u. s. w., der zuletzt bei der bloßen Möglichkeit so allgemein ward, daß es die Regierung für nöthig fand, öffentlich die Unwahrheit jener Gerüchte zu erklären. — Ist im Sommer die Lust vor den Thoren, so wird sie in der rauhen Jahrszeit in die Stadt verlegt. Die untern Klassen halten sich dann um so eifriger an Musik und Tanz in den Wirthshäusern, oder sie besuchen auch das Paradies der Theater mit ihren Schätzchen, nehmen Lebensmittel und vor allen Dingen eine gut gefüllte Flasche mit, und pochen oder jubeln Beifall, je nachdem die Sache ihnen gefällt. Mit diesem Sonntagspublikum ist nicht zu spaßen, denn auch der größte Theil der übrigen Räume ist mit den noblern Theilnehmern der Gewerblichkeit gefüllt, die für ihr Geld so viel sehen und hören wollen, als irgend möglich ist. Die Lust am Schauspiel ist den Berlinern treu geblieben durch alle Umwandlungen der Zeiten; wie aber auch der Sinn der Mittelklassen für musikalische und deklamatorische Genüsse empfänglich ist, das beweisen nicht allein die vielen stark besuchten Konzerte, sondern auch die Stiftung großer Gesellschaften, wie z. B. der philharmonischen, in welcher sich vorherrschend jene Stände vereinen, und durch Musik und Deklamationen der besten Künstler Berlins, welche der Vorstand einladet, unterhalten werden. — Bei dem herrschenden Geschmack für Theater scheint es fast zu wenig, daß die Hauptstadt nur drei Bühnen besitzt, und in der That reichen diese auch des Sonntags bei weitem nicht aus, aber eben weil sich das vergnügliche Leben an diesem Tage so stark konzentrirt, die wahre Vergnügungssucht aber so gering ist, weil uns ein reicher Beamtenstand, ein reicher Adel fehlen, und die kritische Bildung in den höhern Klassen so vorherrschend, der Geschmack so wählend ist, können diese Bühnen sich nur durch bedeutende Zuschüsse aus der Kronkasse erhalten. Ueberdieß gibt es in Berlin drei Liebhabertheater, eine Erfindung des vorigen Jahrhunderts, Vereine von Herren und Damen, welche artige und selbst luxuriöse Privattheater errichtet haben, auf welchen sie sonntäglich

ihre mimiſchen Talente in kotzebueſchen und andern Luſtſpielen und Poſſen zum Beſten geben. — Auf dieſe Weiſe ſind ſechs Theater im Gange, und zu ihnen geſellen ſich andere Winterfreuden der Berliner, namentlich die ihnen eigenthümlichen Treibhausvergnügen. Die Natur hat uns ein rauhes Winterleben zugewieſen und ſtellt Eisblumen oft auf Monate an unſere Fenſter, um ſo inniger und allgemeiner iſt daher die Sehnſucht, durch Kunſt den Frühling zu erſetzen, und dieſe liebliche Kunſt iſt in Berlin Hunderte von Jahren alt. Sie iſt mit unſern Stammvätern aus Holland und den Niederlanden zu uns gekommen. Schon der große Kurfürſt legte Treibhäuſer an und im vorigen Jahrhundert war es bereits eines der allgemeinſten Vergnügungen der guten Geſellſchaft, bei Boucher's, Georges oder einem andern Kunſtgärtner unter Zitronen und Granaten, umringt von tauſend blühenden Gewächſen, im milden feuchten Klima einer beſſern Zone ſeinen Kaffee zu trinken. Jetzt iſt dieſe Sitte aber weit allgemeiner. Die Kunſtgärtner in den Blumenſtraßen werden wenig mehr beſucht, aber alle große Kaffeehäuſer haben ſogenannte Wintergärten, wie man die Treibhäuſer nun nennt, d. h. Glashäuſer mit Zitronenbäumen, hohen Mirthen und Blumen geſchmückt, wo an kleinen Tiſchen Kaffee getrunken und furchtbar geraucht wird. Zarte Damen, welche beim Anblick einer Pfeife zu Haus ohnmächtig werden, ſitzen hier im entſetzlichſten Qualm und befinden ſich ganz wohl dabei. Es gibt mehr als ein Dutzend ſolcher großer Rauch- und Blumenanſtalten und alle ſind des Sonntags von Tauſenden von Beſuchern ſo überfüllt, daß eine noch weit größere Zahl kein Unterkommen findet. — Die Liebe zu den Blumen iſt aber bei uns auch ein wichtiger Handelsartikel geworden. Nichts iſt lieblicher anzuſehen, als im Frühjahr die Märkte der Gärtner, welche als große farbige Beete erſcheinen mit Hyazinthen, Tulpen, Narziſſen, Krokus, Primeln und allen Kindern des Frühlings geſchmückt, welche aus dem Schnee, der oft noch dicht die ganze Stadt bedeckt, wie Hoffnungs- und Himmelszeichen hervorblicken. Knaben mit Körben und Tragen voll Blumen durchziehen dann auch alle Straßen und bieten ihre duftenden Waaren feil, welche ſo billig ſind, daß ſelbſt der Arme ſein Fenſterchen damit ſchmücken kann, und nicht leicht ein Hausſtand ſich findet, wo nicht wöchentlich für die Blumen einige Groſchen erſpart und verausgabt würden. Viele Privatleute treiben in ihren Gärten die Blumenzucht überdieß als Vergnügen, und wenn man durch die Straßen geht und die vielen mit ſchönen farbigen Blüthen bedeckten Fenſter ſieht, kann man an den theuern und zierlichen Gefäßen bemerken, daß es auch ein Luxusartikel iſt. Draußen aber in dem öſtlichſten Stadttheile iſt das

eigentliche Garten- und Blumenquartier. Dort gibt es ganze Straßen, wo man zwischen den hohen Zaunwänden der Gärten hingeht, und hier hat auch in neueſter Zeit, namentlich die Hyazinthenzucht, eine merkwürdige Ausdehnung erreicht. Es gibt hier Gärten, in welchen wirklich Millionen dieſer ſchönen Blumen erzogen und in ihrer Blüthenzeit im Freien Ausſtellungen veranſtaltet werden. Die Schaaren der Berliner wandern dann dort hinaus, laben ſich an Duft und Blüthen, zahlen einige Groſchen und erhalten Sträuße dafür. Mit den Zwiebeln aber wird ein ſo ausgedehnter Handel getrieben, daß die Blumenhändler in Harlem ſchon mehrmals Commiſſionen hieher geſchickt haben, welche den Schluß zogen, daß Berlin in Kurzem ſich des ganzen Handels bemächtigen werde, da Holland an Billigkeit nicht mit ihm konkurriren könne.

Bei einem Volke, das nicht leicht in Enthuſiasmus geräth, vielmehr eher über alle Exaltation ſpottet und dabei von leichtem Blut, den zeitlichen Vortheilen ſehr zugethan iſt, muß das Geld und ſein Gewinn in hoher Achtung ſtehen. Es iſt daher wohl zu begreifen, wie ein Theil des wohlhabenden Bürgerſtandes eine ſehr widerliche Beigabe dadurch erhält. Der Geldſtolz macht ſich mit der wachſenden Induſtrie, beſonders auf Koſten der Geburtsvorzüge, geltend; und die Armuth des größten Theils unſers Adels unterſtützt die allgemein herrſchende Anſicht, daß eine hübſche Anzahl vollgültiger Papiere beſſer ſey als ein vergilbter Stammbaum. Da aber dieſe doch von ihren Beſitzern, und zwar in neueſter Zeit im vermehrten Maße, erhaben über dieſe gemeine Anſchauung der Jetztzeit gehalten werden, ſo kann es nicht fehlen, daß eine gänzliche Abſonderung der vornehmen Welt von den Mittelſtänden erfolgt, welche ſich nirgend ſo ſcharf ausprägt, als hier. — Schon daß die öffentlichen Vergnügungsorte und der Sonntag von dieſer eingebildeten Vornehmheit in den Bann gethan ſind, muß eine ſtrenge Grenze zwiſchen ihnen ziehen. In Wien und München iſt es anders. Die vornehme Welt hat dort ihre Kreiſe für ſich, wohin kein ungeweihter Fuß dringen kann, aber ſie verſchmäht es durchaus nicht, an den Beluſtigungsorten der Menge zu erſcheinen, während man dieß hier gleichſam für eine Entwürdigung hält. Dieſe obere Klaſſe iſt, man muß es geſtehen, vielleicht die unliebenswürdigſte der Bevölkerung. Abgeſperrt faſt ganz in ihren Familiengeſellſchaften weiß ſie vom eigentlichen Leben blutwenig, und nur im Theater und in Konzerten wird ſie ſich in einer gemiſchten Geſellſchaft zeigen. Könnte ſie dieſe Abſonderung, wie die engliſche Ariſtokratie, mit ungeheurem Reichthum unterſtützen oder wäre eine vorzugsweis hohe Bildung die Urſache, ſo

möchte man durch die Gewalt des Geldes oder Geſchmacksverfeinerung dieſe anmaßende Richtung entſchuldigen. Hier iſt es aber theils Eitelkeit, theils Hochmuth, theils ein Gemiſch von Beidem, aus welchem der in Berlin vom Geringſten zum Höchſten gleich bedeutungsvolle Ausſpruch: „Es iſt nicht anſtändig!“ entſpringt. — Es iſt nicht anſtändig, ein öffentliches Lokal zu beſuchen; es iſt nicht anſtändig, ſich Sonntags zu zeigen; es iſt nicht anſtändig, ſich unter das Volk zu miſchen; es iſt überhaupt nicht anſtändig, in irgend eine Berührung mit der Maſſe zu gerathen, und ſo weiß man für jede Prüderie und jede Ausſchließung nichts als ein: Es iſt nicht anſtändig! — Wenn den Berlinern der Vorwurf gemacht werden kann, daß man bei ihnen die Steifheit des Soldatenweſens, die Langweiligkeit und Lächerlichkeit des gewöhnlichen Geſellſchaftstones und die nüchterne oder alberne Phraſeologie deſſelben vornehmlich finde, ſo müßten es dieſe Kreiſe ſeyn. Eigentliche Salons gibt es hier nicht. Politiſche Gegenſtände ſind in den Soireen dieſer Art entweder aus Rückſichten verboten oder ſie finden keinen Anklang; Wiſſenſchaften und Künſte, die wohl einige Berückſichtigung antreffen, geben nur einen ſchmalen Stoff, ſo bleibt das Spiel für die ältere, Tanz und Muſik für die jüngere Hälfte, die einzigen Aushülfen, nebſt jener Salonkonverſation, die vereinzelt eben ſo geiſtvoll und pikant ſeyn kann, wie ſie im Allgemeinen von beiden Geſchlechtern mit ſtehenden Fragen und Redensarten und aller genügſamen Selbſtgefälligkeit getrieben, fade und lächerlich wird. Je höher die Kreiſe, um ſo vorherrſchender wird das Vergnügen der Konverſation, die, wenn ſie mit der Grazie geübt wird, wie in Paris oder ſelbſt in Wien, einen reichen Erſatz in der Geſellſchaft geiſtreicher und ſchöner Damen bietet. Hier aber tritt ſehr merklich eine Nüchternheit und Förmlichkeit ein, und wiederum jene Anſtandsfrage, welche alle Freiheit der Bewegung einengt, ſo daß eine Art Erſtarrung auf den meiſten dieſer Geſellſchaften liegt. — Man nennt dieß Formenweſen Feinheit und guten Ton. Wer darin geboren und erzogen iſt, mag ſich damit verſöhnen, aber es entbehrt aller eigentlichen Würde und noch weit mehr aller Liebenswürdigkeit, indem es gegen wahrhaft feine Manieren und Sitten gehalten, eben jenen Don Ranudo-Anſtrich empfängt, der manchen dieſer Kreiſe den beſondern Ruf verſchafft hat. — Die Seele aller deutſchen Geſellſchaften iſt und bleibt aber die Verſorgung des Leibes mit guten Speiſen und Getränken, was bei uns auch redlich gehandhabt wird, beſonders in den reichen Bürgerſtänden, welche immer noch einen Theil der alten Gaſtfreundſchaft bewahrt haben und keinen ihrer Gäſte vor tiefer Nacht, des Weines voll und voll dankbarer Bewunderung gegen den wackern Wirth, ziehen laſſen wollen.

So ſtellen ſich nun die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft: Bureaukratie, Gelehrten, Künſtler und Bürgerthum, Geld- und Adelsariſtokratie nebeneinander, und ihre einzige Vermittlung iſt die allgemeine Bildung, das Reich jener geiſtigen Herrſchaft, vor welcher man zwar nicht den Reſpekt hat wie in Frankreich, aber doch Reſpekt genug, um trotz der hochmüthigen Sonderung und dem hier und dort von Neuem erwachenden Kaſtenweſen eine gewiſſe Art der Gleichheit vor dem Anſtandsgeſetz anzuerkennen. In den erſten Geſellſchaften, ſogar in denen des Hofes, findet man Gelehrte, Künſtler, die Bureaukratie, das Bürgerthum; bei reichen Banquiers erſcheinen die Notabilitäten aller Stände eben ſo wohl wie bei dem Miniſter, und ſo iſt es eigentlich doch nur jene Klaſſe von Menſchen, welche nichts lernen und nichts vergeſſen kann, die fortfährt, auch öffentlich die Anmaßungen zu bewahren, welche andere Klügere wenigſtens zu verſtecken wiſſen. — So trennt ſich alſo die ganze Geſellſchaft in zwei Klaſſen: in Gebildete und Ungebildete, und jene verſchafft Rechte, welche der Reichthum nicht geben kann. Der Mann von Talent und Geſchick weiß, daß ſeine Geburt nicht den geringſten Anſtoß erregt; der König ſelbſt zieht geiſtreiche und hochgebildete Männer ohne Ahnenprobe in ſeine Zirkel, und die angenehmſten Häuſer öffnen ſich gerne jedem jungen Manne, wenn er zu der großen privilegirten Klaſſe durch Studien und Bildung gehört. — Vor einiger Zeit hat man mit dem Geiſte und den ſogenannten geiſtreichen Geſellſchaften auch eine Art Spekulation getrieben. Es war das ſchöne Zeitalter der Kränzchen, der Singethees und der äſthetiſchen Damengeſellſchaften. Es war eine Modeſache, geiſtreich zu ſeyn, wie es jetzt Mode iſt, witzig zu heißen; man kann aber in beiden Manieren eben ſo langweilig als widerlich werden. Börne hat die äſthetiſchen Hofräthe und Referendäre gegeißelt, die Sonntagsperiode und ihren Wahnſinn; andere haben zur Genüge die Singethees und die geiſtreichen Kränzchen verſpottet, mehr aber noch hat ſeit dem Jahre 1830 die Durchrüttelung der politiſchen Ideen gethan. Man tanzt jetzt freilich nicht mehr ſo gern und die Damen klagen ſehr darüber, daß jene Ideen nicht allein den Herrn in die Köpfe, ſondern auch in die Beine gefahren ſind; aber das ganze Zeitalter iſt nachdenker geworden, trotz aller Witzeleien ernſter. Schleiermacher, deſſen Predigten einſt von dem ganzen geiſtreichen Schwarm beſucht wurden, um dann an den Theetiſchen homiletiſch enträthſelt und mit einer Art Verzückung für ungeheuer geiſtreich erklärt zu werden, obwohl der kleinſte Theil dieſen beredten feinen Dialektiker verſtand, dieſer Schleiermacher iſt todt. Auch Hegel iſt todt, dem es noch ärger erging, der ſo viel Aufſehen bei Staatsmännern,

Gelehrten und wiederum bei den Geistreichen machte, welche sich unendlich abquälten, das schreckliche An und für sich Sein, die schwierige Terminologie und die haarscharfen Gedankenunterschiede dieses großen Denkers und seines Systems zu verstehen. Was ihnen nicht glückte, das hat die Zeit übernommen. Sie hat die Folgerungen und Schlüsse verständlich übersetzt, am Leben der Völker manches deutlich gemacht, was darin der Menge dunkel entwickelt ward, anderes Großes vorbereitet, das sich noch erfüllen soll, und jene Faseleien großentheils glücklich überwunden.

So sind wir durch eine Reihe von Entwicklungen gegangen, aber nichts hat so sehr auf die geistigen Fortschritte gewirkt, als die Stiftung der Berliner Universität. Schleiermacher und Fichte übten hier den ersten großen Einfluß auf Gedanken und Gesinnung, bis Hegel sie ersetzte. Nicht genug zu sagen ist es aber auch, wie die verjüngte Regierung selbst und die einsichtsvollen Staatsmänner an ihrer Spitze die freien Bewegungen des Geistes förderten, mit welcher Liebe endlich der hochverehrte König seine Schöpfungen beschirmte und sich an deren Gedeihen erfreute. — Fragen wir nicht nach Dem, was zurückgehalten wurde, sehen wir auf Das, was wir gewonnen haben und so groß und fest begründet ist, daß selbst divergirende Ansichten über Volksbildung und Fortschritt des Ganzen wohl hemmen, aber nichts Wesentliches an der Erfüllung unserer Zukunft ändern können. — Man hat den Berlinern oft Anmaßung und das sogenannte hochmüthige Preußenthum vorgeworfen; aber ist es nicht ein verzeihlicher Stolz, einem Staate anzugehören, der sich so kräftig und freudig entwickelt hat, der so Großes gethan und welchem andere Völker so viele seiner Institutionen laut nachrühmen?! — Es ist ein Volksbewußtseyn erwacht, eine Begeisterung für das Vaterland, das aus Deutschlands Zersplitterung und aus tiefer Noth sich hervorzuringen wußte; das an der Spitze der Entwicklungen steht, von dem man das gemeinsame Wohl der Zukunft erwartet. — Und wer hat für eine Annäherung und Vereinigung der getrennten deutschen Stämme die ersten großen Schritte gethan? Wer hat den Zollverein gegründet und bringt dafür noch jetzt bedeutende Opfer? Wer hat zum ersten Male seit Jahrhunderten Deutschland von den trennenden hemmenden Fesseln der Grenzen, der Zölle und Münzen befreit; wer hat das Gefühl für ein gemeinsames großes Vaterland wieder erweckt, das nach Innen und Außen kräftig sich als Nation den Fremden gegenüber fühlt; wer wirkt für die immer innigere und unlöslichere Verbindung, für den wachsenden Wohlstand und die gemeinsam deutschen Interessen? — Einem solchen Staate kann man nicht nachsagen, daß er nicht deutsch und fortschreitend sey, und seine Hauptstadt,

in welcher alle Ideen der Gegenwart und des Fortschritts sich so groß-artig konzentriren, Berlin, der große Stapelplatz des neuen deutschen Lebens, der Mittelpunkt der Bildung, welche über das ganze Land verbreitet ist, kann unmöglich der Sitz eines steifen, aufgeblasenen Preußenthums seyn. — Schon die literarische Lebendigkeit muß dafür zeugen, die Künste und Wissenschaften, die Industrie, welche so bedeutend geworden ist. Wo wäre in Deutschland ein zweiter, ihm gleicher Sammelplatz so vieler geistvoller Männer aller Fächer, Staatsmänner, Gelehrter, Künstler und bedeutsamer Literaten? Wir sind im Streben begriffen, darin liegt unsere Zukunft; es ist eine Zeit der Vorbereitung, eine Zeit des Keimes, welche Blüthen und Früchten entgegen reift. — Berlin, welches vor dreißig Jahren vielleicht dreißig Buchhandlungen hatte, besitzt jetzt weit über hundert. Zu derselben Zeit gab es hier kaum einige der ersten Kaffeehäuser, wo man ein Paar belletristische Journale, und an politischen Zeitungen die Augsburger Allgemeine und den Hamburger Korrespondenten fand; jetzt findet man diese Blätter, die Leipziger Allgemeine und eine große Auswahl von Journalen vielleicht in hundert öffentlichen Lokalen aller Art; die Kaffeehäuser des ersten Ranges aber sind gezwungen, nicht allein sämmtliche deutsche Zeitungen und Tagsblätter von Belang zu halten, sondern auch die besten englischen und französischen Journale und überdieß juristische, kameralistische und andere wissenschaftliche Blätter. Es ist auch eine Eigenthümlichkeit Berlins, daß die großen Konditoreien die Stelle der Lesekabinette vertreten und zum Theil selbst eine Art politische Salons bilden. In ihnen versammeln sich zu gewissen Stunden Literaten, Beamte, Offiziere, Studenten, Männer aus allen Klassen, Kaufleute, Diplomaten, Gelehrte; selbst hohe Staatsbeamte treten hier ein, nehmen ihren Kaffee, durchfliegen die Zeitungen, finden ihre Freunde, tauschen Neuigkeiten aus, besprechen die Vorgänge und vermitteln ihre widerstrebenden Ansichten. Es ist dieß ein Surrogat für die uns fehlende Oeffentlichkeit und Preßfreiheit geworden, welche an keinem Orte dringender gewünscht werden kann, als hier. Daß es auch Männer gibt, die anderer Meinung sind, versteht sich von selbst; und namentlich ist es ein Theil des Beamtenstandes, der, wie überall in der Welt, keine andere Meinung, als die der hohen Vorgesetzten hat. — In einem bureaukratischen Staate, wie Preußen, wo die Beamtenhierarchie ein so geschlossenes Ganze bildet, wo der Einzelne so gern bemüht ist, sich zu empfehlen, um zu steigen, ist das auch ganz in der Ordnung. Dazu kömmt, daß der größte Theil unseres Beamtenstandes bei gewöhnlich zahlreichen Familien kein eigenes Vermögen besitzt; indeß will

ich keineswegs behaupten, daß nicht viele würdige und treffliche Männer ihre volle Freiheit des Urtheils unter allen Umständen bewahren, andere dieselben unter ein kluges Schweigen verstecken, wo es Noth thut. Diese herrschende Bureaukratie aber ist es nicht minder, welche Berlin in den Ruf des anmaßenden Preußenthums gebracht hat. Die vielen öffentlichen Behörden, die Ministerien und Verwaltungsbureaus haben uns allerdings reichlich mit Räthen und Angestellten gesegnet, deren Titulaturen durch alle Buchstaben des Alphabets gehen, und den Beamteten nebst zwei andern Uebeln: Titel- und Ordenssucht! eingebürgert haben. — Da ist selten Einer, der sich nicht nach dem Bändchen und Kreuzchen sehnt, oder dessen Ohr sich nicht um den Titel kitzelte. Im Allgemeinen ist dieser Ehrgeiz gewiß eine höchst lobenswerthe Sache, aber er kann zur leeren und anmaßenden Eitelkeit werden, der man Vieles opfert, und somit verderblich auf das Ganze wirken. Es ist dieß leider eine allgemeine Schwäche geworden, und wie weit sie ins Leben gedrungen ist, kann man daran erkennen, daß man gewöhnlich in Berlin nicht fragt: „Wie heißt der Mann?", sondern damit beginnt: „Was ist er?" — Ganz vorzüglich hat auch die Titelsucht das weibliche Geschlecht ergriffen, und viele Tausend Heirathen werden nicht etwa aus zärtlicher Liebe, sondern des Doctor- oder Professor-, Raths- oder Geheimenraths-Titels wegen geschlossen. Weitere Folgerungen aus diesen Verhältnissen kann man sich selbst ziehen. Da aber bisher an Orden- und Titelverleihungen kein Mangel gewesen ist, so hat die Sucht danach auch immer stärker und selbst in die unteren Volksklassen hinab um sich gegriffen, wie es denn überhaupt leider nicht zu leugnen ist, daß Eitelkeit und Gefallsucht, das Trachten nach blendendem Schein, Großthun, wie man in Berlin sagt, Hang zum müßigen Wohlleben und der prunkliebende Ehrgeiz sich zu überheben in einem bedeutenden Theil der höheren Klassen, und namentlich unter der weiblichen Welt, angetroffen wird. — Ein Hauptquell dieser Uebel liegt jedenfalls in der mangelhaften Erziehung des weiblichen Geschlechts, das wohl zur Erlernung fremder Sprachen, der Musik und mancher künstlichen Fertigkeit angehalten, aber auch vom Hauswesen entwöhnt, früh auf Bälle und in Gesellschaften geführt, eine Stellung erhält, welche sich mit ihren Ansprüchen an das Leben, mit ihren Glücksgütern und ihrem ganzen zukünftigen Geschick nicht verträgt. — Eine Folge davon sind nicht allein die häufigen unglücklichen Ehen und die Begünstigung der Unsittlichkeit, sondern auch die auffallend zunehmenden Eheloſen beider Geschlechter. Das Leben ist schwer, der Mann hat lange und tüchtig zu ringen, ehe er im Stande ist, sich sein

Haus zu bauen, gewöhnlich kann er erst in der Mitte der dreißiger Jahre hier daran denken; den verwöhnten Mädchen aber genügt ein bescheidenes Loos nicht, sie suchen eitel nach Titel und bequemem Leben und betrachten die Ehe als eine Versorgungsanstalt, den Mann als den Vergnügungs-, Putz- und Modenlieferanten. — Alle diese Leiden, wie die schweren Klagen über zunehmende Entsittlichung und Verarmung sind jedoch so schlimm nicht als sie scheinen. Theils sind sie eine nothwendige Folge der Entwicklungen, theils wird ihnen auch gerade durch diese entgegengearbeitet. Nur der beschränkte Sinn kann glauben, daß Frömmelei die Macht sey, um Laster zu tödten, der Pietismus gebraucht werden müsse, um eine alte Welt voll frommer Einfalt und Gläubigkeit, Herzensstille und Demuth zurückzuführen. Man hat Das in Berlin versucht und versucht es noch. Man öffnet dem Trug und der Heuchelei die Thore, um dem Himmel Seelen zu retten, und ruft den Fanatismus alter Zeiten herbei, um die fortrollende Weltgeschichte aufzuhalten. Aber was hat man bis jetzt bewirkt? Ein Haufen armer Leute und ein Paar Dutzend bekehrter alter Damen und Geheimräthe bilden die betenden Vereine; die Masse geht lachend vorüber, besucht die Theater nach wie vor, wirft sich in den Strudel des Lebens und des Vergnügens, beutet die Industrie und die modernen Ideen aus, baut Eisenbahnen und Dampfschiffe, ob der Fanatismus das Alles auch Satans Werke heißt, und die heillose Jugend stürzt sich sogar mit immer heißerem Eifer auf Geschichte der Völker, auf die aufklärenden Naturwissenschaften, auf Chemie und Maschinenbau, auf die politischen Zustände der Gegenwart, ach! sogar auf die schreckliche, zerstörende Wurzel aller Leiden auf Erden, auf die erstgeborne Tochter des bösen Feindes, auf die Philosophie!

„Und was", sagte Eduard lachend, „soll denn geschehen, um die Welt besser zu machen?"

„Gebt den Menschen die größte Freiheit zur Entwicklung aller ihrer Kräfte, so führt ihr sie zur höchsten erreichbaren Sittlichkeit und Vollkommenheit. Der wahrhaft freie Mensch ist am entferntesten von aller Willkühr. Sein höchstes Gesetz ist die Vernunft. Zwingt ihn nicht zurück, sondern heißt ihn vorwärtsgehen. Nur in dem Fortschritt, in der höchsten Aufklärung, in der freisten Entwicklung liegt die Heilung der Leiden, deren Schmerzen wir bei dem Kampfe zwischen dem Streben nach Vorwärts und den Anstrengungen nach Rückwärts um so mehr empfinden."

Und Berlin?!

„Ein berühmter Gelehrter“, erwiderte ich, „ſagte vor einiger Zeit, es ſey die Beſtimmung Preußens, an der Spitze dieſer Aufklärung und Deutſchlands zu ſtehen, in Waffen und Wiſſenſchaften gleich groß, und wie Pallas Athene ſtreitbar mit Beiden. Berlins Beſtimmung aber ſoll es ſeyn, ſich zum großen Waffenplatz aller Künſte, alles Wiſſens, aller Entfaltungen des Geiſtes und der materiellen Kräfte zu erheben. — Dann erſt wird es ſeinen Beruf erfüllen und als erſte deutſche Stadt, als Mittelpunkt des deutſchen Lebens, hiſtoriſch groß und bedeutſam, dem gemeinſamen Vaterlande zum Anhalt und Vorbild dienen.“

# Wilhelm von Chezy.

# Erinnerungen aus Wien.

(Aus den Jahren 1824 bis 1829).

---

Glücklich ist die Zeit, die keine anderen Erinnerungen noch kennt, als die aus der Kindheit ahnungsvollen Träumen; sie ist der dämmernde Morgen, dessen milder Strahl die Augenlieder des Schlummernden streift und mit freundlicher Gewalt öffnet, — sie ist der März, der mit dem Hauch des lauen Südwindes den weißen Schleier verweht, unter welchem schon vorwitzig emporstrebend die blanken Kelche der Schneeglöckchen erblühten, und der nun dem schwellenden Schoß der Erde die blauen Osterblümchen, die gelben Primeln und die duftigen Veilchen entlockt; wie aber dem Morgen der Tag, so folgen dem Lenz die Rosenzeit und der hohe Sommer, welcher die Blumen mit hellem heißem Sonnenschein versengt, um die Frucht der Rebe und was sonst der Herbst von reichen Gaben bringen soll, zu zeitigen. Wie ist das Jahr doch schon so alt, wann die Halme, sichelreif, die schweren Häupter senken, wann die Felder von Stoppeln starren, wann in den Gärten, Sonnenblumen, Dalien und Flor aus den Beeten hoch emporragend, ihre farbenreichen duftlosen Blüthen entfalten, und die bunten Astern in Knospen schießen, — wie ist der Mann doch schon so reich an welken Kränzen der Erinnerung in seines Lebens kräftigster Zeit!

Wo sind sie, die Genossen seines erwachenden Frühlings, die Gesellen bei Sang, Spiel und in waglicher Lust, die Vertrauten seiner ersten Liebe? Wie über seinem Haupt, ist die Zeit über den Ihrigen unaufhaltsam hingeschritten, hat das Geschick ihrer Viele unter seinem Tritt von Erz begraben, die Einen gebeugt, die Andern weit von dannen geschleudert. Wo sind die holdseligen Frauen und Mägdlein, deren Lächeln ihn entzückte, deren Zürnen um alle Schätze der Welt er nicht hätte verwirken mögen? Längst sind sie verblüht, und die von ihnen noch leben, wandeln einher als welkende oder verwelkte Matronen, trauern als einsame Trümmer; wohl dem, dessen Auge nimmermehr sie erschaut, um in dem trostlosen Anblick das Letzte, was aus schönen Tagen ihm geblieben: das Andenken ihres Glanzes und ihrer Blüthe, begraben zu müssen.

Es ist eigentlich noch gar nicht so lange her, daß wir achtzehn Jahre alt gewesen, meine Gespielen und ich, und dennoch sind wir schon sehr verarmt an holden Täuschungen und reich an Erinnerungen; ein neues Geschlecht ist, gleich Pilzen, wie über Nacht neben uns emporgeschossen, wir erblicken als Greise, die wir als rüstige Männer gekannt, ihre Kinder, die wir auf dem Arm getragen, als bräutliche Jungfrauen, und die größeren Mägdlein, die wir traulich an der Hand genommen, um zu ihnen niedergebeugt auf ihre klare Stirn einen väterlichen Kuß zu hauchen, haben ihre glücklichsten Stunden schon verlebt, sind Hausfrauen und Mütter geworden.

Und wie ein Alpenwanderer, der die steile Halde emporklimmt, lange bevor er den Gipfel erreicht, wo der Gletscher starrt und der ewige Schnee erglänzt, im Schatten einer grünen Buche rastend und hochaufathmend stille steht, um mit den Augen den zurückgelegten Weg zu messen und sich der Aussicht zu erfreuen, bei deren Anblick er sich nicht verhehlt, daß der Blick aus dem Thal zur Höhe an malerischer Ausbeute reicher ist, als von der Höhe zum Thal; so rast' auch ich einen kurzen Augenblick auf meinem Pfade, um rückwärts zu schauen und einige anmuthige Plätzchen zu betrachten, die mir in der Erinnerung noch so theuer sind.

---

Die herrliche Kaiserstadt am Donaustrande hat in ihrem Aeußern und in den Beziehungen des innern Lebens so mannichfache und rasche Umgestaltungen erfahren, daß jetzt schon Erinnerungen aus den Jahren 1824 bis 1829 zu den Klängen aus verschollener und vergessener Zeit

gehören, und Berichte über gesellschaftliche Zustände von dazumal wie graue Mährlein gemahnen. Oder klingt es euch nicht wundersam, wenn ihr vernehmt, daß kurz vor dem angegebenen Zeitraum das Auge mit Müh und Noth sich erst daran gewöhnt hatte, die Frauenkleider in Betreff der Taille nach dem Muster des sechszehnten Jahrhunderts zugeschnitten zu sehen, nachdem ihr von Kindesbeinen auf nichts anders erblickt, als das unmittelbar vom Busen abwärts fallende enganschließende und die natürliche Form zeichnende Gewand? Daß dazumal noch der Schnurrbart für ein Vorrecht des Soldaten, in Wien aber für das fast ausschließliche Abzeichen des Ungarn galt, die elegante Jugend den Backenbart spitz gegen den Mundwinkel hinzog, wie heutzutage kaum mehr Gevatter Schneider und Handschuhmacher, und schlotterige Pantalons ohne Stege trug? Ihr lächelt dieser Erwähnung, und habt hierin Unrecht; jede äußere Mode braucht gemeiniglich sechs bis zwölf Jahre, um von den höchsten Klassen der Gesellschaft bis in die Reihen des Pöbels sich zu verlieren, und dann beginnt die Zeit, in der sie zum geschichtlichen Anhaltspunkt der Erinnerung, zum äußerlichen Abzeichen eines vorübergegangenen innerlichen Lebens, eines ganzen Geschlechts wird, das die Tage seiner Jugend in Kleidern feierte, deren Schnitt dem nachfolgenden schon so fremd geworden. Und wie mit den Gewändern, geht es häufig mit Gedanken, Empfindungen und Ansichten, so daß kaum davon das Größte und Schönste von einem Zeitraum zu dem andern sich hinüberrettet.

---

Es ist schon fast nimmer wahr, daß Miguel von Braganza, der höchsten und theuersten Schwüre uneingedenk, auf seiner Väter Thron seiner Väter Vorrechte wieder eroberte, um sie zu mißbrauchen; wie lang also ist es vollends her, daß er zu Wien der bewunderte Götze des Tages war! Er glich einem glatten, dem Anschein nach gänzlich gezähmten Tiger, die Jünglinge drängten sich in seine Nähe, die Weiber waren in ihn vergafft und die starkausgeprägte Wildheit in seinen braunen, fremdartigen, aber regelmäßigen Zügen übte wunderbare Anziehungskraft, so wie die geheimnißvoll schauerliche Kunde der Vorfälle von Salvatierra nur einen Reiz mehr abgab. So soll auch heutzutag sein Bild noch das gefeiertste seyn in der überreichen Porträtsammlung jener schönen Henriette, deren schwarze Augen und üppige Formen einst der Gegenstand so vieler, nicht stets vergeblicher Seufzer gewesen.

---

Der Friede war dazumal noch jung, seine Segnungen hatten lange noch nicht die Wunden geheilt, welche die Kriege geschlagen, und lange noch nicht die schmerzlichen Erinnerungen verwischt; so gehörte zu den Spuren aus trüber Zeit und zu ihren Folgen eine gewisse Verarmung der Mittelklassen, welche, früher den Freuden einer etwas kostspieligen Geselligkeit ergeben, sich auf billigere Weise zu unterhalten suchen mußten, daher dem Theater mehr denn je vorher ihre Aufmerksamkeit und Gunst zuwendeten und dieser Richtung treu blieben, als bereits die Ursache, welche den ersten Anstoß dazu gegeben, nach und nach verschwand. In der regen Theilnahme der gesammten Bevölkerung ist der Grund des Emporblühens der Wiener Theater zu suchen, deren man, wie heute noch, fünf zählte: die zwei Hoftheater, an der Burg und am Kärnthnerthor, das Theater an der Wien, das Volkstheater in der Leopoldstadt und das Josephstädter.

Das Burgtheater hatte unter Schreivogels Leitung eine bis dahin nie geahnte Höhe erreicht, und neben der Tragödie wurde auch das bürgerliche Schauspiel und vor Allem das Konversationsstück mit der vollendetsten Meisterschaft zur Darstellung gebracht. Ifflands langweiliger Familienjammer, Kotzebues längst schon im Veralten begriffene, breitgetretene und langausgesponnene Komödien, Scribe's und anderer Franzosen lose Waare gewannen Reiz und Leben durch den Zauber genialer Kunst oder bis zum Unglaublichen gesteigerter Routine in der Ausführung. Aus der berühmten Mannheimer Schule lebten noch die Veteranen Koch und Krüger; und ihres Zeitgenossen begabte Tochter, die herrliche, seitdem durch einen allzufrühzeitigen Tod abgerufene Sophie Müller, entwickelte die schönsten Blüthen ihres reichen Talents. Noch erblick ich sie deutlich vor den Augen meiner Seele in ihrer ebenmäßigen, stolzen und kräftigen Gestalt, mit den edlen Zügen, den wundersamen veilchenblauen Augen und der zum tiefsten Herzen dringenden klangvollen Stimme; sie war eine große Künstlerin von allgemein anerkannter Geltung, dabei in ihren bürgerlichen und geselligen Verhältnissen von dem unbeflecktesten Ruf, eine Zierde der besten Gesellschaft, und statt, wie sonst wohl ihres Gleichen, von Anbetern umschwärmt, von einem Kreise ausgezeichneter Freunde umgeben. Anschütz stand im kräftigsten Mannesalter, zu ihm gesellte sich bald darauf Löwe, um das Fach jugendlicher Helden zu übernehmen, welchem weder der alternde Heurteur, noch Kettel oder gar Korn mit seinem gefrornen Liebäugeln gewachsen waren, obschon der Letztere in Liebhaberrollen eine starke, für frühere Genüsse dankbare Partei für sich hatte, wie denn überhaupt die Dankbarkeit ein hervorstechender schöner Zug im Charakter der Wiener ist.

Eine italienische Oper, wie Barbaja's Truppe im Kärnthnerthortheater sie ausführte, ist, wenigstens in Deutschland, nie gehört worden. Ein Verein von Sängern und Sängerinnen, wie Lablache, David, Donzelli, Rubini, die Fodor und Andere, deren Namen hier genannt zu werden wohl verdienten, ist schwerlich irgendwo wieder zusammengebracht worden; alle Fächer waren mit den ersten Talenten besetzt, und man behauptete, die Gagen der Künstler hätten sich so hoch belaufen, daß der Impressario trotz der hohen Eintrittspreise, der stets überfüllten Häuser und eines Zuschusses von Seiten des Hofes noch bedeutend verloren habe. Im Theater beim Kärnthnerthor machte, wie Haizinger, Henriette Sonntag die erste Schule durch, für sie komponirte Weber die Euryanthe, welche im Winter von $18^{23}/_{24}$ zuerst zur Aufführung kam, und damals einen nur zweifelhaften Erfolg errang, so daß schon die dritte, zum Benefiz der jugendlichen Sängerin bestimmte Vorstellung ziemlich leer blieb. Auf derselben Bühne pflückte späterhin Nannette Schechner ihre ersten Lorbern.

Das Theater an der Wien ging seinem Verfall entgegen, ich weiß nicht, aus welcher Ursache. Eigenthümer desselben war Graf Palffy, Direktor der bekannte Wilhelm Vogel. Nie hatte man bisher auf einer deutschen Bühne in höherer Vollendung jene Aeußerlichkeiten ausführen sehen, welche sich unter dem einen bezeichnenden Namen des Spektakels zusammenfassen lassen, wenn man unter Spektakel: Dekorationen, Costume, Maschinerie, Verwandlungen, Pferde, Tänze, Gruppen, Gefechte und Feuerwerk verstehen will, nebst allerlei Lärm und was sonst noch dazu gehört, um irgend ein Drama mit der Kunstfertigkeit einer Zauberpantomime darstellen zu können. Dabei gelangen der Direktion ein Paar glückliche Würfe: „Der Wolfsbrunnen", in welchem ein gewisser Mayrhofer den Wärwolf mit großem Beifall darstellte und, weil er jedesmal herausgerufen ward, von der dritten Vorstellung an auch auf dem Theaterzettel unter den Personen namentlich aufgeführt werden mußte, füllte in einem Winter etwa hundert Abende aus; „Hund und Leopard" gab ein ähnliches Kassenstück, und ein Gastrollenzyklus Eßlairs trug goldene Früchte. Die Bühne besaß auch ein Paar vielverheißende Talente an Rott und Fichtner, welche seitdem ihren Weg gemacht haben.

In der Leopoldstadt schalteten und walteten der geniale Raimund, der launige Ignaz Schuster, dem zu allen seinen Rollen sein Buckel so wohl anstand, daß mancher Fremde meinte, der Künstler habe sich den Auswuchs nur für den einen Abend mit gutem Vorbedacht angeschnallt,

und die Krones, jene übermächtige, lebenskräftige und zügellose Erscheinung, eine in das Wienerische übersetzte Philine.

Das fernentlegene Josephstädter Theater trug, wie jetzt noch, das Gepräge einer Provinzialbühne. Alles kam darauf zur Darstellung, neben „Maria Stuart" der „Fiaker als Marquis", neben dem „Diamanten des Geisterkönigs" das „Käthchen von Heilbronn", mit französischen Konversationsstücken Ballete und Pantomimen, und das Publikum der südwestlichen Vorstädte ward auf eine seinen Ansprüchen angemessene Weise auf der Höhe der theatralischen Erscheinungen in den übrigen „Welttheilen" Wiens erhalten, ohne die weite Wanderung dahin antreten zu müssen. Vielleicht wurden auch Opern in der Josephstadt aufgeführt.

---

Wenn jedoch die harten Zeiten unter jenem Theil der Bevölkerung, welcher die Freuden der Geselligkeit nur mit lieblichen Genüssen vereint sich zu denken vermochte, die Geselligkeit überhaupt in Abnahme gebracht hatte, so ist damit keineswegs gesagt, daß der geistige Verkehr unter den Gebildeten dadurch gelitten hätte; es gab lange schon vorher Leute genug, welche gar wohl begriffen, daß ein unter Gleichgesinnten mit Gespräch, Musik oder Vorlesen zugebrachter Abend ganz gut Schmäuse, Zechgelage und Tänze aufwiege, — Andere waren erst durch das Theater zu der Erkenntniß gekommen, daß es einen zur Erheiterung und Unterhaltung geeigneten geistigen Verkehr gebe, und so bildeten sich denn auch außerhalb der großen Welt häufig jene Kreise, die wenige Jahre zuvor in der Kaiserstadt noch so selten gewesen. Die Gäste kamen ohne Ansprüche, und da die Wiener viel zu viel gesunden Menschenverstand besitzen, um ein Gewerb daraus zu machen, sich geistreich zu zeigen, so war die Unterhaltung meistens unbefangen und daher behaglich; auch geschah es in solchen Versammlungen gar oft, daß neben dem Klavier ein Ball aus dem Stegreif sich entspann und den gemüthlichen Abend fröhlich schloß. Natürlich fehlten auch in dieser Art des geselligen Verkehrs die Lächerlichkeiten nicht; da gab es Vorlesungen, bei denen die Zuhörer gähnten oder einschliefen, theils weil ihnen das Vorgetragene zu hoch, theils weil es wirklich langweilig war, — da gab es musikalische Abende, in denen heillose Dilettanten mit unbarmherziger Unermüdlichkeit der Gäste Trommelfell zerquälten, — da gab es der Langeweile schrecklichste Schrecken: die unschuldigen Spiele. Dergleichen oder Aehnliches findet sich aber überall, in London wie in

Karlsruhe, nur mit dem Unterſchied, daß es zu Wien Auswege des Entrinnens gibt, die in Krähwinkel fehlen. Schilderungen geſelliger Albernheiten finden ſich in Caſtelli's Bildern aus dem Leben, und zum Theil, wenn auch ſehr verzerrt, in verſchiedenen Aufſätzen Saphirs; meine Aufgabe kann jedoch in dieſen der Erinnerung geweihten Blättern nicht ſeyn, darauf einzugehen, und zwar um ſo minder, da mir nicht einmal Muße und Raum gegönnt iſt, Alles deſſen zu gedenken, wovon zu ſprechen mir angenehm wäre, und was zu ſagen mir keine Rückſichten wehren.

---

Zwiſchen der eigentlichen großen Welt, der hoffähigen Geſellſchaft, die in Wien ſich ſtrenger, als ſonſt wo, abſchließt, und den Kreiſen zweiten Ranges ſtand wie vermittelnd das Haus des berühmten Orientaliſten Hammer mitten inne. In ſeinen Sälen fanden ſich alle fremde und einheimiſche Notabilitäten zuſammen, die vielleicht ſonſt kaum einen andern Berührungspunkt gefunden haben würden, als etwa an der Tafel eines Banquiers. Durch ſeine Dienſtverhältniſſe dem Hof, den höchſten Beamten der Krone und der Diplomatie nahe ſtehend, als Gelehrter, Dichter und Schriftſteller anerkannt und geſucht von ausgezeichneten Männern, welche aus allen Weltgegenden nach Wien kamen, durch eigene Reiſen mit der höchſten Geſellſchaft ganz Europa's befreundet und bekannt, zog Hammer auch durch ſeine eigenthümliche Perſönlichkeit an, durch ſein raſches entſchiedenes Benehmen, und durch eine Offenherzigkeit, die ſich oft nur allzu rückſichtslos ausſprach. Unter Häuſern zweiten Ranges verſteht man in der ariſtokratiſchen Kaiſerſtadt jene Kreiſe, die in Paris zu den erſten gehören, — mit einem Wort: „la haute finance"; und mit dieſer hatte ſich Hammer durch Heirath nahe befreundet. Von dieſen Kreiſen iſt jedoch im Allgemeinen nichts Beſonderes und Eigenthümliches zu ſagen, denn der europäiſche geſellige Verkehr großer Städte iſt im Ganzen immer wieder derſelbe, und eine Soiree zu Neapel bewegt ſich in ähnlichen Grundformen, wie eine zu Petersburg; dagegen trugen bei aller Eleganz der äußern Umgebung die Geſellſchaften im Hauſe des Ritters von Frank ein ſo ächt wieneriſches, gemüthlich bürgerliches Gepräge, daß ſie vor allen andern einer beſondern Erwähnung werth ſcheinen. Frank, von Freunden und Bekannten der Dicke zugenannt, war ein Wiener von altem Schrot und Korn, lebensfroh, gutmüthigen Herzens, luſtig, gaſtfreundlich ohne Prunk, voll guter Einfälle und von ſo ſprühendem Witz, daß manchmal

der böse Kopf das gute Herz in Schatten stellte, denn seine Zunge war durch keine Rücksicht zu bändigen, sobald es einen witzigen Ausspruch galt; er pflegte selbst zu sagen, er werde keines andern Todes verfahren, als an einem unterdrückten Scherz, und seine von ihm verfaßte Grabschrift schließt: „er ist an einem Bonmot erstickt". In der Stadt und auf seinem Landsitz in dem lieblichen Dornbach versammelte er zu fröhlicher belebter Unterhaltung zahlreiche Kreise um sich, denen Künstler aller Art einen eigenthümlichen Reiz verliehen, so wie aus ihnen alles Gespreizte, Ansprüche Erhebende streng verbannt war. Dabei war der dicke Frank der aufmerksamste Wirth von der Welt, wovon ein Beispiel: eine junge Anfängerin vom Theater, auf deren Gegenwart für den Nachmittag und Abend von der Gesellschaft gerechnet wurde, sagte in Dornbach bei Tisch, sie müsse frühzeitig zur Stadt zurück. Weshalb? — Die Intendanz habe ihr endlich auf vieles Bitten eine Rolle in der Jungfrau von Orleans anvertraut, und sie solle am Abend auftreten. Man gratulirte, wenn auch mißmuthig, und lachte dann, als endlich nach allerlei Kreuz- und Querfragen herauskam, die Rolle sey keine andere, als die des Pagen, der da zu sagen hat: „Der Herzog von Burgund hält seinen Einzug". Der Hausherr aber fertigte einen Boten zur Stadt ab und erwirkte der jungen Künstlerin Urlaub für den Abend, den sie dankbar annahm, da sie wohl fühlte, daß sie zu Dornbach eine glänzendere Rolle spielte, als die war, welcher sie entsagte. — Die ausgezeichneteren Mitglieder des Burgtheaters waren häufig in dem genannten Hause zu treffen, der alte Koch, Korn, Heurteur und die Löwe gerngesehene Gäste, Sophie Müller eine gefeierte Erscheinung darin.

Frank starb im kräftigsten Mannesalter von etwa 50 Jahren, doch nicht an einem Bonmot, sondern mit einem solchen auf den Lippen, an der wie eine Seuche dazumal grassirenden Heilmethode Leroy. Ein Sohn von ihm ist der in der literarischen Welt bekannte Dr. Gustav Frank.

---

Ein Brennpunkt literarischen Verkehrs war schon seit längerer Zeit das Haus der Schriftstellerin Karoline Pichler, deren Empfangsabende fast immer sehr zahlreich besucht waren, obschon sie weit draußen in der Alservorstadt, in einer der entlegensten Gegenden der weitläufigen Residenz, wohnte. Die Pichler war eine der seltenen Schriftstellerinnen, mit denen Männer und Frauen vergnüglich umgehen können; sie war nicht, wie das gar so häufig vorkommt, mit zu viel Geist und zu wenig Verstand begabt, sondern hatte vielmehr ihren natürlichen Mutterwitz

durchaus ungetrübt erhalten, und der Mangel an Phantasie, welcher in ihren Dichtungen, als sie noch gelesen wurden, so sehr auffiel, kam ihr um desto mehr im bürgerlichen und geselligen Leben zu gute; dabei war sie dazumal schon alt genug, um auch die letzten Ansprüche der eigenen äußern Erscheinung längst vergessen zu haben, erfreute sich einer gewissen geselligen Autorität, die sie mit angeborner Gutmüthigkeit handhabte, und als Schriftstellerin war sie so anspruchlos, daß selbst ihre Bescheidenheit nicht einmal gesucht erschien; gleichmüthig hatte sie die Erfolge ihres Wirkens hingenommen und ruhig sah sie ihre Zeit vorübergehen. Ihre Hausgenossen, Friedrich Schlegel mit seiner Frau, lebten mit der Pichler in näherm Umgang, besonders die Letztere. Bei dem Dichter des Alarkos hatte das Fett zwar nicht den Geist, aber doch die freie Bewegung desselben nach Außen überwachsen; im Innern lebte noch viel von der alten Kraft und davon kam auch manchmal etwas zum Vorschein, wann die sterbliche Hülle sich bei einer wohlbesetzten Tafel an Speis und Trank gesättigt hatte. Seine Frau war mit viel dichterischer Einbildungskraft begabt, von Natur aus eine fromme Seele, deren Eifer sich durch den Umstand gesteigert zu haben schien, daß sie bereits auf dem dritten Pfad zum Himmel wandelte; ihre Erscheinung hatte etwas Anziehendes, sobald nur der erste, durch eine schier fabelhafte Häßlichkeit hervorgebrachte Schreck überwunden war, — Dorothea trug das Judengesicht ihres Vaters Moses Mendelssohn. Die dunkle Stelle in ihrem Lebenslauf war, daß sie einst den eigenen Heerd, den Gatten und die Kinder verlassen, um dem Geliebten zu folgen; doch eben Das muß ihr, nach dem schönsten Ausspruch des Erlösers, vergeben werden, und war ihr sicherlich längst schon vergeben, als in neuester Zeit über ihrem frischen Grabhügel ein Paar Thoren einander in die Haare fielen, darüber Streit erhebend, ob sie recht oder unrecht gehandelt.

Im Hause der Pichler erlebte ich die Feuerprobe eines eben flügge gewordenen Dichters, den ich just nicht nennen will; doch bevor ich erzähle, was geschehen, bedarf ich einer Einleitung.

Der Frühling und die Jugend haben stets etwas an sich, das zu ihren Gunsten besticht, ob etwa auch ein neidischer Himmel Beide in Wolken und Nebel hülle. So auch ist es in der Kunst: ein jugendlicher aufstrebender Dichter oder eine Anzahl gleichzeitig erstehender treiben immer Blüthen, die mehr oder minder glänzen und duften, und deren eigentlichen Gehalt erst die Folgezeit erkennen lehrt. Ein solches Gepräge des Frühlings und der Verheißung trug in einem Zeitraum, den wir Alle erlebten, die wir jetzt darüber nachzudenken vermögen, denn er

dauerte lange genug, eine gewiſſe Schule der dramatiſchen Dichtkunſt. Der große Britte war der dichteriſchen Jugend Idol, und wer nur Anſpruch auf die gewöhnlichſte Bildung machte, mußte Shakſpeare wenigſtens vergöttern. Statt aber des Geprieſenen Streben ſelbſt zum Vorbild zu nehmen, wählten ſie ſeine Art und Weiſe zum Muſter, zum Theil in all ihrer rauhen Derbheit, ſo daß ſie, ohne die Anforderungen des Zeitalters zu erwägen, ſich in einem Pfuhl von Kernflüchen und noch Schlimmerem wälzten, nicht bedenkend, daß Shakſpeare, indem er für die Bühne ſeiner Zeit dichtete, unmöglich ſich dem Geſchmack einer fernen Zukunft bequemen konnte, wie ihnen zu thun oblag, welchen ſeine Zukunft zur Gegenwart gereift. Andere wieder überlegten doch wenigſtens, daß die engliſche Derbheit des ſechszehnten Jahrhunderts ſo wenig für ſie paſſe, als etwa Shakſpeares Kleid auf ihren Leib, und lenkten früher oder ſpäter ein, vorzüglich ſolche, die, in großen Hauptſtädten lebend, ſich in literariſche Salons eingebürgert hatten, deren Beifall ihnen für den unzweifelhafteſten Wegweiſer galt und wo ſie bei hellem Kerzenſchein im ſchwarzen Frack daſaßen, mit weißen Glaceehandſchuhen das glänzende Velin hielten und vorlaſen, um ein Lächeln der Damen buhlend, das ihnen für des Dichters höchſtes Ziel galt. Keiner wird ſie deßhalb verdammen, der ſelbſt einſt jung geweſen in einem Kreiſe geiſtreicher und liebenswürdiger Frauen, und mancher wird ihre innerſte Meinung verſtehen, wenn ihnen juſt zu ſolcher Zeit erhaben zarte Empfindungen, in bilderreiche Verſe eingekleidet, für die Hauptſache im Gedicht, und wohlgefeilte Verſe ſogar für eine Ueberflügelung Shakſpeares galten. Doch läßt ſich leicht ermeſſen, daß bei ſolcher Anſicht auch ein nicht ganz verwahrloſter Dichter, „berauſcht von des eigenen Liedes Wohllaut", in eine Art Träumerei gerathen konnte und für die weſentlichen Erforderniſſe ſeines Drama's ſo viel Gedanken und Kraft übrig behielt, als wohl unter Trillern und andern Kunſtſtücken eine gurgelnde Opernſängerin für den eigentlich dramatiſchen Theil ihrer Rolle. — Unter den Derben und den Eleganten hatten die Erſtgenannten den leichtern Ausweg, um auf eine beſſere Richtung zu gerathen, denn die wahre Kraft lernt ſich endlich ſelbſt beherrſchen und findet ſo die Anmuth, mit der ſie in ſelbſtgeſteckten Grenzen ſich bewege; doch iſt nur allzuoft die Wildheit und Unbändigkeit ein gemachtes Feuerwerk, ein bald verfliegender, gewaltſam angezechter Rauſch oder, noch ſchlimmer, nur eine vorgenommene Larve mit hochgeſchminkten Wangen, hinter der ein höchſt zahmes und nüchternes Antlitz ſich birgt. Einen ſchlimmern Stand hatten die Andern, „die gelben Handſchuhe", wie man heuzutage ſie nennen könnte, wenn

überhaupt in ihnen eine Flamme lebte und glühte, die aufwärts strebte, wie denn des Feuers Richtung aufwärts geht. Zwar konnten Ueberdruß und Langeweile nicht ausbleiben; aber es ist so schwer, sich loszureißen aus den Banden der Gewohnheit, so hart, einem als nah verheißenen Kranz zu entsagen, und hätt' ihn auch nur halbschlafend der greise bußfertige Verfasser der Lucinde verheißen, oder jener ritterthümliche Sänger, der freiwillig Lorbeern und Epheu auf jugendliche Stirnen drückt, als wüchsen ihm dergleichen unter jedem Schritt und Tritt. Auch ist es wahrlich nicht so leicht, den Weg zu verlassen, auf dem uns der Frauen Beifall lächelt, sogar wenn wir einsehen, daß es besser sey, ihn zu erkämpfen, als durch Ulrich Lichtensteins Dienst darum zu werben, und daß vielleicht am Sichersten und Ehrenvollsten Der die Weiber gewinnt, welcher für sie nicht dichtet.

Durch die derbe Schule war Er gelaufen und in der zarten angelangt; trotz Einem hatte Er Kärrner schwärmen und Königinnen in Flüchen sich verschwören und vermessen lassen, — jetzo war er erhaben, nebelte und schwebelte in den höchsten Sphären, pumpte die Gefühle, wie er meinte, aus der Seele tiefsten Tiefen, und hielt Blumen und Bilder für Gedanken und Empfindungen, wie die bunten Regenbogenstrahlen für Gemälde. Das gefiel seinen Freunden und Freundinnen zum Theil, zum andern Theil bestach sie die und jene Rücksicht, und alles Das, was uns verführt, einen nach Lob dürstenden Dichter zu loben; denn so leicht es ist, ein Werk am Schreibtisch zu tadeln, so schwer erscheint es, dem Verfasser ins Angesicht die Wahrheit zu sagen, besonders wenn wir ihm wohlwollen und dabei uns nicht die soldatische Offenherzigkeit zu Gebot steht, mit welcher ihm der wackere Zedlitz sagte: „Deine Gedichte sind Blüthen, keine Früchte, sie verheißen etwas, doch geben sie noch nicht viel, und was die Welt begehrt, ist ganz etwas anderes, als was Deine Gönner preisen". Das klang nun freilich nicht so ermunternd, als was der nachsichtige Freund darüber äußerte, der, obwohl er selber bereits die Prüfung überstanden: „„sich gedruckt zu sehen und dennoch nicht unsterblich zu seyn"", nicht verlernt hatte, in jeder Knospe schon die Rose, in jeder Blüthe die einstige Frucht zu erblicken und im Voraus zu genießen; es schmeichelte nicht dem Ohr, wie des Lobes Wohllaut von den Lippen der Freundin, welche unbedenklich dem Liebling ihrer Seele den Kranz auf die Stirn drückte, den er in ihren Augen längst verdient; es berauschte nicht, wie jener Beifall des Salons, der, wenn er zufällig auch nicht erheuchelt war, nur allzuoft der Ausdruck der Dankbarkeit für die einer bleiernen Stunde geliehenen Flügel, das Lächeln des Kindes bei einem einlullenden

Wiegenliede war, mit einem Wort: ein Erfolg, welcher die kleinliche Eitelkeit für einen Augenblick beschwichtigt, hinreichend für Leute, deren Ehrgeiz noch nicht nach dem Ziele strebt, vor Allen sich selbst genug zu thun, das Große, Gute und Schöne zu wollen, und die Bahn mehr um des Wettlaufs selber, als um des Preises willen zu betreten. — Seine junge Seele kannte auch noch nicht den Ehrgeiz oder hielt die nach schnellen und vielfachen Erfolgen lüsterne Eitelkeit dafür, und träumte sich glücklich in einer Täuschung, deren Grundvesten der Abend erschüttern sollte, von welchem verständlich berichten zu können ich dieser langen Ausschweifung zu bedürfen meinte.

Sein neues „Meisterwerk" war ein Trauerspiel, wie denn bekanntlich die von den wahren Schmerzen und Qualen des Daseyns noch wenig geängstete Jugend im weiten Reiche der Kunst gern zu den düstersten Schluchten und zu den tiefsten Abgründen hinabsteigt, an Graus und Schrecken sich erlabt und mit dem Tode liebäugelt. Der Held der Tragödie war der ritterliche Sänger der Lusiade, und der Dichter hatte genug Einsicht besessen, seinen Kamoens nicht nur leidend, jammernd und sterbend einzuführen, sondern ihn durch Kämpfe und Thaten bis zu dem beklagenswerthen Ende zu geleiten und ihn dann erst im Schwanenlied scheiden zu lassen. Der Freunde blindes Wohlwollen nannte Schreivogel einen Philister, weil er „dieser zarten und sinnigen Dichtung" die Annahme zur Darstellung auf dem Burgtheater versagte und von dem Beifall der Salons irre geleitet, glaubte der Dichter steif und fest, der einsichtsvolle Mann, welcher sich selbst und ihm nur eine Demüthigung erspare, wolle ihm einen verdienten Triumph vorenthalten. So erschien der verhängnißvolle Abend, zu welchem Karoline Pichler eine zahlreiche Gesellschaft zusammengebeten, die mit nicht geringen Erwartungen sich einfand, weil in gewissen Kreisen vielfach schon von der Dichtung die Rede gewesen, welche ihre gespannte Neugier nun befriedigen sollte. Als endlich der Thee getrunken und mit ihm die Neuigkeiten des Tages abgehandelt waren, kam die Reihe an das Vorlesen; die Stühle rückten zusammen, Titel und Personenverzeichniß waren des Breiteren erklärt, der erste Akt begann, nur wenig unterbrochen durch das Geflüster Derjenigen, welche noch hie und da eine beim Thee vergessene Bemerkung nachzutragen hatten; eben so glücklich gingen der zweite und die Hälfte des dritten Aktes vorüber, bis der Eintritt verspäteter Gäste eine Unterbrechung herbeiführte. Entschuldigungen, Bedauern ob des Versäumnisses, machten den Beginn, diesem folgte ein Gespräch über Das und Jenes, dann übernahm es eine „geistreiche" Dame, den Ankömmlingen den Inhalt

des versäumten Anfangs zu erzählen, und der Dichter saß dabei auf Kohlen, denn er erkannte klar und deutlich, daß die Erzählerin diesen Inhalt so wenig verstanden und begriffen, wie etwa ein Rezensent, der im Taglohn lobt oder tadelt; doch sagte er keine Sylbe, sondern las weiter, als die Störung vollkommen beseitigt war, und gelangte in den fünften Akt, dessen Anfang ein Geflüster des Dieners mit der Hausfrau störte, die etwas beunruhigt schien, wie Er leicht wahrnehmen konnte, da Er die oft vorgetragene Dichtung hinlänglich auswendig wußte, um über die Handschrift hinaus seine kleinen Beobachtungen anstellen zu können. Nach einer Weile winkte die Dame dem in einer Entfernung von drei oder vier Schritten ungeduldig harrenden Bedienten, der alsobald hinausstürmte, gleich darauf mit einem Geräusch, das alle Blicke auf ihn zog, mit einem riesigen Präsentirteller sich Bahn brach, und diesen klirrend auf den Tisch niedersetzte; auf dem gemalten Blech ruhte, umgeben von Untertassen und Theelöffeln, ein zierlich geformter Turban von Eis, dessen glänzende Außenseite in der Hitze des Salons ihre Frische zu verlieren und zu schmelzen begann, worüber ein wehmüthiger Ausdruck die Augen der Hausfrau umflorte, bis nach einer nicht allzulangen Zögerung ein plötzlicher Entschluß in ihnen aufblitzte, die Hände sich in Bewegung setzten und die Labung zu vertheilen begannen, so daß das Ende der Tragödie verloren ging, und in der Freude, noch unter dem Klappen der Untertassen und Löffel zum Schluß gelangt zu seyn, Niemand merkte, daß der Vorleser von den letzten Szenen wenigstens die Hälfte überschlagen hatte. Als er schwieg, brach der Beifall los und begannen die Lobpreisungen, — aber Beifall und Lob hatten ihren Zauber verloren; durch die Wunden, an welchen die Eitelkeit verblutete, zog die Erkenntniß ein, und da nun der junge Dichter fühlte, welche Thorheit es sey, fort und fort solch nichtigem Treiben sich hinzugeben, so beschloß er, eine würdigere Bahn zu betreten, und hat sich selber Wort gehalten. Also geschah es, daß ein kleiner Vorfall vollbrachte, was ernste Reden und tiefes Nachsinnen bisher nicht vermocht hatten: Ihm die Zweideutigkeit der Erfolge zu zeigen, welche sich am Theetisch erringen und ihn der eines namhaften Strebens würdigern Bahn zuzuführen.

Nur allzuoft sind es ähnliche Geringfügigkeiten, welche auf das Leben einen entscheidenden Einfluß üben, wie eine kleine, kaum wahrnehmbare Bewegung des Steuerruders die Richtung auch des größten Schiffes meistert.

Noch zweier Schriftstellerinnen will ich hier erwähnen, welche innerlich wie äußerlich in ganz verschiedenen Elementen lebten.

Regina Frohberg bewegte sich hauptsächlich in den Kreisen der jüdischen Aristokratie und hatte in ihrer Art und Weise des Lebens Vieles an sich, was an das Thun und Treiben jener Klasse von ältlichen Junggesellen erinnerte, die sich in einem geordneten Wohlstand und im geselligen Verkehr wohlgefallen, Besuche empfangen, ohne eigentlich ein Haus zu machen, und überall gern gesehen sind. Sie zeigte sich als eine kleine zierliche Figur, in der Dämmerung zwischen Jugend und Alter, stets in ausgesuchter Toilette, und der leichte belebte Ton ihres Umgangs entschädigte ihre näheren Bekannten für die undankbare Mühe des Lesens ihrer steifen Romane und öden Erzählungen, in denen statt der Menschen hölzerne Puppen an Drähten sich bewegen.

Den Gegensatz zu ihr in vielen Stücken bildete Josephine v. Perrin, geborne von Vogelsang, eine hochgewachsene stattliche Frau, noch „auf der hellen Seite der Vierzig", wie Kapitän Chamier sich ausdrücken würde, in den großartigen Zügen des regelmäßigen Antlitzes unverkennbare Spuren ehemaliger Schönheit, ernst, stolz und dabei dennoch von anmuthigen Formen im geselligen Verkehr, wie im Umgang mit ihren Freunden. Sie besaß eine lebhafte Einbildungskraft, von der sie sich vielleicht oft genug in ihren innersten Empfindungen, doch nicht leicht in ihrem äußerlichen Benehmen hinreißen ließ; ihre Gesinnung hatte viel Männliches, oft sogar etwas Schroffes, und sie verkehrte nicht so gern mit Frauen von gesetzten Jahren, als mit Männern, Jünglingen und Mädchen. Josephine Perrin ist eine geborne Wallonin, der deutschen wie der französischen Sprache in gleichem Grade mächtig; in der ersteren hat sie mehrere werthvolle Erzählungen, in der andern verschiedene Poesien in gebundener Rede geschrieben. Nicht leicht läßt sich ein angenehmerer Verkehr denken, als inmitten des Kreises, der sich in ihrer schmucklosen Wohnung versammelte; der nordischen Einfachheit im Aeußern gesellte sich hier die südliche angestammte Fröhlichkeit zu, und wenn die Musik auch einen wesentlichen Hebel der Unterhaltung bildete, so geschah dieß dennoch nicht in einem ermüdenden oder überlästigen Grade, nicht mit jener Zudringlichkeit des unerbittlichen Dilettantismus, vor dessen Wüthen die Flucht allein rettet. Der Verfasser dieser Zeilen zählt die belebten Abende in jenem Kreis zu seinen angenehmsten und liebsten Erinnerungen aus der Kaiserstadt.

Wenn einer oder der andere meiner Jugendgespielen zufällig diese Erinnerungen zu Gesicht bekommen sollte, so wird er sich vielleicht wundern, daß ich so wenig von Denen rede, mit denen ich am meisten und am allernächsten verkehrte, und allenfalls gar meinen, mehr als ein theures oder werthes Bild hätte sich von der Tafel meines Gedächtnisses verwischt, oder seine Umrisse wären wenigstens darauf unkenntlich geworden. Das wähne aber ja nicht, lieber Freund, und Du, unvergeßliche Freundin. Mein Gedächtniß ist treu und bewahrt euer Andenken, wie eine eherne Tafel die von scharfem Griffel ihr anvertraute Schrift; doch nenn' ich euch nicht Alle hier, weil diese Blätter nicht für uns allein geschrieben sind, und wo ich einen von euch nenne, geschieht es mit jener glatten Ruhe, mit welcher vor den Augen einer zahlreichen Versammlung auch die einander begrüßen, welche sich am nächsten stehen. Diese jungfräuliche Zurückhaltung steht wahrlich der Freundschaft so gut an, wie der Liebe.

---

Selbst in dem Wogen und Drängen einer großen Stadt finden die verwandten Geister sich zusammen, besonders unter dem regsamen Volk der Künstler. Auch gibt es für Dichter, Mahler und Musiker der Berührungspunkte so mancherlei, welche sich schon aus den Anforderungen der Geselligkeit ergeben, denen sich nicht leicht Einer entzieht, um sich auf einen ganz engen Kreis zu beschränken, wie Grillparzer, der dafür als menschenscheu verschrieen war, obschon mit Unrecht, wie Diejenigen wohl wußten, welche dieser tiefe, ernste und grübelnde Geist seines Vertrauens werth erachtete und wie auch ich erkannte, trotz dem, daß ich nur wenigemale mit ihm zur Red' und Antwort gekommen bin und eine weite Kluft von Jahren den Mann vom Jüngling trennte, die nur ein fortgesetzter Umgang hätte ausgleichen können. Dem Dichter der „Todtenkränze" stand ich schon etwas näher; wir begegneten einander oft, auch war Zedlitz, seiner freimüthigen Natur nach, zugänglich und kam dem Vertrauen mit Offenheit entgegen. Ein ächtfröhliches Wienerkind war Deinhardstein, übersprudelnd von Witz und Laune, dabei ohne den geringsten Rost von Falschheit, und auch in den Bedrängnissen seiner dazumal erst beginnenden Laufbahn stets frischen Muthes; doch lebte er sehr zurückgezogen, und wer seines Umgangs begehrte, mußte ihn aufsuchen. Apollonius von Maltitz sah durch seine Stellung als Diplomat sich in das Treiben der großen Welt verstrickt; Dichtkunst und Freundschaft gewährten ihm Erholung und Trost.

Der phantasiereiche Historienmaler Karl Ruß, Kustos der Gemäldesammlung im Belvedere, hatte einen Kreis von jungen Malern um sich vereinigt. Ruß war ein stets reger Geist, von einer fast fabelhaften Schöpfungskraft im Erfinden, doch fehlte seinen Bildern neben der ruhigen Klarheit auch die wohlgefällige Form, seine Färbung war grell, seine Zeichnung zwar kräftig, aber schroff, wobei seine allzuscharf ausgeprägte Deutschthümlichkeit ihn auf gewisse Weise der damals begünstigten Zeitrichtung feindselig gegenüberstellte, und der gereizte Widerspruch ihn vielleicht weiter führte, als er selbst von Anfang an zu gehen gedacht haben mochte. Zu der Zahl der häufig bei ihm sich einfindenden Künstler gehörte Moriz von Schwind, welchen Ruß schon dazumal für den begabtesten des jugendlichen Kreises erklärte, — ein Ausspruch, der seitdem mit glänzendem Erfolg sich bewährt hat. Schwind ist in neuester Zeit von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog Leopold von Baden mit dem Auftrag beehrt worden, in dem neuen Museum*) zu Karlsruhe ein großes Freskogemälde auszuführen, das bestimmt ist, die Gründung des Freiburger Domes zu feiern. Die Aufgabe sagt der tiefsinnig-epischen Phantasie dieses Künstlers, wie nicht so leicht eine andere, zu; auch sind die Kartons bereits vollendet, und die Ausführung soll im nächsten Frühjahr (1841) beginnen.

Schwind gehörte auch dem Kreise an, als dessen Mittelpunkt eine Zeit hindurch Franz Schubert, der Erfinder süßer Weisen, zu betrachten war, und welchem, nächst ihm, Eduard von Bauernfeld und der an Jahren um vieles ältere Johann Mayrhofer die vertrautesten Freunde waren. Bauernfelds Dramen bewegten sich noch in der ersten Formlosigkeit, mit unverkennbar aufgedrücktem Stempel Shakspear'schen Einflusses, während in den kleineren Dichtungen das Streben sichtbar war, sich der Göthe'schen Gesinnungsart anzuschließen, obschon weder den Dramen noch den andern Gedichten die Eigenthümlichkeit des Gedankens, der Auffassung und selbst des Styles fehlte und beide nichts weniger wie Nachahmungen waren. Mayrhofer hab' ich nicht näher gekannt und selbst kaum anderswo mit ihm gesprochen, als zu Linz, so daß er in Wien für mich ein zwar oftgenannter, aber unsichtbarer Genosse blieb; er war mürrischen Gemüthes, hypochondrisch und scheu, wogegen in dem kleinen breiten Musikus ewig das Feuer sprühte, das sich unter

*) Man bittet, diese von einem erhabenen Beschützer der Künste ins Leben gerufene Anstalt nicht mit dem Gebäude zu verwechseln, das, den gleichen Namen führend, der Geselligkeit geweiht ist.

einer phlegmatiſchen Außenſeite barg. Schubert verehrte Mädchen und Wein, doch hatte leider dieſe Neigung ſich in falſche Richtungen verirrt, aus denen er lebend nicht mehr ſich zurechtfand. Sobald das Blut der Rebe in ihm glühte, liebte er, in einem Winkel zurückgezogen ſich einer ſtillen behaglichen Wuth zu überlaſſen, in der er, wenn es möglich war, geräuſchlos irgend eine Zerſtörung anzurichten ſuchte, etwa unter Gläſern, Taſſen oder Tellern, wobei er zu ſchmunzeln und die Augen ganz klein zuſammenzudrücken pflegte. Ich hatte ihn längere Zeit hindurch gänzlich aus dem Geſicht verloren, als eines Abends im Winter von 1828 auf 1829 plötzlich in mir die Sehnſucht aufſtieg, einmal wieder eine Stunde mit Franz und ſeinen Freunden zu verplaudern, und ich mich aufmachte, ihn in jenem Kaffeehaus in der Blutgaſſe aufzuſuchen, wo er gewöhnlich zwiſchen fünf und ſieben Uhr, ſeine Pfeife rauchend, zu treffen war. Ich fand den kleinen Saal faſt leer, den wohlbekannten runden Tiſch unbeſetzt, und der Marqueur fragte mich: „Kommen Eure Gnaden ſchon von der Leicht*) zurück?“ — „Von welcher?“ fragte ich verwundert, und vernahm, daß Schubert vor zwei Tagen geſtorben war und an dieſem Abend beſtattet wurde. Er iſt nicht viel über dreißig Jahre alt geworden, und würde gewiß noch Treffliches und Großes geleiſtet haben; ſeine Lieder wurden außerhalb Wiens erſt nach ſeinem Tode allgemeiner verbreitet und anerkannt.

Zu Bauernfelds nähern Bekannten gehörte Ernſt von Feuchtersleben, dazumal Studioſus der Medizin, vielfach verkehrend mit Chriſtian Wilhelm Huber und Andreas Schuhmacher, in deren Geſellſchaft ich ihn kennen lernte. Der ältere Feuchtersleben, Eduard, Ernſt's Bruder, war durch beißenden Witz und durch die Leichtigkeit, mit der er ſeine Einfälle in epigrammatiſche Form goß, allgemein bekannt und theilweiſe gefürchtet; Ernſt's Richtung war eine mildere, doch offenbarte ſich ſchon früh in dem Jüngling der eigenthümliche Geiſt und das Gleichgewicht zwiſchen Verſtand und Phantaſie, vermöge deren es ihm ſpäter gelungen iſt, zu gleicher Zeit in der Wiſſenſchaft und in der Kunſt Vorzügliches zu leiſten, wenn man überhaupt, dem Sprachgebrauch folgend, die Medizin eine Wiſſenſchaft nennen will, da ſie doch eigentlich eine Kunſt iſt, zu welcher das Wiſſen nur den Weg bahnt. Er war im Thereſianum erzogen, in welchem er etwa zwölf Jahre ſeines Lebens, vom ſechſten bis zum achtzehnten, zugebracht, und der Zwang dieſer Anſtalt hatte, ſtatt ihn zu beugen, ſeinem von Natur trotzigen und ſtolzen Sinn

*) Provinziell für Leichenbegängniß.

nur um deſto ſtärkere Schnellkraft verliehen, welche, bevor ſie ſich ordnete, alle jene Uebertreibungen durchmachte, welche der Jugend ſo wohl anſtehen, ſobald ſie mit ihr auch vergähren.

Ihr habt ſie nicht vergeſſen, ihr lieben Genoſſen jener Zeit, die fröhlichen Stunden trauten Beiſammenſeyns, gewürzt von Luſt und Uebermuth, und dennoch nicht ohne jenen Beiſchmack hohen Ernſtes, welcher da nicht fehlen kann, wo der ſo natürlichen Schwärmerei der Jugend ſich die Weihe der Kunſt geſellt. Das Leben hat uns auseinandergeſprengt, wir ſind uns fremd geworden durch Raum und Zeit, vielleicht auch, wenn ich nicht irre, hie und da durch unvermeidliche harte Berührungen, die jedoch längſt verſchmerzt und vergeſſen wurden, denn in den Erinnerungen aus früher Zeit webt ein wunderſamer Zauber, welcher ſie nach und nach aller gröberen irdiſchen Stoffe entkleidet und ſie vergeiſtigt, gleichwie wir, theure Todte feiernd, ihrer Schwächen nimmer gedenken.

---

Die Grafſchaft Nieder-Wallſee mit dem ſchönen Schloß auf dem hohen Donauufer, ſechs Stunden unterhalb Linz, gehört Sr. Exzellenz dem Grafen Mathias Wickenburg, Oberſterblandſilberkämmerer, derzeit Gouverneur in Steyermark. Noch in den ſchönſten Jahren des reifen männlichen Alters, in den Vierzigen, ſteht jetzo der Graf ſchon ſeit längerer Zeit auf einer der höchſten Stufen des Staatsdienſtes; dazumal befand er ſich noch, ſo zu ſagen, im Anfang ſeiner Laufbahn, obſchon er in der Hierarchie des Dienſtes zu einem Range vorgerückt war, in welchem er ſich kaum von andern als ergrauten Collegen umgeben ſah. Nie hat es einen fähigeren und fleißigeren Beamten, nie einen liebenswürdigeren jungen Kavalier gegeben, als ihn, der auch in reiferen Jahren, im Strudel der wichtigſten Geſchäfte und in ſo erhabener Stellung, noch heutzutage freundlich Derer gedenkt, in deren Umgebung er ſich einſt gefallen. Solch treues Feſthalten an jugendlichen Neigungen findet ſich ſelten bei einem Mann, der unter ernſter und angeſtrengter Arbeit von Stufe zu Stufe äußern Glanzes klimmt, und indem ihm dieß eine gewiſſe innere Befriedigung gewähren dürfte, ehrt und ſchmeichelt es Die, welche ſich dadurch zum Danke verpflichtet fühlen.

Das Schloß Wallſee iſt weithin kenntlich durch ſeinen ſchlanken Thurm. Zu ſeinen Füßen rauſcht die Donau, die dicht mit Weidengebüſch bewachſenen Auen beſpülend, umgeben von fruchtbarem Hügelgelände, auf das von beiden Seiten in duftiger Ferne Gebirge

herniederschauen, im Norden die ragenden Grenzen Böheims, im Süden der Höhenzug, der von den Alpen sich gegen den Wienerwald niedersenkt. Die Herren von Waldsee, welche mit dem Habsburger Albrecht aus Schwaben nach Oesterreich kamen, haben die Burg erbaut oder doch ihr den Namen gegeben, welchen des Volkes weiche Mundart in Wallsee umgestaltet hat; ihr Wappen war der weiße Querbalken auf Schwarz, und vor Allen des Geschlechts hat Reinbrecht sich berühmt gemacht. Heutzutag sieht das Schloß ungefähr noch so aus, wie es auf einem Merianischen Kupferstich abgebildet zu schauen ist, nur daß die äußern Befestigungen, namentlich gegen die Donau hin, sich in anmuthige Gartenanlagen verwandelt haben.

In den Auen am Stromesufer geschah es, daß eines Morgens vor Sonnenaufgang ein herrschaftlicher Jäger auf dem Anstand plötzlich im Weidengebüsch ein Rauschen vernahm und über die grünen Zweige her das stolze Geweih eines starken Edelhirsches erkannte, der ganz vertraut gegen ihn einherzuziehen schien; er legte sich ins Feuer, fuhr unter dem Haupt so tief abwärts, als er für nöthig hielt, um das verborgene Wild sicher zu fällen, drückte bedächtig zielend los und der Hirsch stürzte, wie mit menschlicher Stimme einen Schrei ausstoßend, während die Schritte eines andern, unsichtbar entfliehenden Wesens im Dickicht raschelten. Zwei Wilderer hatten nämlich das edle Wild erlegt und indem sie es heimwärts trugen, der eine die Vorderläufe über die Achseln genommen und das Haupt mit aufgeregten Stangen auf seinem Schädel ruhen lassen; diesen nun hatte das Schützenblei tödtlich getroffen.

---

Das freundliche Baden ist schier eine Vorstadt Wiens zu nennen; die Badgäste und andere Besucher kommen fast ausschließlich aus der Residenz, und unter ihrer Masse verschwinden Diejenigen, deren Weg sie von weiter her führte. Hart bei der Ebene, am Fuße der Waldberge, zwischen der Schwechat und dem steilen Abhang der letzten vom Gebirgsstock auslaufenden Hügel, steht die anmuthige Stadt mit ihren hübschen Häusern, mit den nicht überall nach der Schnur gezogenen und daher um so malerischern Straßen; sie war erst aus der Asche neu erstanden, nachdem ein furchtbarer Brand sie gänzlich verheert, dem man um so minder hatte Einhalt thun können, als die Schindeldächer von dem den Thermen entqualmenden Schwefel überzogen, die Löschanstalten nicht in gehöriger Bereitschaft gewesen waren, welch letztern Umstand der Bürgermeister damit entschuldigte, daß er noch eine

Stunde vor dem Brand auch nicht das Geringste davon gewußt und also keine Zeit gehabt hätte, Vorkehrungen zu treffen, — nun waren die Dächer mit Ziegeln gedeckt und den mit den Löschanstalten Betrauten die strengste Weisung ertheilt, die Spritzen immerdar in solchem Stande zu erhalten, als sey Feuerlärm für die nächste Minute angesagt. — Ganz Baden ist stets in eine Atmosphäre von Schwefel gehüllt, von welchem die Ringe an der Hand und selbst die in den Zimmern verwahrten Geschmeide anlaufen, doch thut dieser Dunst der Brust nicht weh und bringt sogar bei Brustkranken eher eine wohlthätige als nachtheilige Wirkung hervor. Die warmen Quellen sind in vielen Leiden von wundersamer Heilkraft, helfen gegen Lähmungen, Gicht und Rheumatismen, und heben, wie ich an mir selbst erfahren, jene krankhaften Störungen, welche man mit dem allgemeinen Namen der Skropheln bezeichnet. Das Baden selbst ist sehr angenehm; in einem großen Bassin, von dessen gedieltem, vielfach durchlöcherten Boden das Wasser, in Blasen champagnerartig schäumend, aufsteigt, um oben durch eine Rinne wieder abzulaufen, versammelt sich in ihren langen Badmänteln die Gesellschaft, Damen und Herrn. Im Anfang stößt mancher sich an diesen Umstand, weil in der Phantasie die Begriffe von Baden und dem Zustand unzureichender Bekleidung sich fast unwillkührlich zu Einem verbinden; sobald man aber bemerkt, daß die Badenden, vor allen die Damen, noch strenger verhüllt sind, als in ihren gewöhnlichen Kleidern, so hebt sich bald jeglicher Anstoß um so leichter, als die Vorkehrungen zum Ein- und Austritt nichts zu wünschen übrig lassen und selbst dem eigenen Geschlecht gegenüber das strengste Zartgefühl keinerlei Verletzung sich ausgesetzt sieht. Von Mittag bis etwa zwei Uhr versammelte sich die schöne Welt in der schattigen Allee des Parks, in dessen großem Khiosk Musik ertönte, die sich auch an manchen Abenden wiederholte; des Nachmittags zwischen drei und sechs Uhr war das allgemeine Stelldichein auf der Wiese im reizenden Helenenthal; in der Reunion wurde gewöhnlich Sonntags nach dem Theater getanzt. Von einer Gesellschaft im „exklusiven" Sinn, wie sie vorzüglich bei uns in Baden-Baden vorherrscht, war freilich dort keine Rede; die Gesellschaft verschwand im Publikum, es herrschte in manchen Beziehungen eine Art Maskenfreiheit, und mehr als einmal habe ich auf der Reunion inmitten ehrsamer Frauen und Töchter aus dem Handels- und Beamtenstande das „Tausenguldenkraut", die oben schon erwähnte „schöne Henriette" und andere allgemein bekannte Damen tanzen sehen, ohne daß irgend wer den geringsten Anstoß daran genommen hätte, so wenig, als auf den Subskriptionsbällen im Redoutensaal zu Wien selbst. —

Einmal nur entstand eine Art von Skandal; ein Fremder, entzückt von der Anmuth seiner ihm unbekannten Tänzerin, küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, nachdem er sie zu ihrem Sitz zurückgebracht, worüber alle Anwesenden in ein so lautes Gelächter ausbrachen, daß die Schöne sich bewogen fand, den Saal zu verlassen.

Baden ist der von den Wienern am meisten begünstigte Sommeraufenthalt, namentlich bringen Familien, welche der Himmel mit mehreren Töchtern gesegnet hat, oft große Opfer und unterwerfen sich das ganze Jahr hindurch ungewohnten Einschränkungen, um einige Wochen hindurch dort mit einem gewissen Glanz auftreten zu können. Auch einem Fremden wird es nicht schwer, ohne alle Empfehlungen angenehme Verbindungen anzuknüpfen; der lebensfrohe Wiener ist in Baden noch um Vieles liebenswürdiger, als selbst zu Hause.

---

Unmöglich kann ich diese flüchtigen Umrisse, Bruchstücke aus Bruchstücken alter Erinnerungen, schließen, ohne noch einer befreundeten Gestalt zu erwähnen, welche auch einem größern Kreis der Aufmerksamkeit werth scheinen dürfte.

Joseph Dessauer war aus Prag, seiner Vaterstadt, nach Wien gezogen. Er ist als Liederkompositeur nicht unbekannt geblieben, seine Melodien sind leicht, anmuthig und harmonisch und zeugen von einem außerordentlichen Talent, so wie er in der Handhabung seines Instruments, des Fortepianos, eine Fertigkeit besitzt, welche ihn in die Reihe der ersten Virtuosen gestellt haben würde, wenn ihn die Noth gezwungen hätte, mit strengem Ernst sich darauf zu verlegen, statt daß er, von Haus aus wohlhabend, im Verhältniß zu seiner Lebensweise und bürgerlichen Stellung sogar sehr reich war und dabei sich nicht von dem kräftigen rastlosen Eifer beseelt fühlte, der in seinem Stammesgenossen Meyerbeer lebt, sondern vielmehr es liebte, ein behagliches, theils träumerisches, theils in den Zerstreuungen der Geselligkeit sich zersplitterndes Leben zu führen, sicherlich das glücklichste Daseyn für einen Künstler, den kein Ehrgeiz stachelt und spornt und der in seiner Kunst nur für sich und seine nächsten Umgebungen die Befriedigung harmloser Freude sucht und findet. Das Bewunderungswürdigste an Dessauer schien sein so ganz ungewöhnliches Gedächtniß; da war kein Werk großer Meister, vielleicht kaum irgend ein ausgezeichnetes Musikstück überhaupt, das er nicht im Ganzen wie im Einzelnen auswendig gewußt, das er nicht in jeglichem Augenblick so zu sagen in getreuer Uebersetzung am Flügel hätte vortragen können, da er, was zu erwähnen vielleicht

überflüſſig ſcheint, nicht nöthig hatte, ſich an einen gegebenen Klavierauszug zu binden, ſondern ſtets die Muſik in ihrer eigenſten Geſtalt ihm gegenwärtig war und er in freiem und daher bezauberndem Vortrag den Gegenſtand auffaßte, wie der Augenblick es ihm eingab. Sein Lieblingsgedanke war, eine Oper zu ſchreiben, und er hat in jüngſter Zeit dieß wirklich gethan, zum Erſtaunen ſeiner Freunde, welche ihm nicht leicht ſolchen Aufwand von Fleiß zugetraut hätten. — Zu ſeinen Bekannten gehörte der Graf Heuſſenſtamm, ein verunglückter Dichter, aber ſonſt ein Männlein von anmuthigen Formen des Umgangs, gebildet und muſikaliſch, jedoch überzart und einer Sinnpflanze vergleichbar, ein Uebelſtand, der ſich wohl nur von ſeiner krankhaften Körperbeſchaffenheit herſchreiben mochte.

---

Nun flattert hin in alle Welt, ihr Blättlein aus einem ungeſchriebenen Tagebuch. Der Sturm riß euch ſpielend von einem Baum, welcher neben grünen Schößlingen des welkenden Laubes noch mehr trägt, das loſe nur noch an den Zweigen haftet. Der Himmel allein weiß, wohin ihr euch verirren werdet.

---

Eduard Beurmann.

# Rügen, Uſedom und Wollin.

Von wunderbarer Wirkung iſt der Anblick der alten Armorika, der nachherigen Bretagne; wenn in Afrika die letzten Ueberbleibſel der karthaginienſiſchen Majeſtät geſchwunden ſind, ſo findet man im weſtlichen Europa, in Holland und in eben jener Armorika, wohin die karthaginienſiſchen Kolonien, die Säulen des Herkules vorüberſchiffend, ihre Richtung nahmen, noch heute nicht nur Spuren der Sprache der Phönizier, der Väter der Karthager, ſondern auch todte Denkmäler, die die Jahrhunderte überdauerten. Die celtiſche Urſprache ſoll — ſo behaupten franzöſiſche Etymologen, denen ich freilich auf das Wort glauben muß — mit fremden Wörtern gemiſcht ſeyn, die bis zu jener Zeit hinaufreichen, als Dido, nachdem ſie mit Pygmalion in Streit gerathen war, mit Barka und Anna auswanderte aus Phönizien und Karthago gründete. Wie geſagt, man muß dieſe Verwandtſchaft der Celten am ſandigen Ufer der Bretagne, die man in Paris nicht beſſer verſteht, als Deutſche, glauben, aber der karthaginienſiſche Saturn wurde der celtiſche Teutates und die rohen Monumente der alten Armorika haben den geheimnißvollen Ton und den hieroglyphiſchen Ausdruck vom Lande Egypten; und jenes koloſſale und ewige Buch, deſſen Sinn die Jahrhunderte vernichtet haben und wovon jeder Buchſtabe

ein Obelisk aus Granit ist, jenes hieroglyphische Denkmal bei Carnac wird von den Antiquitäten-Kundigen, die gern den fernsten und poetischsten Beziehungen nachspüren, aus der karthaginiensischen Schifffahrt hergeleitet, die siegreich die spanische Halbinsel überflügelte und von der Victor Hugo gern vermuthen lassen möchte, daß sie bis zu dem südlichen Amerika gedrungen sey, wo Columbus nach so vielen Jahrhunderten den Sonnenkultus in seiner Blüthe wieder gefunden hat, den assyrischen Belus, den persischen Mithra, wo es selbst Töchter der Sonne gab, Vestalen, Trümmer des asiatischen und afrikanischen Priesterthums, die auch Rom von Karthago entlehnte.

Was mich betrifft, so möchte ich gerade nicht in jenen Steinalleen von Erdeven und Carnac so weit reichende Anfänge erblicken, die, wie gesagt, Einige auf die Phönizier, die Herr v. Cambry auf die Karthaginienser, Herr Masù auf die Hebräer (?), Herr v. Robien auf die Griechen und Herr v. Sauvagère auf die Egypter bezieht, weil man nicht nur in der Bretagne ein Carnac mit hieroglyphischen Denkmälern finde, sondern auch ein Karnac bei dem egyptischen Theben. Mögen hier immer fremde und ausländische Einwirkungen stattgefunden haben, so sind doch die gewaltigen Steinalleen in der Bretagne im Einzelnen nicht verschieden von den gewaltigen Steinkreisen auf Rügen, die man als Opferplätze und Gräber der alten Ruganer angesehen hat; denn beide Bestimmungen ergänzten sich gegenseitig, und Gräber und Opferplätze finden sich häufig beisammen. Also warum sollten nicht jene Denkmäler in der Bretagne unmittelbar in der Druidenzeit fußen, wie die ruganischen Denkmäler in der slavisch-wendischen? Wenn die Heiligthümer Rügen auf die nordische Mythologie zurückführen, so können allerdings die celtischen Heiligthümer in der Bretagne aus Asien hergeleitet werden, woher die Celten selbst in diese Gegenden gelangten, denn man behauptet von ihnen, daß sie bereits zu Tarquinius Priscus Zeiten nach Oberitalien, Spanien und in die Bretagne ausgewandert seyen. Aber die Denkmäler in der Bretagne haben, wenn nicht den Styl, doch die symbolische Bedeutung vor denen in Rügen voraus, man hat die Steinalleen von Erdeven und Carnac mit den Sphinxalleen des alten Thebens in Verbindung gebracht, und bei den wunderlichen Steinen, womit die Dolmens der Bretagne bedeckt sind, an die Hieroglyphen Egyptens gedacht. Die Priesterherrschaft, von der uns Cäsar in der Bretagne Nachricht gibt, findet man ganz in derselben Weise auf Rügen wieder, und die Gräber, die man dort geöffnet hat, gleichen den rügischen Steinkisten gar sehr. Auch die Slaven wanderten aus Asien ein, und wenn ich auch nicht

behaupten will, daß nur irgendwie innere Beziehungen zwischen den Wenden der alten Rugia und den Celten in der Bretagne stattfinden, so ist es doch auffällig, daß sich in der Nähe der Steinalleen von Erdeven ein kleiner Teich oder Sumpf befindet, an dessen Nordseite eine Art Wall liegt, und daß Teich und Wall fast eine ähnliche Anschauung gewähren, wie sie der Herthasee auf Rügen bietet. Ich will in der Bretagne nicht den Herthadienst nachweisen, aber von der heiligen Anna (einer christlichen Hertha) sagt der bretagneſche Bauer dieſelben Worte, die der Ruganer noch heutzutage von der „Mutter Hertha" gebraucht:

Die heilige Anna bringt Gras,
Und füllet Scheunen und Faß,

eine Ueberzeugung, die dem Beutel des Biſchofs von Vannes jährlich an 50,000 Franks einbringen ſoll. Wenn man ſich auf der Oberfläche der Kritik bei antiquariſchen Unterſuchungen halten könnte, ſo möchte man in der chriſtlichen Anna eine verchriſtlichte Hertha wiederfinden, wie man auf Rügen aus dem heidniſchen Swantewit einen chriſtlichen Veit gemacht hat. Ich führe dieſe Uebereinſtimmungen nur an, um die äußeren Beziehungen der Bretagne zu Pommern nachzuweiſen.

Von ſo wunderbarem und geheimnißvollem Kolorit, wie die Bretagne, iſt Pommern gerade nicht, aber Pommern iſt eine Art deutſcher Bretagne, wenn man die ſandigen Küſten und die Hünengräber und die geſchichtlichen Beziehungen berückſichtigt. Nicht daß dieſer Landſtrich bis nach Afrika und Aſien ſeine Anfänge hinaufleitete, aber ſeine ſkandinaviſchen Beziehungen, ſeine ſlaviſchen Elemente, die Einflüſſe der nordiſchen Mythologie und Dichtung, die, wenn nicht mehr im Leben, doch in der Geſchichte und den todten Denkmälern hervortreten. Dieß Alles iſt von anziehender Wirkung in einer Gegend, wo ſo gern die feſte und platte Proſa als weſentliches Moment angeſehen wird und wo man den Todtenurnen der Gefährten Odoaker's nur nachſpürt, um zu erfahren, „wat in dem ollen Pott wol syn mag". Lag die uralte Jomsburg im Wendlande? Reicht die Heimskringla-Saga nicht herüber nach dem ſüdlichen Ufer des Belt? Glänzt Vineta mit ſeinen Mauern aus Marmor und Jaspis nicht noch heute den Schiffern entgegen, und vernimmt der, welcher Sinn hat für die Wunder der Lage und Dichtung, nicht noch heute den Klang der Glocken, die ſo ſüß und feierlich aus dem Meere tönen, das über die Trümmer von Vineta ſeine Wogen rollt? Man behauptet, am Strande von Uſedom ſilberne Münzen des Orients gefunden zu haben und einen Dirrhem des Kalifen Elanum,

des Siebenten aus dem Geschlechte der Abassiden, der zu Samarkand im Jahre 203 der Hedschra geschlagen worden sey, und will damit beweisen, daß Pommern in einem ausgedehnten überseeischen Verkehr gestanden, in einem Verkehr mit der orientalischen Poesie und dem buntfarbenen mährchenhaften Handel von Bagdad und den zauberhaften Ufern der Kuanderia. Samarkand und Usedom, welche Gegensätze! Wer die 250 Moscheen, die die Hauptstadt von Usbekistan schmücken, nicht gesehen hat, der wird doch den Abstand fühlen, wenn er die Dünen und die langgestreckten Tannenwälder und den vom Meere ausgefressenen Strand von Usedom und den kurzen, kräftigen Wellenschlag der Ostsee und die wendischen Hosen und Röcke der Lieperwinkler sieht. Aber gerade dieser grelle Abstand dient zu um so poetischeren Beziehungen. Hier wurden Goldmünzen aus dem Orient gefunden, hier wehte einst der Halbmond in den Flaggen der Schiffe. Es ruht eine solche Dämmerung auf der Geschichte von Pommern, selbst nach dem ersten Christenthum, daß die Sage zu Träumereien hinlänglich Veranlassung fand; und wenn es auch nur Russen waren (Scythen), die Usedom mit Samarkand vermittelten, und wenn auch nur Dichter und Leichtgläubige Städtetrümmer auf dem Meeresgrunde erblickten, wo andere Felsenriffe gewahrten, so muß man doch zugeben, daß auf diesem monotonen Landstriche so viel poetischer Duft gar nicht zu vermuthen war.

Ein Mittelpunkt der Lage und Dichtung und der geheimnißvollen Vorzeit aber ist Rügen, jene Insel, die die nördlichste Spitze Deutschlands, und deren Vorgebirge Arkona mit dem fast italienischen Namen in die Fluthen der Ostsee springt, gleichsam als wolle es sich umschauen, ob Deutschland hier zu Ende sey, oder der verwandtschaftlichen skandinavischen Küste entgegentreten, die in Nebelgrauen liegt und deren Umrisse häufig zur Fata Morgana Veranlassung geben, die man in der Ostsee nicht minder wahrnehmen soll, wie im mittelländischen Meer. Läge Rügen nicht hinter Pommern, es würde mit seinen Naturschönheiten weniger auffallen; aber wenn man glaubt, Kosegarten habe dieser Insel erst poetisches Kolorit gegeben, so kann man nicht an die Eindrücke der Natur glauben, der hier freilich keine gewaltige Anlehnungen auf der Insel selbst zu Gebote stehen, keine isländischen Wunder, die aber von dem gewaltigen Eindruck des Meeres und den Ueberresten mährchenhafter Vorzeit in so auffälliger Weise begünstigt wird, daß man in der That, käme man selbst aus dem überfluthenden Süden, die geheimnißvolle und schaurig-trauliche Lage Rügens mit seinem Herthasee, seinem Arkona, seinem Stubbenkammer, seinen

Gräbern der alten Nordlandsrecken, seinen heiligen Hainen und seinen naiven Sagen liebgewinnen muß. Diese Insel hat sich in ihrer ganzen lieblichen Einfachheit und Ursprünglichkeit, trotz dem Christenthum und trotz Dem erhalten, daß die slavischen Elemente, die sich noch in einigen Winkeln Pommerns und auf Rügen zu Mönchsgut unvermischt erhalten haben, im Allgemeinen auf der Insel ausgegangen sind. Das Meer hat sich jungfräulich erhalten, und die Pietät läßt die alten Ruganer, die im Glauben an Walhalla und die Freuden der seligen Fresser entschliefen, gern in ihrer Ruhe. Als ich über den Göllen, jene schmale Meerenge, die Stralsund von Rügen trennt, im leichtfüßigen Boote getragen wurde, das unter dem weitausholenden Schlag von zwölf Rudern die Wogen durchsauste, unterbrach ich den stillen, einförmigen Takt der Ruderer mit der Frage nach dem Herthasee, nach der Jaromarsburg, nach Arkona, nach dem Tempel Swantewits, nach dem weitschauenden Rugard und dem weiterschauenden Königsstuhl auf Stubbenkammer. Aber diese Leute wußten von der ganzen Romantik der Insel kein Wort. Und diese Gleichgültigkeit inmitten jener Reize, die die fernste Ferne anziehen, diese Gleichgültigkeit ist es vorzüglich, die Alles so frisch und unangetastet gelassen hat auf Rügen. Aber ist es denn eigentlich Gleichgültigkeit, welche die Ruganer auszeichnet? Sie stehen nur in bewußtlosen Beziehungen zu den slavischen Ueberresten Rügens, die durch das Christenthum von ihnen geschieden worden sind, mit denen sie aber durch die Geschichte und verwandtschaftliche Sympathien zusammenhängen: ihre Väter ruhen in jenen Steinkisten, wie sie die innere Form der Hünengräber benennen. Also tritt die Kuriositätensucht der Pietät nicht zu nahe, wenn sie schon die Vergangenheit nur fühlen, nicht ersinnen.

Man landet vor Stralsund in Altefähre, das hoch über dem Meeresufer liegt. Wenn ich von hoch rede, so ist das eben nur in jenem flachen nordischen Sinne zu verstehen, der gern aus Hügeln Berge macht. Die Eiche, dieser urkräftige deutsche Baum, grünt hier stolz und erhaben; sie ist gegen Stürme gepflanzt und muß einen kräftigen Charakter entfalten. Rügen erhebt sich selbst an den ebensten Stellen mehrere Fuß über die Meeresfläche. Das Fährhaus liegt auf einer Anhöhe, über die eine andere emporragt. Wenn man von hier aus seine Blicke zurückwendet, so scheint Stralsund mit seinen Mauern und Thürmen im Meere zu schwimmen. Diese Stadt mit ihren Befestigungen ist ringsum von weiten Teichen eingefaßt, die mit der Ostsee in Verbindung stehen und die ganze Gegend zu Wasser zu machen scheinen. Nach Bergen hin, das von seiner Lage den Namen trägt,

wie es einſt zur Sklavenzeit Gora oder Göra hieß, ſteigt die Inſel anfangs, um ſich dann allmählig allſeits wieder zum Meere zu ſenken. Dieſe wellenförmige Neigung des Bodens iſt allenthalben wahrzunehmen: man fährt bergauf, bergab unter üppigen Saaten und duftigen Hainen, unter Seen, Bächen und Felſen und unter geſpenſtigen Blumengräbern auf grauen Haideſtrecken, die die romantiſche Färbung erhöhen, beſonders wenn Regenſchauer rieſeln und der kalte Nordoſt über die Inſel ſtreift. Man könnte in ſolcher Lage an Macbeths Abentheuer erinnert werden. Schon bei dem Dorfe Ramkin gewahrt man ſieben von jenen kleinen geheimnißvollen Hügeln, deren die Inſel aller Orten ſo viele bewahrt. Sie liegen in einer faſt geraden Linie und ſind am Fuße mit Dornengeflecht umwachſen. Das Dorf Rothenkirchen auf dem Wege von Altefähre nach Bergen iſt als **oppidum Rodenkerken** in chriſtlichen Urkunden erwähnt; aber das Chriſtenthum intereſſirt uns auf Rügen am wenigſten: es wurde hier zunächſt eine üppige Trift des Adels und der Geiſtlichen; der erſtere leidet nur an unverhältnißmäßiger Fruchtbarkeit, die letztern aber mögen nirgends beſſer fundirt ſeyn als auf Rügen, wo ſie unmittelbar an die Stelle der alten Prieſter Swantewit's traten und wie kleine Fürſten walteten über Wieſen, Ländereien und Gärten, beneidet von allen Amtsbrüdern, die eben ſo ſehr mit ihrem Lebensunterhalt an den Taufpfenning unehelicher Geburten verwieſen ſind, wie an die Sittſamkeit und Tugend ihrer Gemeinde. Auch Bergen wird den Reiſenden nicht aufhalten. Es iſt eine kleine manierliche Landſtadt mit erträglichen Häuſern, unerträglichem Straßenpflaſter und unerträglicheren Wirthshäuſern, wenn man nämlich nur mit einem vollen Herzen für die Wunder Rügens und nicht mit einem vollen Beutel für jene, die davon leben wollen, hieher kömmt. Die Gaſtwirthe, die von dem Feſtlande übergeſiedelt ſind, bemühen ſich in jeglicher Weiſe, aus der Romantik den ergiebigſten Nutzen zu ziehen, und wenn man ſie reden hört, ſo ſollte man glauben, der Enthuſiasmus von Leuten aus Berlin und Stralſund, die die Induſtrie hieher getrieben hat, gelte in der That nicht dem Etabliſſement; aber die einfältige Anhänglichkeit der Ruganer, die von nichts wiſſen, die aber die alten Erinnerungen, wo es nur anging, mit in das Leben hinübernahmen, tritt eben in Vergleich mit jener Weiſe um ſo rührender hervor. Noch heute ſpricht der Ruganer bewußtlos: „Mooder Hertha giſft Kohrn und Gras, und füllt Schühn und Faß", was hochdeutſch nichts Anderes heißt, als: „Mutter Hertha gibt Korn und Gras, und füllt Scheun' und Faß". Sonſt, als Alles ſehr patriarchaliſch und natürlich auf Rügen zuging, und als der Fremde zunächſt an die Gaſtfreundſchaft der begüterten

rügiſchen Geiſtlichkeit verwieſen war, die auch wegen ihrer Bildung und Kenntniſſe als eine Ausnahme unter der Geiſtlichkeit des platten Landes erſchien, ſonſt konnte man Rügen bequem und wohlfeil in Augenſchein nehmen; in der neueſten Zeit aber hat die Inſel mit den preußiſchen Gaſthaustaxen einen ſehr modernen Anſtrich erhalten, und der unmittelbare Genuß wird durch eine ſehr unverhältnißmäßige Theuerung verleidet. Freilich darf man nicht über die Gaſthaustaxen hinausgehen, aber wenn man die Preiſe auch nicht überſchreitet, ſo überſchreitet man doch die Zumuthungen, die vernünftigerweiſe dem Magen gemacht werden können. Man muß alles Fleiſch, da es auf Rügen keine Weide gibt, von dem Feſtlande herüberſchaffen, und dieſes Fleiſch muß nach den Speiſetaxen, die nicht theurer ſind als die des Feſtlandes, eingerichtet werden; wenn die Seeluft zehrt, ſo erhält man in den mangelhaften Speiſeanſtalten keinen Erſatz für die ſcharfen Einwirkungen der Eßluſt erregenden Atmoſphäre, und wie in der Lüneburger Haide die Abwechslung der Küche in der verſchiedenartigen Zubereitung des Hammelfleiſches beſteht, ſo bereitet man auf Rügen die Häringe in der verſchiedenartigſten Weiſe.

Die Ausſicht von dem Rugard bei Bergen iſt unentgeltlich, und wer ſich über das wellenförmige und ſpitze Straßenpflaſter des alten ſlaviſchen Göra zu beſchweren hat, der mag ſich an der Ausſicht von Rugard erholen. Der Rugard befindet ſich nordöſtlich von Bergen und findet ſeine etymologiſche Ableitung in Rugigard, Burg der Rüger; denn Gard iſt die ſlaviſche Bezeichnung für Burg. Die Entfernung des Rugard von Bergen beträgt nicht über tauſend Schritt, die die Erwartung nicht meſſen wird; denn von den Wällen, die einſt Jaromar's Burg umſchloſſen, genießt man die entzückendſte Ausſicht. Dieſer Fürſt baute ſich hier ums Jahr 1168 ein Schloß, von deſſen Zinnen ſein wachſames Auge nicht nur den größten Theil der Inſel, in deren Mittelpunkt der Rugard liegt, überſehen konnte, ſondern auch ſüdlich, ſüdöſtlich und weſtlich einen großen Theil von Pommern, dem Lande ſeiner Erzfeinde, von denen freilich das Chriſtenthum über Rügen gekommen war; aber nicht die Freundſchaft der Rugard iſt, bis auf den Namen und den Wall, der die Burg umgab, verfallen. Dornen und Haidekraut ſchlingen ſich um den letzteren, und wo die Trümmer des Schloſſes zu ſuchen ſeyn würden, blühen üppige Saaten: Tod und Leben liegen ſich in den Armen. Aber der Blick ſchweift hinaus über die engverſchlungenen friedlichen Dörfer von Bergen gen Stralſund, und die pommerſche Küſte liegt in ſchwarzen Umriſſen jenſeits der Meerenge, ſo daß Städte und Dörfer nicht in dem

Ganzen verſchwimmen, ſondern ſelbſtſtändig hervortreten aus dem Laube und dem Wieſengrün und dem gelben Strande. Weſtlich nickt uns Greifswald zu, öſtlich ſcherzen Aehrenfelder im leichtbewegten Winde zu unſeren Füßen, oder die Saaten bilden auch einen buntgewürfelten Teppich von Sammet, über welchen die Sonne hinweggleitet und das Kolorit erhöht, je nachdem ſie eine ſtrahlende und matte Beleuchtung in die wechſelnden Farben wirft, die gelb, dunkelgrün, blaulich, golden und gemiſcht über dem Boden geſtreut ſind aus Korn, Gerſte, Hafer, Waizen, Wicken und Wucherblumen. Ueber dieſen Teppich hinaus begegnen dem Auge Hügel, Gebüſch und Wälder, über Hügel, Gebüſch und Wälder aber leuchtet der Ocean herüber, das grüne, ewige Meer, eine weite ſchnurgerade Linie, hie und da mit einigen beweglichen Punkten, mit Schiffen, die gehen und nahen. Und der Anblick Rügens im Ganzen und Großen, wie mannigfaltig und ſtolz iſt dieſe Inſel! Still und erhaben ruht ſie im Meere, wie ein verlorner Poſten, den Gott ſelbſt in die Wogen ſtellte und der nicht weicht und wankt, wie ſehr auch der Feind gegen ihn anſtürmt. Nach allen Seiten hin haben ſich die Fluthen Bahn gebrochen, nach allen Seiten hin ſtrecken Erdzungen, welche das Meer ausſchnitt, ihre Spitzen in den grünen Wellenſchlag, aber Rügen blickt verächtlich hernieder auf die grimme Wuth des Meeres, das ſchäumend und brauſend ihm nur Kurzweil zu treiben ſcheint; denn noch iſt ſeine Stunde nicht gekommen, es wird nicht vereinzelt untergehen, ſondern nur in einer allgemeinen Umwälzung; ſelbſt jener Meerbuſen, den die Gewalt der Gewäſſer zwiſchen Rügen und Jasmund riß, ruhet jetzt, wie ein gezähmter Löwe, zu den Füßen der Inſel. Alle Erdzungen aber, die dem Untergange zunächſt geweiht ſind, ſcheinen ſich deſſelben wenig bewußt, wie zur Freude geſchmückt mit Getreide, Waldgrün und Obſt ſtehen ſie am Rande des Grabes, ſie ſcherzen mit dem Tode, der ſich nachgiebig und ſchonend zurückzieht. Kurz, der Rugard iſt ein Standpunkt für ein Panorama von Rügen, das um ſo reizender erſcheint, als noch kein Maler die Hand darnach ausſtreckte und dieſe Anſchauung in das Marktgewühl des Lebens überſiedelte, wie den Rhein und die Elbe, wie die Donau und die Schweiz und die übrigen Lichtpunkte Deutſchlands. Wenn man aus dem holprigen Bergen hinanſteigt zu Jaromar's Wall, dann genießt man die Ueberraſchung aus erſter Hand. Doch ſchauen wir uns weiter um. Hier ſchlingt ſich die ſchmale Landenge zwiſchen Rügen und Jasmund wie ein zarter Gürtel um den Rieſenleib des ewigſchwangern Meeres, dort fluthet der Göllen, dort wallet die Oſtſee, dort endlich ſpringt Arkona keck und verwegen in die Brandung und weiter über Land und

Meer hinaus, „waffeln“*) untergegangene Städte und die Sage spielt auf den geheimnißvollen Wogen.

Ich habe schon gesagt, daß Jaromar, der Slavenfürst, den Rugard erbaute. Da aber Rügen durch seine Tapferkeit entvölkert war, so mußte er, wie seine Feinde, die Pommern, fremde Kolonisten aus Deutschland unter die slavischen Bestandtheile mischen, und Bergen entstand am Fuße der rügischen Burg. Später legte Jaromar hier ein Cistercienser-Nonnenkloster an, aus Dankbarkeit, weil der Christengott seine Waffen gegen die Pommern gesegnet, ein Cistercienser-Kloster, das heutzutage den armen rügischen Freifräuleins ein Asyl gewährt; denn die Reformation hob die Nonnen auf, aber nicht den Adel, dem sie vielmehr in den in „Stifte“ umgewandelten Klöstern eine neue Hülfsquelle eröffnete.

Die Stubnitz auf Jasmund, ein großer Buchenwald am Meeresufer, hat die Alterthumsforscher nicht weniger beschäftigt, als Vineta. Diese alten Buchen sollen mit ihren Gipfeln in die Zeit des Herthadienstes überragen, ihre Zweige sollen gerauscht haben zu den religiösen Mysterien, die selbst den Zeitgenossen nur durch die Sage bekannt wurden. Ich kann nicht umhin, hier den alten Tacitus „**de situ, moribus et populis Germaniae**“ zuerst sprechen zu lassen; denn seine Mittheilungen haben jenen Streit hervorgerufen, ob Rügen, ob Helgoland, ob eine skandinavische Insel die Residenz der Göttin Hertha gewesen sey. Man hat mit philologischen Gründen die einfache Logik, die für Rügen stimmte, widerlegen wollen. Und Tacitus sagt: „Hinter den Longobarden werden die Reudiger, Arionen, Anglen, Variner, Eudosen, Suardonen und Nuithonen von Flüssen oder Wäldern geschützt. Von keinem dieser Völker ist etwas Besonderes zu bemerken, als daß sie insgesammt die Hertha**) verehren, und meinen, daß sie sich in die Angelegenheiten der Menschen mische und über Völker schalte. Es gibt auf einer Insel des Oceans einen keuschen Hain, und in demselben einen geweihten Wagen, der mit einem Gewande bedeckt ist, und nur vom Priester berührt werden darf. Dieser bemerkt, wenn die Göttin in dem Heiligthume ist und auf ihrer Fahrt, von Kühen gezogen, folgt er ihr mit vieler Ehrfurcht nach. Dann sind fröhlich die Tage und festlich die Orte, die sie ihrer Ankunft und ihres Besuches würdigt. Man beginnt keinen Krieg, man nimmt kein Schwert in die Hand,

*) Synonym mit spucken und vorspucken.

**) Man liest **Herthum**, **Nerthum**, **Verthum** und **Hertham**. Sollte nicht der Römer das germanische Erda latinisirt haben?

alles Eisen ist verschlossen. Nur dann kennt, nur dann liebt man Frieden und Ruhm, bis der Priester die Göttin, vom Umgange mit Sterblichen gesättigt, in den Tempel zurückbringt. Alsbald wird der Wagen und die Gewänder und, wenn man's glauben will, die Gottheit selbst in einem verborgenen See gewaschen, wobei Sklaven Handleistung thun, welche sogleich eben dieser See verschlingt. Daher der geheime Schrecken und die heilige Unwissenheit, was das seyn möge, was nur zum Untergange Bestimmte sehen."

Weil Tacitus von dem Ocean spricht, so hielt man dafür, Rügen in der Ostsee könne nicht von ihm gemeint seyn, und um so weniger, da Einige, denen auch Weber beipflichtet, behaupten, Rügen sey erst in einem Orkane des Jahres 1309 (!) vom Festlande abgefallen. Also haben Einige geschlossen, die Insel, welche Tacitus meint, ist eine skandinavische, Andere verloren sich, des Oceans wegen, und weil man doch nicht wohl annehmen könne, daß die slavischen Völkerschaften in Deutschland ihre Heiligthümer in Skandinavien bewahrt hätten, nach Helgoland, nach dem felsigen, klippigen, meerabschüssigen und unfruchtbaren Helgoland, wo kein Baum gedeiht, geschweige denn ein „keuscher Hain". Und wo ist der „verborgene See" auf Helgoland, von welchem Tacitus spricht? Wir finden dort nur „Sapskuhlen", gemachte Gruben, um das Regenwasser darin zu fangen. Eher haben gewiß Diejenigen Recht, welche von den skandinavischen Inseln behaupten, eine dieser hätte Hertha beherbergt, nur müßte doch eine solche Behauptung durch Beweise unterstützt werden, da — wie gesagt — die Vermuthung dagegen ist: jene Völkerschaften, die Tacitus als Verehrer der Hertha bezeichnet, wohnten nämlich unzweifelhaft in der Gegend des heutigen Pommerns und Mecklenburgs; denn jener sagt: „hinter den Longobarden, von Flüssen oder Wäldern geschützt"; die Longobarden aber hielten sich zu Tacitus Zeiten an beiden Seiten der Elbe zwischen dem Lüneburgischen und Magdeburgischen auf. Verlassen wir nun die kritische Untersuchung, die übrigens Rügen nicht hinderlich ist, da Tacitus auch die Rugier und Limovier an den Ocean versetzt, und betrachten wir die Stubnitz auf Jasmund, jenen uralten Hain, dessen heutige Buchen zwar nicht in einem achtzehnhundertjährigen Boden wurzeln mögen, aber gewiß anderen und älteren Platz machten. Deß zeugen insonderheit die vielen gefällten Stämme, mit deren Wurzeln sich die späteren verschlungen haben.

Ich führe die Leser nach der Prora, nach jener Bergkette — wenn diese Bezeichnung hier gestattet ist — durch welche ein Hohlweg nach der Erdenge führt, die Rügen mit der Halbinsel Jasmund verbindet,

Zu einem hohen Dom wölben sich hier die Eichen, Eschen, Birken, Espen, die aus den Abhängen der Prora emporsteigen; Wachholder, Haselstauden und kleineres Gebüsch bilden die Verzierungen der grünen Wände und Bogen. Nicht einmal ein Lichtstrahl fällt durch das duftige Gewölbe, vielweniger schaut der blaue Himmel in diese schattige und geheimnißvolle Enge, in welcher zwei Wagen nebeneinander keinen Platz haben. So geht es bergauf. Von der höchsten Spitze an aber lichten sich die grünen Verschlingungen und das Meer blitzt ein über das andere Mal durch die Lücken des Gebüsches. Man fährt nun bergab, der Erdenge zu, und die Bäume und Gesträuche verlieren sich in die Haide vor derselben. Die See hat längs der gekrümmten Erdenge die Prorer-Wyck gebildet, einen Meerbusen, der von Feuersteinen gleichsam eingerahmt ist, die in dichten Schichten über einander liegen und milchweiß glänzen neben dem grünfarbenen Spiegel des Meeres.

Die Stubnitz bildet den äußersten Saum Jasmunds, der Ostsee zu, deren Anblick häufig selbst von erhabenen Standpunkten aus durch diese dichte Waldwand versperrt wird, die in der Breite mindestens eine halbe Meile mißt, während ihre Länge über zwei Meilen Raum umfaßt. In diesem „keuschen Haine" — wofür aber Einige **vastum nemus** lesen wollen, was nicht minder paßt — liegt der Borg- oder schwarze See, wie er im Munde des Volks genannt wird, oder Herthasee, wie Kosegarten und Andere dieses dunkle, tiefe, wallumgebene und buchenbewachsene Gewässer nennen, das sehr genau zu dem geheimnißvollen Dienst der Hertha paßt, die hier gefeiert, gebadet und mit Sklaven gefüttert werden konnte, ohne daß Späheraugen die Mysterien der Priester durchdrangen. Die hohen Ufer, welche den See einfassen, bilden ein fast regelmäßiges Oval; die stolz emporragenden und dichten Buchen scheinen hier nicht zufällig entstanden zu seyn; der Wall aber im Westen, der hundert Fuß über den See hinaussteigt, ist sicher Menschenwerk. Man nennt den See Borgsee, d. h. Burgsee, oder vielleicht verborgener See, den Wall nennt man Borgwall. Stand hinter dem Erddamm eine Burg? Einmal mißt der Wall nach innen zu kaum die Hälfte dessen, was er nach außen mißt; dann schließt er wieder einen ovalen Raum ein, ganz im Verhältniß des Sees; endlich ist dieser Wall westwärts von einem zweiten Wall eingeschlossen. Man sieht, in einer Ebene konnte eine Burg nicht von Nutzen seyn, jene vorsichtige Umgebung konnte also nur dazu dienen, Unberufene von einem Geheimniß, das von diesen Wällen eingefaßt war, abzuhalten. Dazu kömmt noch, daß der ganze Wall und die hohen Ufer mit Buchen bedeckt sind, die eben so wenig einem Burgwall dienlich seyn konnten,

wohl aber dem Geheimniß, das hinter der Blätterwand um so sicherer verborgen war. Und der Eingang in das Innere des Walls auf der nördlichen Seite genügte er nicht den Priestern, die zu der Göttin schritten; der Ausgang zu dem See, der dem Eingang gegenüber, war er nicht breit genug für jene, die die Göttin badeten in den Fluthen des heiligen Sees, und für die Andern, die durch ihn zum Tode schritten, daß kein sterblicher Mund Kunde gäbe von dem Dienste Herthas, daß Alles still und verschlossen bleibe, wie die dunkle Tiefe der Gewässer? Was Tacitus erzählt, das erzählte mir ein schlichter Bauer aus Sagard, der den römischen Schriftsteller nicht dem Namen nach kannte, und als ich ihn fragte, woher er die ausführliche Mittheilung habe, antwortete er kurz: von seinem verstorbenen Vater, der sie wieder von seinem Vater habe. Also Sage und Tradition sprechen auch für den Herthadienst in der Stubnitz, und noch heute sagt man (wie schon erwähnt) auf Rügen: „de Hertha gifft Gras, un füllt Schünen und Faß". Sollte es noch einem Zweifel unterliegen, daß hier unter Andern wenigstens diese Göttin verehrt worden sey, daß in diesen schwarzen Wogen Wagen, Kühe und die Gefeierte selbst gewaschen wurden, daß aus diesem Wall der Zug in alle Lande ging und Freude verbreitete überall, daß hieher die Göttin zurückkehrte und mit ihren Dienern in die Fluthen versank? Ich meine, die Stubnitz ist noch bis auf den heutigen Tag geheimnißvoll genug zu dem Allen, und die Insel — die zweifelsohne nicht erst 1309 entstand — die Buchen, der See, der Wall, alle diese Dinge strafen Keinen Lügen, der den Dienst der Hertha nach Rügen verlegt, der Tacitus Worte wenigstens auf Rügen bezieht; denn die Göttin selbst mochte auch noch in andern Gegenden Pommerns verehrt werden.

Man sagte mir, es habe sehr lange gedauert, bevor man sich entschlossen, in dem See zu fischen, der noch bis auf den heutigen Tag von den Bewohnern der Halbinsel scheu und ehrfürchtig betrachtet wird, und gewiß! selbst uns unbefangenen Leuten wird in dieser anmuthigen Oede ungewöhnlich zu Muthe: dichte Blätterschichten, die sich von den Buchen ablagerten, bedecken die Oberfläche des Sees, die eben deßhalb jenen schwarzen moorigen Ton erhielt, der zwischen Sumpf und Wasser die Mitte hält und Verwesung und Grauen bezeichnet. Aber nicht nur der See, sondern auch die Stubnitz selbst, die erst nach und nach durch Wege gelichtet wurde, der Wall und die sorgfältige Einzäunung der Buchen ringsum, ein künstlicher Verschluß zu dem natürlichen, stecken mit ihrem Schweigen an. Hier — glauben wir gern — geschah etwas Ungeheures, hier dürfen wir wohl einen Theil jener

barbarisch-poetischen Theologie begraben vermuthen, die von dem Norden über Deutschland kam. In diesem Sinne auch erzählt Micräl ius, ein alter pommerscher Geschichtschreiber, der übrigens in Hypothesen und Leichtgläubigkeit seines Gleichen sucht und hier nur hinsichts der Sage angeführt werden mag: „Da vor Zeiten sich etliche unterstanden, mit einem Kahne auf dem Burgsee zu fahren, haben sie denselben des folgenden Tags auf einem Buchbaume suchen müssen, da ihn ein Geist des Nachts hinauf gebracht, und haben auch noch daneben des Teufels Gespött mit deutlichen Worten hören müssen, da er gesagt: Er und sein Bruder Nickel hätten solches gethan. Wird vermuthlich der Ort seyn, an welchem der Teufel unter der Erd-Mutter-Götzenbild ist verehrt worden, und dessentwegen sich noch so viele hundert Jahre hernach über denselben eine Gerechtigkeit zuschreibt."

Hundert Schritte etwa von dem Borgsee nordwestlich liegt Stubbenkammer, das uns überraschend mit dem Anblick auf die Ostsee entgegentritt, wenn wir noch eine Strecke lang unter den Bäumen gefahren sind. Daß eben die Ostsee Stubbenkammer zu einem reizenden Standpunkte erhebt, unterliegt keinem Zweifel, aber sie ist auch eine Garantie der ewigen Schönheit dieses Vorgebirges, das klein und demüthig erscheinen mag gegen die Berge des Südens, und gegen Sunium, an welches Weber hier ironisch erinnert, nördlich und slavisch; denn der Tempel der Hertha am Borgsee war freilich kein Minerven-Tempel, und der Himmel, der sich über Rügen spannt, ist kein klassischer, aber das Meer, das heilige Meer, am Fuße von Stubbenkammer wird für alle Zeiten klassisch bleiben, und seine schweigsame oder brausende Majestät läßt griechische Schönheit selbst vergessen, wie Tempel und Kunst, die sie hervorrief. Wer über diesen weiten allgewaltigen Spiegel schaut, der denkt auch an den Himmel nur in so fern, als derselbe im Meere liegt und aus den grünen Wogen blaulich wiederstrahlt, es kümmert ihn nicht, ob dieser Himmel mit griechischer Anmuth oder mit slavischer Kraft geschmückt ist. Kraft, Erhabenheit und Majestät, diese gewaltigen Eindrücke wird man aber nirgends hervorragender antreffen, als auf dem Gipfel von Stubbenkammer, auf dem einfachen Königsstuhl, von Karl XII. also benannt, der sich hier über seine Unglücksfälle im Anblicke des Oceans und in der Betrachtung des Satzes: „Alles Lebendige vergeht, nur das Leblose besteht", trösten mochte. Der König brachte eine Nacht an dieser Stelle zu, wie auf den Wällen von Stralsund, wie in den Trancheen von Friedrichshall, wo ihn die meuchlerische Kugel traf. Er liebte ein außergewöhnliches Lager unter Beschwerden und Gefahren, die gewissermaßen das Ziel

seines Lebens waren, ein Ziel, an das er nicht nur sich selbst setzte, sondern auch Krone und Reich. Wenn man aber auch nicht solche originelle Neigungen hegt, wie der rastlose und unstäte Schwedenkönig, so wird man doch wohlthun, einmal im Hochsommer eine Nacht auf Stubbenkammer zuzubringen. Wenn die Sonne den Kreidefelsen Tags über durchglüht hat, so wird er auch Nachts noch ein warmes Lager bieten, und ein weicheres Lager, als die Steine gewähren, bereite man sich aus Mänteln und andern Hülfsmitteln, die aus dem unfernen Wirthshause leicht herbeizuschaffen sind. Die Buchen, die bis an den Abhang von Stubbenkammer vorgedrungen sind, schützen gegen den Seezug, der nun melodisch durch ihre Zweige rauscht, die Brandung am Strande tiefunten accompagnirt und ein Wiegenlied für müde Schläfer summt. Ein Sonnenuntergang auf Stubbenkammer ist ein außergewöhnlicher, ein Requiem der Natur. Fischerkähne suchen das Land, die Seevögel das Lager, Alles bewegt sich still und gemessen zur Ruhe. Der Himmel ist blau und rein, die Luft erquicklich und gemischt aus jener strahlenden Frische, die das Meer aushaucht, und jener milden Wärme, die die scheidende Sonne hinterläßt. Diese aber glüht in Sehnsucht, bräutlich geschmückt und verlangend sucht sie das schwellende Bett des Oceans, die Umarmung des Meergottes, obwohl sie den Anstand beobachtet und nicht im Fluge, sondern nach und nach, halbgezogen von seinen kräftigen Armen, halb nachgiebig sich den Fluthen vermählt. Wenn sie entschlüpft ist dem gierigen Auge, wenn sie unten schwelgt in unendlicher Lust und die Dämmerung Wache hält, die lustige Kammerzofe, bis die ernste Nacht jeden Späherblick von den kleinen Vergnügungen der strahlenden Gebieterin abhält, dann tönen Meer und Erde in ewiger Harmonie zusammen die Nachtmusik. Und nun den Ossian in die Hand und Fingals Geister heraufbeschworen! Wenn man schlafen kann unter dem glänzenden Nachthimmel, der die Sterne noch einmal so groß wiederstrahlt, als gewöhnlich, während der Mond das schwarze Meer mit silbernem Lichte besäet, so wird man doch den Morgen von Neuem genießen. Die „rosenfingerige Eos" fliegt der Gebieterin voran, die ermattet, aber nicht gesättigt, aus der Umarmung des Meergottes scheidet und mit neuem brennenden Verlangen zu den Menschen zurückkehrt. Der Sonnenaufgang auf Stubbenkammer ist eine Schöpfung, wie sie Haydn nicht schöner gedichtet hat, obwohl ich wiederholt gestehen muß, daß die kleine Mannigfaltigkeit, die einen Sonnenaufgang in den Alpen unter Hirten und Sennen und Naturleben auszeichnet, hier vermißt wird. Wo das Meer, da ist auch die Gewinnsucht zu Hause, und diese kann nie der einförmig-grandiosen

Majeſtät des Meeres und der darüber hinwegrollenden Sonne zum Relief dienen. Sie iſolirt ſich, fängt Fiſche, arbeitet an den Netzen, eilt zum Häringsfang; eine Hingebung der Menſchen an die Erhabenheit der Scenerie um ſich her vermißt man ganz. Zu dieſen äußeren Einwirkungen geſellt ſich noch der nordiſche Indifferentismus, der mit ſtarrem, langweiligem Auge in die Wunder der Natur hineinglotzt. Aber das Leben, das mit der Sonne über ein wüſtes und unwegſames Element hereinbricht, die Seevögel, die ihre Wohnung an dem Strande verlaſſen, und die Menſchen, die mit ihnen ziehen in den Wogenſchlag, die Schiffe, die nach allen Richtungen die ungeheuere Fläche durchkreuzen, mit einem Worte, die mechaniſche Beweglichkeit, die ſich ein ſtarres und unnachgiebiges Element unterthan macht, entzückt ſchon das Auge und unterhält es weiter, wenn es, von der Pracht der Naturanſchauung überwältigt, bei den kleinen Details des Lebens ausruhen will. Man kann ſich nicht wohl mit den rügiſchen Schiffern und Fiſchern in ein Geſpräch einlaſſen, weil ſie nicht reich an Antworten ſind, ſondern verſchloſſen, wie das Meer, mit welchem ſie den Tag über zu thun haben, aber zuſehen mag man ihnen mit Theilnahme, zumal da ſie einfache, fromme Leute ſind, die in der Iſolirung ihrer Inſel viel von der alten Sitte retteten und die neue Sitte meiſt nur von Hörenſagen kennen. Was gilt hier nicht noch der Pfarrer? Aber man muß es auch dieſen Leuten nachrühmen: ſie haben ſich in der einträglichen Stellung, die ihnen aus dem jungen Chriſtenthum zufiel und von der Reformation beibehalten wurde, nicht nur um die Kirche, ſondern auch um das Leben der Gemeinde bekümmert, der ſie ſolcher Weiſe an's Herz wuchſen. Koſegartens Uferpredigten geben deß Zeugniß; und noch bis auf den heutigen Tag wird zur Erndtezeit und beim Häringsfang im Freien gepredigt. Unter einer Buche oder Linde ſteht der Pfarrer, und rings um ihn lagern die andächtigen Ruganer, er aber nimmt es ihnen nicht übel, wenn ſie im Anblicke des Häringszuges nicht das Ende der Predigt erwarten können, die ja in der Mitte ſchon mit Segen gekrönt wird, und ſo entließ ein Pfarrer die haſtige Gemeinde mit den Worten: „Nun! der Herr erfülle eure Herzen mit Häringen und eure Netze mit Gnade", keiner aber von denen, die mit dieſem Segen in die See ſtachen, erlitt ein Unglück, Alle kehrten mit reicher Beute heim und hörten Sonntags darauf den Reſt der unterbrochenen Predigt und eine weite Predigt dazu. Ich muß indeß bemerken, daß ſolches zur ſchwediſch-pommerſchen Zeit geſchah; daß man heutzutage, wo die Agende auch über Rügen gekommen iſt, eine eben ſo nachſichtige Form beobachtet, will ich nicht behaupten. Stubbenkammer beſteht, wie

gesagt, aus Kreide, mit Feuersteinen untermischt, die Felsenwand senkt sich schräg hinab zum Strande, so daß man zur Noth auch ohne Fußpfad hinankommen kann, nur an einigen Stellen spielen die Wellen unmittelbar zu den Füßen von Stubbenkammer, das lieblich absticht gegen das Grün der Buchen, die das schneeweiße Haupt des alten Felsens kränzen, und lieblich gegen die dunkelblauen Wogen. Regnet es, so schäumet die See an dieser Stelle schneeweiß, eine Milchstraße legt sich über die Fluth. Vom Strande aber kann man die zackigen und gestaltvollen Felsmassen am besten betrachten, an denen sich auch von unten ein Buchenkranz in einer Höhe von fünfzig Fuß hinaufzieht. Die Höhe der Felswand kann, wer Vergnügen daran findet, von unten bequem erklimmen, so wenig steil ist sie; wer aber noch bequemer gehen will, wähle den durch die Kreide gehauenen Fußpfad.

Quoltitz auf Jasmund zeichnet sich durch ein gewaltiges Hünengrab aus, dem nur ein anderes auf Wittow den Vorrang abläuft. Ein Granitblock ragt an einem Ende sieben, am andern vier Fuß aus der Erde hervor. Er ist länglich und an den Enden abgerundet, im Umfange mißt er 20 Ellen. Große Steinkreise schließen sich an ihn an, so daß er als der Schlußstein eines Grabes erscheint; denn die Gräber der alten Ruganer sind allgesammt in dieser Weise geformt, aber die vorliegende Masse deutet auf einen Häuptling hin, indem sich kein anderes Grab von solcher Ausdehnung auf Jasmund findet. Untersucht hat man die Stelle nicht, weil die christlichen Ruganer noch immer eine außerordentliche Ehrfurcht vor dem Namen der abgeschiedenen Ahnen hegen und sie nicht stören wollen in Walhalla beim ewigen Gastmahl, wo die Walkyren die Hörner füllen mit Enherium-Oel und wo die Freude der seligen Fresser denen lacht, die gefallen sind im Schlachtenkampfe. Dieses Thal, das außerdem mit Gräbern und Opfersteinen angefüllt ist und den Anschein hat, als sey hier ein ruganisches Heiligthum gewesen, ein Opfer- und Begräbnißplatz bietet noch heutigen Tages eine feierliche und erhabene Stille und einen geheimnißvollen Schauder. Die dürre Fläche, die ringsum von sanft ansteigenden Bergen gedeckt, ist nur mit dürftigem Kraut bewachsen, aus welchem Wachholder und Dornen mühsam emporstreben, nirgends eine Spur des Lebens, nirgends selbst eine christliche Spur, wie man sie früher gern an heidnischen Orten zum Zeichen des Sieges hervorrief, nach dem Beispiel der Entdecker ferner Inseln auf dem Ocean, welche die Fahne ihres Herrn aufpflanzten und Besitz ergriffen von der Entdeckung. Hier ist Alles wüst und heidnisch geblieben, die alten Kämpen ruhen in ihrem Glauben, in jenem Glauben überschwenglicher

Tapferkeit, und der Sturm fährt über ihre Gräber, und das Rauschen des fernen Meeres verschmilzt sich mit seinen wilden Akkorden und es dünkt uns, als dürfe selbst kein Sonnenstrahl diese Haide treffen und die grausige sterile Harmonie stören, die sich auf den Gräbern von Jasmund wiegt.

Die heutigen Ruganer nennen jene Gräber Steinkisten und die, welche man untersuchte, wurden also befunden: oben liegen gewöhnlich in einem ovalen Kreise Feldsteine, die mit einem sehr großen oder mit zwei Schlußsteinen bedeckt sind, der Kreis ist von Dornen und Wachholder bewachsen, unter der Oberfläche aber befindet sich das ringsherum zwei bis drei Ellen tief mit Feldsteinen ausgemauerte Grab; der innere Raum zeigt zuerst eine Lage Sand, dann eine Lage Kiesel, dann wieder Sand, dann Thon, in welchem Urnen stehen, denen Streitärte und Opfermesser von Stein und metallene Ringe und Ketten beigefügt sind*); unterhalb der Urnen stößt man auf eine Lage von Feuersteinen und unterhalb dieser Lage auf eine zweite Thonlage. In dem Grabe aber findet man häufig aufrecht sitzende Gerippe, oft mehrere neben einander, als säßen sie in einer Berathung. Noch als ich die Insel besuchte, grub man in der Nähe von Putbus, unweit des zum Badhause führenden Weges, eine solche Steinkiste aus.

Von der Halbinsel Jasmund fährt man längs des Tromper-Wyck über die schmale Haide nach Wittow, indem man westwärts das Binnenwasser erblickt, wenn die Dünen sich ebenen. Die schmale Haide kontrastirt auffällig mit den bunten Ufern von Jasmund: Strandhafer und Salzkraut bilden hier die einzige Vegetation und beweisen, daß diese Strecke sich allmählig vom Meere losrang und Wittow vor Zeiten eine Insel war, bis der natürliche Prozeß hier bewirkte, was bei Swinemünde die Kunst, und Wittow an Jasmund befestigte. Je näher man Wittow (weiße Aue) kömmt, desto mehr hebt sich der Boden, der Meersand geht in Thon über und wir betreten auf der Insel selbst den Zenith jener Fruchtbarkeit, die man Rügen einräumen muß. Hatte diese Halbinsel einst Waldungen, so haben die Stürme sie nach und nach ausgerottet, aber das Ackerfeld belohnt den Fleiß der Einwohner überflüssig: der Weizen soll hier in günstigen Jahren oft das vierundzwanzigste Korn tragen. So behauptet Zöllner.

Auf der Feldmark von Nobbin begegnet man jenem Hünengrab, welches Kosegarten in seinen Rhapsodien als das „imposanteste und

*) Auf dem fürstlichen Schlosse zu Putbus findet sich eine vortreffliche Sammlung ruganischer Alterthümer.

zugleich am beſten erhaltene der Inſel" bezeichnet. Es iſt ein längliches Viereck und mißt in der Länge von Norden nach Süden faſt an fünfzig Schritte, in der Breite am nördlichen Ende zehn und am ſüdlichen zwölf Schritte. Die Oſtſeite dieſes Grabes iſt von achtzehn, die Weſtſeite aber von zweiundzwanzig großen Steinen eingefaßt. Der Südſeite dienen zwei mächtige Granitblöcke gleichſam zum Thor; in der Mitte des Platzes aber liegen viele kleinere Steine. Ein kleiner Hirtenjunge erzählte mir: „hier ſey eine mächtige Prinzeſſin mit ihrem ganzen Gefolge begraben", eine Tradition, die ſich vielleicht auf die Größe des Grabes, das einigen fünfzig Menſchen ſchon Platz gewährt, ſtützen mag, die aber zum Theil auch aus der Gewohnheit ſlaviſcher Stämme, mit ihren Heerführern einen Theil ihrer Majeſtät dem Tode zu weihen, Weiber, Sklaven und Kinder, erwieſen werden könnte. Die Erzählung des Kleinen war hübſch genug geordnet und von hinlänglicher Einfachheit, um erkennen zu laſſen, daß die Erfindung derſelben unmittelbar aus dem Volke kam. So behauptete er, die Prinzeſſin hätte an unglücklicher Liebe gelitten und ſich freiwilligem Tode hingegeben, und aus Schmerz über die Leiden der Gebieterin hätten ſich Alle, die ihrem Leben nahe geſtanden, dieſem Opfertode angeſchloſſen. In der That, Rügen duftet von Dichtung und Anmuth, ſeit Koſegarten benützen ſogar die Hirtenjungen dieſen Stoff, eine Erſcheinung, die hier um ſo mehr auffällt, weil im Allgemeinen die Individualität der Pommern nicht für den Goldſchacht der Phantaſie geeignet iſt, ſondern hübſch auf der Oberfläche der Wirklichkeit verkehrt.

Von Nobbin gelangt man über Putgarten zu den ſaftigen grünen Abhängen von Arkona, die ſich erſt da verlieren, wo der eigentliche Wall beginnt. Man erſteigt ſie und befindet ſich auf der Höhe der nördlichſten Spitze Deutſchlands. Das Wort „Arkona" ſoll ſcythiſch ſeyn und wörtlich eine hochufrige Ecke bedeuten, von Ark, hohes Ufer, und Kon, Ecke. In alten Zeiten ſoll ſogar ganz Wittow den Namen Arkona geführt haben, nach der alten Sitte: **pars pro toto**; denn hier ſtand der allen Slaven heilige Tempel Swantewits, beſchützt von der Burg Arkona, die auf der Spitze des Vorgebirgs befeſtigt war, unerreichbar von Pfeilen und Wurfgeſchoſſen. Wie Weber dazu kömmt, hieher die Jomsburg zu verlegen, deren Lage ich auf Wollin nachweiſen werde, iſt nicht leicht zu erklären, um ſo weniger, da er einfach ſagt: „man ſieht noch eine Spur des Walles der Jomsburg". Saxo Grammatikus beſchreibt uns Arkona und den Tempel Swantewits ausführlich. Die Burg war, außer im Weſten, vom Meere umfloſſen, an der Landſeite aber diente ihr ein fünfzig Fuß hoher Wall,

der mit Palliſaden und hölzernen Befeſtigungen garnirt war, als Bollwerk. Durch den Wall führte nur ein Thor, das mit einem hölzernen Thurm überbaut war. In dem alſo von dem Wall gebildeten ebenen Platz ſtand der erwähnte Tempel Swantewits, er war einfach aus Holz, wie alle ſlaviſchen Gebäude, und ſeine Zierrathen beſtanden höchſtens in bunten Schnitzwerken. Was den Gott betrifft, ſo war er im koloſſaliſchen Verhältniß gehalten und nicht nur vierköpfig, ſondern auch vierhälſig. In der Rechten hielt er ein mit allerlei Metallen ausgelegtes Horn, in der Linken den Bogen. Das Gewand war aus buntem Holz künſtlich zuſammengeſetzt und reichte bis zu den Schienbeinen. Unter den Koſtbarkeiten des Gottes befand ſich auch ein gewaltiges Schwert, deſſen Scheide und Griff wunderbar glänzend und mit Silber ausgelegt waren. Das Feſt Swantewits wurde einmal im Jahre zur Erndtezeit gefeiert, Weiſſagung und Schmaus bildeten den Höhepunkt desſelben. Swantewits Verehrung hatte, was die reichlichen Spenden betrifft, die ihm die Gläubigen darbrachten, große Aehnlichkeit mit dem chriſtlichen Gottesdienſte des Mittelalters. Er hatte nicht nur liegende Gründe und beſtimmte Einkünfte, ſondern erhielt auch den dritten Theil von aller Beute, die im Kriege oder durch Seeräuberei gewonnen ward. Zur Ausſchmückung der Verehrung Swantewits und zu ſeinem Schutze oder auch zum Schutze ſeiner Güter wurde eine Leibwache von 300 Reitern gehalten, die in Betreff des Raubes und der Plünderung äußerſt begünſtigt waren, da ſie Alles, was von ihnen mit Liſt oder Gewalt erworben wurde, nur dem Gotte in Verwahrſam zu geben brauchten.

Ueber die Bedeutung des Namens ſind die Alterthumsforſcher, wie gewöhnlich, uneins. Einige, denen Weber blindlings nachſpricht, behaupten, Swantewit ſey der deutſche St. Veit, korvey'ſche Mönche, die als Miſſionäre nach Rügen gekommen, hätten dieſen Heiligen an die Stelle des alten Götzendienſtes geſetzt, ſpäter ſeyen aber die Ruganer wieder vom chriſtlichen Glauben abgefallen und hätten nun den Namen St. Veit für den wieder **in integrum** reſtituirten alten Gott hervorgeſucht. Andere meinen, dieſe korvey'ſchen Mönche hätten vielmehr den ſlaviſchen Swantewit in den chriſtlichen St. Veit verwandelt, um den Heiden auch eine patriotiſche Sympathie für den neuen Gott durch die Aehnlichkeit des Namens einzuflößen. Noch Andere aber ſind der Meinung — und ſie mögen Recht haben — daß die Endſylbe ewit nur Artikel ſey, ſwiety (ſwienty) aber heiße zu deutſch heilig. Demnach würde Swantewit einfach durch „der Heilige" zu überſetzen ſeyn.

Swantewit wurde im Jahre 1168 von den Dänen unter Waldemar dem Sieger sammt Tempel und Kostbarkeiten zerstört, die liegenden Gründe aber der heidnischen Priester wurden den christlichen überantwortet. Heutzutage ist nur der alte Wall der einzige sichtbare Ueberrest der Herrlichkeiten von Arkona. Sage und Tradition sind an die Stelle der anderen getreten. So soll auch hier nicht eine slavische Burg von Holz und Erde, sondern eine große Stadt gestanden haben, der es vor allen Dingen an Raum fehlte, dann aber auch an Lage; denn es ist nicht wohl abzusehen, wie der steile Vorsprung von Arkona, wenigstens 200 Fuß über der Meeresfläche, einer Stadt, und noch dazu einer Handelsstadt, passendes Terrain bot. Doch auch von Arkona heißt es, es waffele dann und wann, und mir erzählte ein Bauer aus Altenkirchen, er selbst habe die alte Stadt am Ostermorgen just so'gesehen, wie sie einst auf dem Vorgebirge gestanden: Thürme, Mauern, Häuser und Wälle, Alles sey wohl erhalten gewesen, aber keine lebende Seele sey in der todten Stadt sichtbar worden, dieselbe habe geraume Zeit starr und gespenstisch nordöstlich von Rügen gestanden und sey dann plötzlich in die Wellen versunken. Während die Stadt über dem Meere geschwebt, sey heller Sonnenschein gewesen, erst nachdem ihre letzten Spitzen von den Wellen begraben, habe sich ein dicker Nebel der ganzen Fernsicht bemächtigt, der gleichsam wie Rauch und Dampf dem Meere entstiegen sey. Von der Fata Morgana wollte der Mann nichts wissen, und als ich ihm bemerklich machte, wie wahrscheinlich jene Stadt nichts Anderes gewesen sey, als ein Spiegelreflex der zackigen Klippen von Arkona, lachte er hoch auf. Er könne Klippen sehr wohl von Häusern und Thürmen unterscheiden.

Die Aussicht von Arkona ist wo möglich noch erhabener, als die von Stubbenkammer: man wird gleichsam von dem Meere überwältigt, das hier nach allen Seiten hin die Oberhand gewonnen hat, von Stubbenkammer sieht man nur eine hervortretende Spitze, die wie ein weißes Nachtgespenst über das schwarze Meer herüberschaut, wenn ein Ungewitter im Anzuge ist. Und in einem solchen Augenblicke muß man auf Arkona stehen, die weite einfache See gewinnt alsdann durch das Spiel der Wellen an Mannigfaltigkeit und der Leuchtthurm auf der höchsten Spitze an Bedeutung. Mir war dieses Schauspiel vergönnt. Schwarze Wolken zogen mit dem Nordost herüber und die waldigen Ufer von Jasmund verflossen in den düstern Horizont, der sich auf ihre Gipfel herniederließ, es war ein Anblick, als wollten Meer und Himmel sich vermählen, jenes schäumte in Bergen, dieser stieg allmählig immer tiefer herab zu den Fluthen. Der Sturm heulte die Hochzeitsmusik.

Nur in Zwischenräumen, wenn der Blitz aus den Wolken in die schäumenden Wogen fuhr, der feurige Brautkuß, den der Himmel der See aufdrückte, drang das Auge in die Ferne über den schmalen Landstrich, der Jasmund an Wittow kettet, zu den Quoltitzer Bergen, oder westwärts nach Hiddensoe, der sandigen, haidebewachsenen Insel, die jetzt in der That wie eine Walkyre mit langen, im Sturme flatternden Haaren über dem Meere zu schweben schien. Das Meer ist doch am herrlichsten im Sturme, wie der Krieger in der Schlacht. Aber es war ein warmer Erndtetag gewesen, und das Gewitter war mitten unter die Schnitter gefahren, die in dem Kornfelde, das jetzt die Stelle einnimmt, wo einst Swantewit verehrt wurde, beschäftigt waren. Der Sturm verflog und gemach rückte die Sonne aus den Wolken hervor, ein zweiter Morgen schien sich zu entfalten; das Auge stieß nach allen Seiten hin auf neue und entzückende Ruhepunkte. Jetzt zogen die Ufer von Jasmund wieder den grünen Jagdrock an und die Quoltitzer Berge strahlten golden in der Sonne, die wie eine alte legitime Herrscherin durch ihre Lande zog, mit Jubel begrüßt von den getreuen Unterthanen, die der Usurpation des Sturmes gerade in dem verhängnißvollen Momente der Erndtezeit nur gezwungen nachgegeben hatten, lichter und lichter wurde es von Minute zu Minute und die unbegränzte Perspektive erweiterte sich immer mehr. Jetzt durchdrang das Auge selbst die weiteste Ferne, und die Insel Mön, die aus einer Entfernung von sieben Meilen nach Arkona herüberlugt, wollten Einige meiner Gefährten sogar mit bloßem Auge erspähen.

Altenkirchen, auf Wittow, ist durch Kosegarten, der zuerst Rügen zu einem Reiseziel machte, berühmt geworden, das Dorf Vitte aber durch den Häringsfang, der hier eben Kosegartens Uferpredigten veranlaßte. Der Platz, wo dieselben gehalten wurden und noch heutzutage von dem Prediger zu Altenkirchen gehalten werden, liegt hart am Seeufer. Die Gemeinde lagert im Freien bei gutem Wetter, bei schlechtem wurde wenigstens früher in einer Hütte gepredigt.

Von Wyck fährt man zu Schiffe in wenigen Stunden nach Hiddensoe, westlich von Rügen. Hiddensoe ist ein schwedischer Name und bedeutet zu deutsch Hütteninsel, von Hydda, Hütte, und Oe, Insel, das mit Oie, oder Eiland, synonym ist. Diese Insel mißt in gerader Richtung fast dritthalb Meilen, die Breite ist, wie bei Usedom, sehr unverhältnißmäßig, denn das Meer hat auch hier gute Bissen gefunden; somit wechselt die Breite von einer halben Meile bis zu einigen hundert Schritten. Von Außen präsentirt sich Hiddensoe sehr dürftig und unfruchtbar: hohe Sanddünen und nackte Berge rahmen es ein, das

Innere aber ist mit Ackerfeld und mit Weide bedeckt — weßhalb auch die Ruganer Hiddensoe zu dem letzteren Zwecke benutzen. Ein Dornbusch soll hier den Schiffern zum Signal dienen, und nach ihm benennen sie schlechthin die Insel, die neben ihren schöneren Schwestern allerdings wie ein Aschenbrödel erscheint, aber auch die Tugenden dieser geltend machen kann. Was nicht die Isolirung thut, Knechte und Mägde schlafen auf Hiddensoe neben einander in einer und derselben Kammer, aber von unehelichen Geburten hört man hier weniger, als in civilisirten Orten, wo diese Sitte eine Unsitte gescholten werden würde. Hiddensoe besteht aus zwei Theilen, aus der ursprünglichen Insel und aus den späteren Anschwemmungen. Jene ist bergig und umfaßt den kleineren Raum im Norden, diese bestehen beinahe aus zwei Meilen und erstrecken sich bis zum Göllen. Im nördlichen Theil der Insel liegt der Herrenhof und das Dorf Grieben, im südlichen liegen die Dörfer Vitte, Neuendorf und Ploggenhagen. Die Einwohner sind wohlhabend, aber die Baukunst steht hier noch in der slavischen Kindheit; denn die meisten Häuser sind aus Lehm und Torf erbaut, eine Erscheinung, die wiederum auf die Isolirung zurückgeführt werden mag. Es gibt hier nämlich Leute, die Hiddensoe, das so nahe bei Stralsund gelegen, nie verlassen haben, Andere aber dienten auf Schiffen, und als ich sie fragte, wie ihnen Petersburg gefallen und Stockholm und London, erklärten sie mir, sie seyen nie in diesen Städten gewesen, sondern nur auf der Rhede und im Hafen, ihr Land sey das Schiff, dem sie angehörten. Von dem höchsten Berge am nördlichen Ufer der Insel hat man eine eben so weitausschweifende Aussicht, wie von Arkona. Das Meer liegt auch hier in unbegränzter Ausdehnung zu unseren Füßen, südlich aber blickt man auf die pommersche Küste, östlich auf Rügen, Jasmund und Wittow, und über das Alles hinaus wieder zur Ostsee. Zwischen Rügen und Hiddensoe liegt ein kleines Inselchen, die Fährinsel, das in den Karten fehlt, aber durch seine kecke Stellung die überschiffenden Fremden interessirt. So ist in dieser Inselgruppe, die man Rügen heißt, jeder Fleck Landes, der sich vom Meere losrang, menschlich eingerichtet worden. Die Fährinsel enthält nur ein Häuser-Kleeblatt: auch hier fanden Menschen eine Zuflucht und Erwerbsquelle. Hiddensoe gibt sich dem Häringsfang mit noch größerer Sympathie hin, als Wittow. Dort beschäftigen sich auch die Ackerleute mit demselben, wenn die Erndtezeit vorüber, hier namentlich nur die Einwohner der Dörfer Vitte und Putgarten. Jetzt ist man auch hier und auf Rügen frei, früher erreichte bekanntlich gerade auf dieser Insel die Leibeigenschaft ihren Zenith. Aber außer dem

moralischen *) Drucke gewährte diese Einrichtung wenigstens auf Hiddensoe keine unerträglichen Nachtheile, es sey denn die Gleichgültigkeit gegen jede Vervollkommnung der Feldwirthschaft, die dem Leibeigenen natürlich wenig zu Statten kam, da er jeden Augenblick vom Gute entlassen werden konnte, und die deßhalb von ihm nie berücksichtigt wurde. Der Bauer erhielt nämlich von der Herrschaft die „Bewährung seiner Hufen", d. h. der Vollbauer erhielt acht Zugpferde, einige Füllen, vier Kühe, einige Schweine und Schafe, die Einsaat, den nöthigen Bedarf an Lebensmitteln von der Sommersaatzeit bis zur Erndte und das ganze Inventarium an Acker- und Baugeräthen, **in summa** also eine hinreichende Ausstattung. Dafür aber mußte der Vollbauer das ganze Jahr hindurch täglich mit vier Pferden und zwei Personen zu Hofe dienen, ein Dienst, der freilich wohl die verabreichte Hülfe hinlänglich kompensirte. Und befand man sich auch wohl in dieser Stellung, wie unmenschlich ist eine Einrichtung, die selbst die freie äußere Wirksamkeit hemmt und mir höchstens zu leben gibt, aber keine Gelegenheit, mein Leben zu vervollkommnen. Nichtsdestoweniger nannten die Hiddensoer in jener Zeit ihre Insel „dat söte Länneken", eine Bezeichnung, die mir, der ich nach der Aufhebung der Leibeigenschaft diesen Strich Landes bereiste, nicht mehr vorgekommen ist, obwohl die Vaterlandsliebe auch noch heutzutage auf Hiddensoe angetroffen wird.

Ummanz ist eine kleine, drei Viertelmeilen lange Insel mit sechs Dörfern und ungefähr 500 Einwohnern. Hier war früher Alles leibeigen, und es hieß von den Bauern, sie hätten sich selbst gepachtet, weil das Heilige-Geistkloster zu Stralsund**) Herr der Insel war und sich bei dem Vollbauer mit 40 Thalern Pacht begnügte, ohne Herrendienste anzusprechen. Uebrigens war man hinsichts der Pachtung so gestellt, daß man eben davon leben konnte, und die Existenz war so sehr Hauptsache geworden, daß selbst eine Schule als überflüssiger Luxus betrachtet wurde. Diese Einrichtung scheint auch in der neuesten Zeit noch unterhalten worden zu seyn, und ein Geistlicher äußerte wieder gegen mich, die Bewohner von Ummanz bedürften bei ihrer Ehrlichkeit und Genügsamkeit keiner Schule. Freilich nennen die Bewohner von Ummanz ihre Insel **par excellence** das Land, ein Beweis, daß sie ihnen, wie sie ist, zusagt.

---

*) Dieser moralische Druck ist freilich vom menschlichen Gesichtspunkte aus der unwiderlegbarste Einwurf gegen die Leibeigenschaft.

**) Die Geistlichkeit auf Rügen schöpfte aus dem Christenthum auch die Leibeigenschaft als Nutznießung, und die Prediger wurden auch im weltlichen Sinne Hirten.

Gingst ist ein Flecken auf Rügen, der von der Insel Ummanz nur durch einen schmalen Strom getrennt wird, und die Umgegend um Gingst heißt das Paradies, weil sie die fruchtbarste Strecke Rügens umfaßt, ich meine des eigentlichen Rügens. „Paradies" und „söte Länneken" muß man hier als Lokalbegriffe nehmen. In der Kirche von Gingst befindet sich eine Himmelfahrt Christi, von Bernhard Rode, die, wie Alles von diesem Meister, hastig und unvollendet ist, aber tief empfunden, weit tiefer und inniger, als selbst die bekannte Rubens'sche in der Kathedrale von Antwerpen. Hier fährt eine dicke gläubige Flamänderin zum Himmel, bei der man sich unwillkürlich frägt: weßhalb? Sie hat es auf Erden so vortrefflich gehabt, daß es ihr im Himmel unmöglich besser werden kann. Rode hat seine Himmelfahrt freilich evangelisch klar gehalten, aber die Sehnsucht des Gottgebornen konnte von einem katholischen Maler nicht besser dargestellt werden. Der Christuskopf dieses Bildes ist der bekannte nämliche, den Rode als Muster aller seiner Christusköpfe benutzte.

Die Halbinsel Mönchgut*) in der Nähe von Putbus ist wegen ihrer Bewohner merkwürdig, die sich bei der Fischerei in ihren alten wendischen Sitten erhielten und selbst bei Verheirathungen auf den alten Stamm und wendisches Blut sahen. Somit ist es denn unzweifelhaft, daß die Mönchgüter aus unvermischten slavischen Elementen bestehen, die allenfalls durch das Christenthum gereinigt wurden. Nicht nur der Mann freit hier um die Frau, sondern man beobachtet auch die umgekehrte Weise. Also eine Emanzipation des Weibes, wie sie häufig im modernen Sinn verlangt wird, nur liegt hier kein poetisches Motiv zum Grund, sondern ein sachliches Verhältniß. In Ermangelung von Söhnen fällt das Gut nämlich der ältesten Tochter zu, und diese, um nicht mit der Bewirthschaftung des Erbes in Stocken zu gerathen, hat das Recht, „Jagd" zu machen, oder „na eenem uht to stellen". Die Weise, in der man dabei verfährt, ist folgende: Hat ein Mädchen oder eine Wittwe einen Mann gefunden, dem sie ihre Hand zu geben wünscht, so sendet sie zur Nachtzeit einen Freund oder Verwandten vor die Thür des Geliebten. Der Abgesandte hat den stillschweigenden Auftrag, den Letzteren durch Klopfen aus dem Schlafe zu wecken und ihm den Antrag der Vollmachtgeberin mitzutheilen. Nun bittet sich der Angegangene Bedenkzeit aus, so sittig und verschämt, wie es bei uns nur Weiber thun. Nach einigen Tagen erscheint der Freiwerber von Neuem, klopft wieder an und erbittet sich den Bescheid.

*) Gut der Mönche; denn Mönchgut gehörte dem Kloster Eldena bei Greifswalde.

Im Falle eines „Jaworts“ führt der Freiwerber die Braut zum Bräutigam, daß der Letztere es ihr wiederhole. Im Falle eines Korbes aber (um dieses Bild beizubehalten) setzt das Mädchen die Jagd ungehindert fort, und es fällt keinem ein, ihr den Refus in Spott oder andere Rechnung zu stellen. Uebrigens ist man meistens schon vor den Formalitäten der Bewerbung im Reinen und vergebene Anfragen mögen selten stattfinden. Eine Wittwe kann sofort nach dem „Jaworte“ den Mann ihres Herzens zu sich in's Haus nehmen.

Auch hinsichts der Kleidung zeichnen sich die Mönchgüter vor den übrigen Ruganern und Pommern aus. Daß sie vier Hosen über einander anziehen, ist nichts Seltenes, und ihre Leibfarbe ist schwarz und roth, d. h. die Jacke ist schwarz und das Unterfutter roth. Die Hosen reichen in weitem Faltenwurf bis zum Knie, unterhalb welchem sie zugeknöpft werden. Indeß die schwarze Farbe ist nur Luxus, Alltags trägt man braunrothe Jacken mit schwarzen Streifen und Knöpfen. Der Charakter der Mönchgüter ist phlegmatischer, als man ihn sonst irgendwo in Neuvorpommern antrifft; (auch eine slavische Reminiscenz, wie sie bei den Kassuben und Lieperwinklern vorkömmt) aber die weibliche Bevölkerung zeichnet sich — seltsam genug — noch an Leben und Beweglichkeit vor den Männern aus, die hier beinahe durch die Emanzipation der Weiber eine untergeordnete Stellung erhalten zu haben scheinen. Die Männer fangen Fische, während die Weiber das Land bebauen, und kehren sie heim aus dem Meere und der Gefahr, so legen sie sich auf die slavische Bärenhaut. Gastfreundlich und zuthulich ist man auch hier.

Garz ist Stadt, wie Bergen. Hier stand einst die alte Festung und Residenz der rügischen Fürsten: Carenza, die übrigens eben so wenig wie Arkona eine große Handelsstadt war, sondern sich so zu Garz verhielt, wie der Rugard zu Bergen. Waldemar der Sieger, der Arkona zerstörte, legte auch zu derselben Zeit christliche Hand an das heidnische Carenza.

Putbus (bei dem Busch) ist Residenz des Fürsten von Putbus und Seebad. Der jetzt regierende Fürst Malte von Putbus stammt — wie behauptet wird — von den alten rügischen Fürsten ab. Borante, der Enkel Stoislaws I., soll der Stammvater der Fürsten von Putbus seyn. Bis 1807 kannte man nur Grafen von Putbus, aber Gustav IV. erhob dieselben in den Fürstenstand, und der jetzige König von Preußen bestätigte diese Ernennung 1817, als Rügen an Preußen fiel. Fürst Malte von Putbus erhielt außerdem den Titel „Durchlaucht“ und wurde

zum Mitglied des preußischen Staatsraths, zum Generalgouverneur in Neuvorpommern und Rügen, zum Kanzler der Universität Greifswalde und zum Kommandeur eines Landwehr-Regiments ernannt. Sommers und in der Badesaison wohnt der Fürst im Schlosse Putbus, das inmitten des sich längs des Marktfleckens Putbus hinziehenden Parks liegt; Winters aber meistens in Berlin. Putbus ist sicherlich das pittoreskeste Seebad Deutschlands, das anmuthigste und wöhnlichste, aber leider das langweiligste und unbequemste, jenes, weil die Badegäste, aus der Weite wenigstens, fehlen, dieses, weil die Einrichtungen nur vortrefflich sind, die Wirthe aber z. B. sehr gleichgültig gegen die Bedürfnisse der Gäste. Man lebt auf einer Insel, muß Vieles von dem Festlande herbeischaffen, und Anderes, was man auf der Insel zieht, ist schlecht. Somit geschieht es trotz der Restaurants aus Stralsund und sogar aus Berlin, daß die Badegäste im Verhältniß der Zahlung, die sie leisten müssen, nicht eben zum Besten bedient werden, zumal da die beschränkte Frequenz der Konkurrenz keinen Spielraum bietet. Und der Wein ist in preußischen Bädern nicht zu bezahlen, ist er aber auch zu bezahlen, so ist er doch nicht zu genießen. Zu dem Allen kömmt noch, daß das Ostseewasser in der Nähe von Putbus für nicht salzig und kräftig genug erklärt wird. Nichtsdestoweniger halte ich Putbus für ein sehr empfehlenswerthes Seebad; denn ich bin der Meinung, Luft und Badeaccidenzien, wie z. B. eine angenehme Natur und Zerstreuung in dieser und nicht in Conversations- und Spielsälen (die übrigens auch im Putbuser Park ihres Gleichen suchen) unterstützen die Kur in dem Grade, daß man wohl den mindern Salzwerth des Putbuser Bades übersehen mag; für Vermehrung der Vergnügungen aber und Bequemlichkeit der Badegäste sorgt der regierende Fürst nach Kräften. Viel, sehr viel hat Graf Karl von Hahn, der jetzt mit den Thespiskarren in Deutschland umherzieht, freilich für das Bad Putbus dadurch gethan, daß er ein Gast- und Logirhaus erbaute und ein Schauspielhaus, dessen Eleganz und geschmackvolle Einrichtung nur den Wunsch erregt, Seine Durchlaucht der Fürst Malte möge alljährlich für eine gute Schauspielertruppe, zur Unterhaltung der Badegäste, oder wenigstens für eine erträgliche sorgen. Diese Leute werden hier aber, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, ihre Rechnung nicht finden; denn der Zuschuß, den man ihnen gewährt, ist überaus mäßig, und stehender Badegäste zählt Putbus wenige. Somit hat man daselbst häufig bei Regenwetter gar keine Unterhaltung; selbst die Spieler klagen über schlechte Geschäfte, oder vielmehr über gar keine, denn man sieht sie nicht selten ohne einen Satz Taille schlagen. Wie gesagt, eine

gute Schauspielertruppe würde wenigstens die Badegäste bei schlechtem Wetter, das auf dieser Insel doppelt empfunden wird, entschädigen, und die Spieler, die hier am leichtesten zu entbehren sind, würden durch eine solche Einrichtung noch mehr beschränkt werden. Uebrigens bin ich der Meinung, daß alle Bäder, die nicht zur Mode gemacht werden können, selbst bei den splendidesten Einrichtungen ohne anziehende Kraft bleiben werden, ein Grund, der das von Putbus vier Meilen entfernte, hinsichts der Lage und des Reizes allerdings sehr mittelmäßige Swinemünde über jenes den Vorrang gewinnen ließ. Es fällt Keinem in Berlin ein, Putbus zu besuchen; wenn man nicht Doberan vorzieht, so wird man doch in Swinemünde bleiben, obwohl die Kommunikation zwischen Diesem und Putbus durch ein Dampfboot unterhalten wird. Swinemünde liegt dem Luxus näher, und Bäder sind Sache des Luxus. Deßhalb halte ich es auch für Thorheit, wenn man Häringsdorf auf Usedom, das freilich Swinemünde an Lage überbietet, zu einem Bade machen will.

Die Menschen können nicht leicht ehrlicher, zuvorkommender (wenn sie nicht allenfalls blöde sind, was auch vorkömmt), herzlicher und geradsinniger gefunden werden, als auf Rügen. Zeichnet sich Pommern überhaupt schon durch Biederkeit aus, so erreicht diese Biederkeit auf Rügen, das durch das Meer von dem Raffinement des Lebens und den sozialen Wirrungen abgesperrt wurde, während es, von der Natur übermäßig begünstigt, gegen Mangel und daraus resultirende Unzufriedenheit und Spekulation gesichert war, den höchsten Grad. Man könnte behaupten, der wendische Charakter sey hier nur durch das Christenthum abgeklärt; denn man findet auf Rügen alle Elemente jenes Charakters noch heutzutage. Welche einfache und kindliche Hingebung an die Geistlichkeit macht sich nicht hier bemerkbar. Und dieses Verhältniß scheint weniger aus christlichen Motiven herzurühren, denn aus der alten slavischen Gewohnheit, die den Priestern einen so bedeutenden Einfluß und ein so patriarchalisches Verhältniß einräumte. Sie traten auch — wie gesagt — auf der Stelle ein in die alte Herrlichkeit der Priester Swantewits, Rugowits und Barowits, und selbst die Reformation, die doch allenthalben eine Beschränkung der Geistlichen in materieller Hinsicht mit sich führte, nahm den Predigern auf Rügen nichts. Wo in der Welt gibt es protestantische Pfarren, wie in Sagard, Bobbin, Altenkirchen und Wyck? Man nannte sie die Vierfürsten, und gewiß ihnen fehlt selbst heutzutage, trotz mancher Einschränkungen, die aus der Richtung der Zeit hervorgingen, nichts, um sie in den Augen aller Amtsbrüder beneidenswerth erscheinen zu lassen, ein Grund,

der vor Zeiten selbst Herren von gutem pommerschen Adel vermochte, Theologie zu studiren, um auf Rügen zu predigen, Leibeigene zu gebieten und Patronatsherr zu werden. Was konnte auch der sechste oder zwölfte Sohn eines pommerschen Edelmanns Besseres thun, als Güter, die ihm die zahlreiche Nachkommenschaft des Vaters versagte, mittelst des Chorrocks zu erwerben. Und die Pfarre wird, wo es nur angeht und das Ministerium des Kultus nicht intervenirt, noch bis auf den heutigen Tag gern vererbt, man verheirathet seine Tochter nur an einen hoffnungsvollen Theologen. So gibt es auf Rügen nicht nur Erbländereien, sondern auch Erbpfarren. Das Christenthum wird hier in Erbpacht gegeben. Niemand beneidet dieses Glück der Geistlichkeit, die die Nächstenliebe und alle christlichen Tugenden in früherer Zeit so vortrefflich predigte, daß selbst die Leibeigenen des Herrn Pfarrers erklärten, es gäbe keine größere Wonne, als nicht nur ein christliches, sondern auch ein juristisches Schaaf eines solchen Mannes zu seyn und zum eisernen Vieh der Pfarrer zu gehören. Gewiß, es fiel Keinem ein, den Herrn Pfarrer um eine praktische Anwendung des Christenthums zu ersuchen, um eine Ausdehnung der Humanität, die der fromme Mann vielleicht gewährt haben würde, wenn sie nicht dem Nachfolger zum Nachtheil gereicht hätte. Somit verstanden sich nur Einzelne zur Freilassung, wie z. B. ein Präpositus in Gingst, der die hohe und niedere Gerichtsbarkeit eines Theils des Orts verwaltete und zur Vollziehung der Gerichts- und Polizeigesetze zwei Quartiermeister unterhielt. Rügen zählt nicht weniger als 27 Pastorate, die alle wie Edelhöfe eingerichtet sind, und die adeligen Güter, über die man hier gleichsam fällt, weit hinter sich lassen, da sie nichts von einer Uebervölkerung zu leiden hatten und mit der steigenden Kultur des Bodens nur Amelirationen gewannen. Daß unter den Geistlichen Bildung, selbst außergewöhnliche Bildung gefunden wird, möchte man mir, ohne daß Kosegarten und Andere dafür den Beweis geliefert, schon deßhalb glauben, weil der Prediger hier nicht blos Gottes Wort zu predigen hat, sondern auch Gottes Gabe genießen kann. Man trifft verbauerte Pastoren in Hannover, Holstein, Mecklenburg, Oldenburg nnd Hinterpommern, aber auf dem von der geistigen Entwicklung und dem Fortschritt abgesperrten Rügen trifft man eine Elite der Geistlichkeit. Schade nur, daß die Majorität der Bevölkerung von dieser Bildung nicht in dem Grade profitirte, wie sie in den reellen Verhältnissen an ihr litt, denn man wird zugeben, daß auch Rügen weiter seyn könnte, hätten die Hochehrwürdigen nicht das Fett von der Natur abgeschöpft. Daß man mit seiner Lage zufrieden ist, beweiset nicht, daß sie nicht besser

seyn könnte, und die Bildung der Pastoren entschädigt nicht wegen der dürftigen Hütten der Bauern.

Was der Ruganer trägt an Kleidung (natürlich sind hier die Städte und Flecken ausgenommen) hat er sich selbst verfertigt. Webstühle trifft man hier beinahe in jedem Bauernhause; man webt „Ziegeth", „Halbsett" und „Wargh", Zeuge aus leinenem Ein- und wollenem Aufschlag. Und die Küster liegen der Bildhauerkunst ob, sie verfertigen Leichensteine, die Dorfkirchhöfen alle Ehre machen. Die Inschriften derselben werden von den Angehörigen und Verwandten des Verstorbenen gedichtet und stehen zu der geschickten Arbeit des Küsters deßhalb nicht immer im Verhältniß, es sey denn, er ist nicht nur Bildhauer, sondern auch Dichter, was heutzutage, wo alle Küster auf Rügen rechtschreiben müssen, vielleicht der Fall seyn kann.

Das Plattdeutsch auf Rügen zeichnet sich durch mancherlei Eigenheiten aus und besonders dadurch, daß man mit einzelnen Wörtern beschreibt. So heißt z. B. ein Sehrmann ein ausgezeichneter Mann an Herz und Geist. Will man die letztere Eigenschaft schlagend hervorheben, so sagt man auch „he kann geistlich und weltlich". Böse seyn heißt hier „quade seyn", und von Einem, der in Verlegenheit geräth, sagt man „he keem recht in de Brummelbeeren", was allerdings bezeichnender ist, als das mit Französischem vermischte Plattdeutsch „he keem in de Sohße". Die feudalistischen Verhältnisse, die früher auf Rügen am meisten hervortraten, bewirkten, daß sogar das Gesinde in eine chevalereske Weise verfiel, die sich freilich im plattdeutschen Style und mit pommerschem handgreiflichen Nachdruck seltsam genug ausnimmt. Der „Großknecht" ertheilt nämlich dem „Jungknecht" die Ehre einer Ohrfeige, indem er in feierlichem und begeistertem Tone hinzufügt: „So Keerl! dat liid van mi, un van keenem annerm!", eine Weise, die übrigens nicht nur auf Rügen, sondern auch in Mecklenburg und Holstein angetroffen wird. Von dem Trinkliede aber, das Weber als ein rügisches Nationallied bezeichnet, bin ich der Meinung, daß es eben nur auf Hiddensoe gehört wird, und sonst nirgends auf Rügen. Die Hiddensoer aber singen es in eintöniger melancholischer Weise und durchaus nicht im dithyrambischen Schwunge, so langsam aber, als gälte es einem Trauergesang. Es lautet:

„Hans Naber, ick hebb et ju togebracht,
Sett ju man Duhm un Finger d'ran.
He! kuke mal in! he kuke mal in;
Noch Oele, noch Oele, noch Oele darin."

Der Trinker muß nun das leere Glas zeigen und dabei singen:

„He kuke mal in —
Niks Oele, Oele, niks Oele darin.“

Im Hochdeutschen würde es lauten:

„Hans Nachbar, ich hab es Euch zugebracht (zugetrunken),
Setzt ihr nur Daumen und Finger dran.
Seh' er einmal hinein, seh' er einmal hinein,
Noch Bier*), noch Bier, noch Bier darein.“

Und weiter:

„Seh' er einmal hinein,
Nichts Bier, nichts Bier, nichts Bier darein.“

Ich kann hier nicht umhin, zu bemerken, daß die Mäßigkeit zu den Tugenden der Ruganer gehört, und arten sie einmal an Sonn- und Feiertagen aus, so muß man doch zugeben, daß diese Weise nie einen rohen Anstrich trägt. Durch die Ausgelassenheit selbst schimmern Gastfreundlichkeit, Herzlichkeit und Biederkeit, ein boshafter Rausch wird auf Rügen selten vorkommen.

Ernst Moritz Arndt wurde auf Rügen geboren; Hackert legte hier den Grund zur Landschaftmalerei, und Kosegarten wurde vielleicht nur durch Rügen Dichter. Wenn die beiden letzteren somit beweisen, daß Rügen an Poesie keine geringe Ausbeute bietet und einen Impuls, den man in Pommern sonst vergebens sucht, so mag man Arndt wohl als den unverfälschten Ausdruck des rügischen Nationalcharakters betrachten. Und in der That, man findet hier nicht nur Geradheit, Treue und Herzlichkeit, sondern auch — trotz aller Leibeigenschaft — einen tüchtigen Sinn für Recht und Freiheit. Wenn diese Elemente nie in politische Verwickelungen geriethen, so muß man bedenken, daß auf dieser abgeschlossenen Insel ein solches Resultat nicht möglich war, wie überhaupt eine Ausbildung jenes Naturtriebs, den man bei allen slavischen Abkömmlingen wahrnimmt. Eine gewisse nationale Unabhängigkeit suchen die Ruganer durch Sitten und Gebräuche und — wie z. B. auf Mönchgut — selbst durch Familienabsonderung noch festzuhalten, deutsch sind auch sie leider nicht in dem Grade, wie sie früher schwedisch waren. Weber findet sogar eine Abneigung gegen Deutschland in dem Fluche „dat dik de Dütscher“, statt „daß dich der Teufel“, der auf Rügen Styl ist; ich aber hörte aller Orten Sympathien für Schweden, obwohl

*) Das Oele gilt von dickem, starkem Schiffsbier, und ist mit Ale synonym.

diese Regierung in hundert Jahren keine solche Reformen veranlaßte, wie die preußische Regierung in einigen zwanzig.

Neben Rügen und seinen insularischen Anhängen sind die Inseln Usedom und Wollin bemerkenswerth. Usedom, wie Wollin, trägt in seiner ganzen Oberfläche den Eindruck des Meeres, das hier einst seine Wogen rollte. Hohe Sanddünen durchkreuzen die Insel, Granitschichten ragen aus dem Boden hervor. Nur da, wo die Vegetation gegen den Sturm und die Einwirkungen der Ostsee durch die Abhänge der Dünen gesichert ist, hat sich eine fruchtbare Dammerde gesammelt. Die Wiesen findet man in den noch niedrigeren Thälern, und da, wo die tiefsten Gründe der Insel, Seen, die eine lebendige Abwechslung bieten zwischen Buchen, Eichen, Tannen, Wiesen und Dünen.

Wenn die Männer der der See zuliegenden Dörfer dem Fischfang und der Schifffahrt nachgehen, so sind es die Weiber, welche den Acker verwalten. Der letztere ist immer Nebensache im Verhältniß zum Meere, das für alle, die sich ihm einmal hingegeben haben, eine seltene Anziehungskraft zu besitzen scheint, vermuthlich nur der Gefahr wegen, die auf Usedom und allenthalben, wo die See Gewalt über die Menschen ausübt, als die Würze des Lebens erscheint, als eine ergötzliche Abwechslung des ewigen Einerleis. Sie setzen es ein in die hüpfenden Wellen für einen Häringsfang, für einen Robbenschlag, für einen Lootsenlohn, und die Spannung zwischen Leben und Tod ist jenen Menschen die Poesie des Daseyns. Deßhalb bauen die Weiber den Acker und weben die schwarzen und rothen Jacken, die immer wie ein Symbol des Todes anzusehen sind; denn auch hier hört man von ganzen Geschlechtern, die ununterbrochen von Vater auf Sohn und von Sohn auf Enkel ihr Grab auf tiefem Meeresgrunde wählten und nie des Zimmermanns bedurften, daß er ihnen das Bett einrichte. Es ist eine schauerliche Bestimmung, aber die See läßt sie nicht, und wenn man in Peenemünde, wie ich, bei brausendem Sturm ein Lootsenboot ausrüsten sieht, weiß man auch, warum sie sie nicht läßt. Die See ist ihre Braut, und wenn sie wehklagend den Buhlen zuruft und ihr Angstruf durch die langen Tannen und die uralten Eichen von Usedom rauscht, dann müssen sie wohl hinaus, um zu kosen mit der Liebsten, oder auf ewig in ihren Armen zu ruhen und zu träumen.

Im Sturme nimmt sich die Sage von Vineta auch um so hübscher aus. Ich theile, was ich von Vineta aus Hörensagen, Chroniken und neueren Werken weiß, einstweilen mit.

1124, den 15. Juni, wurden die ersten Pommern — man gibt ihre Zahl auf 7000 an — am Ottobrunnen, bei dem Dorfe Altstadt,

getauft, in Bausch und Bogen, indem das Schwert über sie kam, und 1125 soll Vineta untergegangen seyn, die blühende Wendenstadt, mit Mauern aus Jaspis und Marmor und mit goldenen Zinnen und Thürmen. Die Sage von Vineta klingt so schön und lieblich auf den Sanddünen von Usedom, wo sonst die Phantasie an den Wogenschlag des Meeres und an den Sturm, der durch die Tannenwälder rauscht, und an die Möven, die auf den Wellen schaukeln und schreien, und an die Dohlen, die um die Hütten von Damerow, Koserow, Koelpin und Loddin schwärmen, verwiesen ist. Die Sage von Vineta klingt so schön und lieblich auf einem Boden, wo sonst nur die königlichen Domainen und Rittergüter anziehend sind, daß man allerdings Recht hätte, wenn man ihr weiter nachspürte, wenn man auf dem Meeresgrunde sucht nach der Herrlichkeit des wendischen Pompeji, wovon Chroniken und Volksmund Kunde geben und wovon der Propst Zöllner behauptet, es sey eitel Lüge, er, der aus Berlin nach Pommern fuhr und von dem Strande aus die seltsamen Steinriffe mit dem Fernrohr betrachtete. Auch Weber bemerkt kurz und gut; Vineta und Julin (Wollin) sey eine und dieselbe Stadt gewesen und von den späteren Chronisten seyen die verschiedenen Namen für zwei Städte gehalten worden. Aber die Sage, sollte sie ohne allen Grund seyn? Sollten die pommerschen Bauern so schöne Mähr ersinnen? Sollte die Geistlichkeit diese Tradition zur Stütze des jungen Christenthums, dem Vineta ein Sühnopfer fiel, verbreitet haben und haben verbreiten können, da man sich hier doch durch den Augenschein vom Gegentheil überzeugen konnte? Helmoldus*) sagt in seinem **Chronicon Slavorum** von Vineta: An der Mündung der Oder, wo das baltische Meer anspült, war vormals die berühmte Stadt Vineta, welche den in ihrem Umkreise lebenden Barbaren und Griechen (Reußen) einen trefflichen Aufenthalt gewährt. Ich will einige Merkwürdigkeiten, die den Ruhm dieser Stadt betreffen, anführen, weil man manches Große und kaum Glaubliche davon erzählt. Sie war unstreitig die größte unter allen europäischen Städten und wurde von Slaven bewohnt, nebst anderen griechischen und barbarischen Völkerschaften, denn auch die sächsischen Ankömmlinge erhielten die Erlaubniß, sich dort niederzulassen, wenn sie sich nicht als Christen zu erkennen gaben. Denn bis auf den Untergang dieser Stadt waren Alle den Irrthümern des Heidenthums zugethan. Uebrigens gab es kein Volk, welches von freundlichern Sitten und gastfreier gewesen wäre. Jene Stadt, reich an Waaren aus allen Nationen, schloß alles Angenehme

*) Helmoldus lebte 1170 in Wagrien.

und Seltene in sich. Diese sehr reiche Stadt soll ein gewisser Dänenkönig mit einer großen Flotte vom Grunde aus zerstört haben*). Man sieht daselbst einen Neptun von dreifacher Natur; denn jene Insel wird von drei Meerbusen bespült, von welchen der eine von ganz grüner Farbe seyn soll, der zweite weißlich, der dritte aber soll, von immerwährenden Stürmen in wilden Aufruhr versetzt, toben." So weit Helmoldus; diejenigen aber, welche an Vineta zweifeln, behaupten, Helmoldus habe die Kirchengeschichte des Adam von Bremen, die hundert Jahre älter sey, wörtlich abgeschrieben und nur für Julin Vineta gesetzt. Vineta sey nur ein Epitheton des jetzigen Wollin (Julin) und bedeute **civitas Vinetorum.** Ja man zweifelt sogar, daß Helmoldus selbst „Vineta" geschrieben, da die besten **Codices Jumneta** enthielten, die lateinische Bezeichnung für das slavische Jumne, welcher Name Julin wegen der dort befindlichen Jomsburg beigelegt wurde. Dazu kommt noch, daß die Ereignisse, welche Helmoldus nach Vineta verlegte, von Adam von Bremen als in Julin geschehen erzählt würden. Also die Einerleiheit beider Städte sey dadurch erwiesen, und zwar um so mehr, als der Biograph des Bischofs Otto von Bamberg, des oben erwähnten Apostels der Pommern, eines Vineta mit keiner Sylbe gedenke, so wenig wie Saxo Grammaticus, der im zwölften Jahrhundert diese Gewässer in eigener Person befahren habe. Herr Wilhelm Meinhold, ein pommerscher Pfarrer, hat es demohngeachtet übernommen, die Wendenstadt aus der Kritik zu retten und aus dem Meere, wenn sich nämlich für den letzteren Fall eine hinlängliche Gesellschaft zusammenfinden möchte, um die Kosten zu einem Augenschein mittelst der Taucherglocke zu tragen**). Was die Gründe des Herrn Meinhold für Vineta betrifft, so bieten sie zwar keinen direkten Gegenbeweis hinsichts der Gründe gegen Vineta, aber Beachtung werden sie immerhin verdienen. Er geht von der Sage aus und unterstützt dieselbe durch viele kleine Thatsächlichkeiten, die wenigstens seinen Antrag, die räthselhaften Ruinen zu untersuchen, motiviren. Wenn Herr Meinhold aber der Meinung ist, der **Codex Oldenburgensis**, welcher für die Jahre 1158 bis 1176 mehrere Personen aus Julin und Vineta anführt, die gleichzeitig im Rathe zu Lübeck gesessen hätten, könne für die Existenz Vineta's angeführt werden, und wenn er jene Angaben selbst, trotz des Untergangs von Vineta im Jahre 1125, noch beachtungswerth findet, so wird man dieser Vermuthung für Vineta doch schon aus dem Grunde

*) Nach Helmoldus ging also Vineta nicht durch Sturm unter.

**) Humoristische Reisebilder von Usedom.

nicht den geringsten Glauben schenken dürfen, weil der Lübecker Rath von 1158 bis 1176 aus christlichen Elementen bestand und nicht aus slavischen, die sich doch noch bei dem Untergange Vineta's in dieser Stadt vorgefunden haben sollen, es auch nicht anzunehmen ist, daß ausnahmsweise die Taufe Einzelne aus der slavischen Bevölkerung Vineta's für den Lübecker Rath geeignet gemacht hätte. Freilich wohl werden in jenem Rathsverzeichnisse, das ich selbst in Lübeck eingesehen habe, die Namen Julin, Vineta und Uznam (Usedom) gleich hintereinander angeführt und dadurch Vermuthungen erregt, man habe Vineta am baltischen Meere vor Augen gehabt; allein dasselbe rührt aus dem Jahre 1234 her, und es ist wohl anzunehmen, daß der Rathsschreiber, welcher es anfertigte, den **locum Vinethe** bei Hamburg mit dem alten Vineta verwechselte und ihn beliebig neben Julin und Uznam setzte. Aus Usedom und Julin aber konnten immerhin Personen in dem Lübecker Rath sitzen, da diese Gegenden zu der angegebenen Zeit längst das Christenthum adoptirt hatten. Die Thatsachen dagegen, welche Adam von Bremen als in Julin, Helmoldus als in Vineta geschehen erzählt, beziehen sich nur auf die Flucht des dänischen Königs Harald, und Meinhold meint, eine Verwechselung derselben sey dadurch möglich geworden, weil sich jener leicht aus einer Nachbarstadt in die andere habe begeben können. Was endlich den Umstand betrifft, daß weder Saxo Grammaticus, noch der Biograph des Apostels der Pommern Vineta's erwähnen, so meint Meinhold, man müsse erwägen, daß jener auch der Jomsburg nicht gedacht habe, deren Existenz doch über alle Zweifel erhaben sey, während dieser Vineta nicht gekannt habe, das zu seiner Zeit schon den Wellen verfallen gewesen sey.

Wie gesagt, man wird einsehen, daß die kritische Untersuchung im engern Sinne des Wortes die Existenz Vineta's nicht rettet; denn sollten Augenzeugen der Stadt oder doch ihrer Ueberreste jenes Ereignisses mit keiner Sylbe gedenken, während andere Chronisten, die den Strand des baltischen Meeres nie mit einem Fuß betraten, die nie in persönlichen Beziehungen zu jenen Landestheilen standen, uns Wunder davon erzählen? Mochte Andreas, der Biograph Otto's von Bamberg, auch die Spuren Vineta's nicht beobachten, von denen selbst noch vor hundert Jahren die Fischer von Usedom und Wollin als etwas ihnen durch den Augenschein Bekanntes erzählt haben sollen, so muß man doch annehmen, daß er die historischen Beziehungen jener Stadt zu dem Heidenthum und dem jungen Christenthum, das sich aus demselben losrang, erwähnt haben würde. Otto von Bamberg taufte um das Jahr 1124 die ersten Pommern und im Jahre 1125 ging Vineta

unter, nach Helmoldus von Haralds Hand getroffen, nach der Sage durch einen Sturm, der sieben Monate lang aus Nordost blies und die Fluthen des baltischen Meeres über Usedom trieb. Sollte das Christenthum, das so gerne seinen Grund in Wundern und dem Zorn Gottes erblickte, dieses Ereigniß unbenützt gelassen, sollte der Geschichtschreiber hier nicht den Finger Gottes wahrgenommen haben? Indeß die geschichtlichen Studien jener Zeit dürfen nicht mit einem modernen Maßstab gemessen werden, die Anfänge des Christenthums waren mit dem Martyrthum verknüpft, und man konnte nicht wohl über die Gefahren hinaus noch nach etwas Anderem blicken, als nach dem Kreuze und der Dornenkrone. Thatsachen, die den Aposteln und Chronisten hier nicht geradezu vor Augen traten, konnten ihnen schon entgehen, eine Entfernung von einigen Meilen konnte zu jener Zeit so viel gelten, wie heutzuge eine Entfernung der Barbarei von der Civilisation, obwohl Tausende von Meilen zwischen beiden liegen mögen. Mit einem Worte, man soll die Ungewißheit der Vergangenheit nicht als eine Gewißheit der Gegenwart und Zukunft citiren, sondern mit eigenen Augen sehen, wenn man kann. Ist doch selbst durch neuere Untersuchungen des Augenscheins die Doppelehe des Grafen von Gleichen, trotz Chroniken, Kirchenrecht, Sakrament und aller kritischen Einwürfe, mehr als wahrscheinlich gemacht worden. Somit hat Herr Meinhold ganz Recht, wenn er im Interesse der Geschichte, die hier mehr, als eine Kuriosität zu berücksichtigen hat, das Leben und den Augenschein zur Entscheidung über die Frage vorschlägt: „Gab es ein Vineta, oder nicht?“ Einmal ist die Sage von dem untergegangenen Vineta seit Jahrhunderten einheimisch auf Usedom. Sagen haben immer einen faktischen Grund, man wird in dem Laufe der Zeit die ursprüngliche Wahrheit entstellen, ausschmücken, poetisch formen, man wird sie in andere Gegenden und Zeiten verlegen können, aber erfinden lassen sich diese Sachen nicht. Weiter heißt ein Steinriff, eine halbe Stunde südlich von den Ruinen von Vineta, oberhalb des Dorfes Unkeritz, am Strande von Usedom, noch bis auf den heutigen Tag das „Bollwerk“. Dieses Bollwerk stimmt ganz mit der Lage des Hafens von Vineta überein, von dem die Chronisten erzählen; auch wird man schwerlich einen andern Grund für jene Bezeichnung finden können: wozu ein Bollwerk an einer Stelle, die keines Bollwerks bedarf, an dem öden, unfruchtbaren Strande von Usedom? Der pommersche Geschichtschreiber Thomas Kantzow beschiffte 1538 die Ruinen, und der Bürgermeister von Treptow, Johann Lubbechius, befuhr sie 1564. Damals erzählten die

Fischer von Damerow*), daß noch ganze Steinpflaster der Gassen von Vineta vorhanden seyen, aber übermoosset, oder versandet. Wenn sie zugleich hinzufügten, dieselben seyen eben aus diesem Grunde unsichtbar, so mag man solche Spuren nicht als Beweis anführen können, aber doch die Erzählung davon als Vermuthung für die Unmittelbarkeit der Sage, ja man muß dafür halten, daß die erwähnten Spuren wenigstens noch von den ältesten Leuten jener Zeit gesehen worden waren. Aber nicht nur die Sage lebt seit Jahrhunderten auf Usedom, sondern auch der Name Vineta. Mochten die Chronisten Vineta statt Julin lesen, oder die Vineta civitas, womit man Julin bezeichnete, für eine zweite Stadt erklären, so wird man doch mit Recht fragen können, weßhalb diese falsche Lesart oder Verwechslung in den Mund eines rohen und ungebildeten Volkes überging, das weder Adam von Bremen, noch Helmoldus las? Endlich sind alle, welche die Ruinen von Vineta beschifften, für die Existenz dieser Stadt. Weder Kantzow, noch Lubbechius, noch Diejenigen, welche der pommersche Herzog Philipp mit der Ausmessung derselben beauftragte, haben diese Ruinen für gewöhnliche Steinriffe erklärt, wie der Propst Zöllner, der nur die über sie einbrechende Brandung vom Ufer aus betrachtete. Ja die ersteren Beiden haben uns Zeichnungen von ihnen hinterlassen, die, wenn auch in Einzelnheiten divergirend, die Hauptsache, die Regelmäßigkeit der Ruinen konstatiren, eine Regelmäßigkeit, die kein Werk des Zufalls seyn kann. Herr Meinhold bemerkt noch, daß im Jahre 1836 auch ein von Menschenhand bearbeiteter Stein aus dem Meeresgrunde, der die Ruinen trägt, gezangt**) und der Merkwürdigkeit wegen nach Stettin gesandt worden sey. Wenn man auch bis dahin nur rohe Steinmassen an der Stelle, wo Vineta gestanden haben soll, zu Tage gefördert, so verdiene nichtsdestoweniger dieser Stein Beachtung, denn auch wir bearbeiteten ja selten die Grundsteine unserer Häuser, und Wogenschlag und Eisgang von Jahrhunderten könnten überdieß leicht die künstliche Form abgerieben haben. Auf den Stein mag man wenig Gewicht legen, denn Herr Meinhold selbst meint, er könne von einem jener hier gestrandeten Schiffen herrühren, deren man mehrere anführt, aber bedeutungsvoller sey das Argument einer zahlreichen slavischen Bevölkerung, die hier unzweifelhaft existirt habe, und gerade in der Nähe der Ruinen von Vineta, auf dem unfruchtbaren Strande von Usedom,

*) Eines jener vier Dörfer mit wendischen Namen am Strande, den Ruinen von Vineta gegenüber.

**) Mit Zangen aus dem Grunde holen.

während doch der Mönch Andreas Pommern als das Land der Verheißung, dem nur Wein, Oel und Feigen gefehlt hätten, beschreibe, und es also nicht wohl abzusehen sey, weßhalb die Slaven hieher gezogen seyen, wo das Terrain dem ihnen bereits bekannten und mit dem besten Erfolge ausgeübten Ackerbau so ungünstig gewesen, seyen sie nicht eben von einer großen Stadt angezogen worden, deren Nähe sie gegen die Unfruchtbarkeit des Bodens entschädigt habe. Gewiß, man findet auf dem betreffenden Strande von Usedom auf jeden Schritt Ueberreste der slavischen Vorzeit: Todtenhügel, Scherben von Todtenurnen, Brandstätten, Gebeine; und die bereits erwähnten Dörfer, die den Ruinen Vineta's vis à vis liegen, führen slavische Namen; also kann man wohl annehmen, daß einst an diesem Strande ein regeres Leben herrschte, als jetzt, wo der Sturm und die Brandung allein die Monotonie, die über den Dünen schwebt, lichten. Aber man findet nicht nur Ueberreste einer Bevölkerung an dieser Stelle, sondern auch Ueberreste eines reichen, blühenden und üppigen Verkehrs: goldene und silberne Münzen. Meinhold selbst behauptet, als dreizehnjähriger Knabe eine handgroße silberne Münze gefunden zu haben und im Besitz jenes Dirrhem des Kalifen Elamun zu seyn, des Siebenten aus dem Geschlechte der Abassiden, geschlagen zu Samarkand im Jahre 203 der Hedschra, der gleichfalls aus einem auf Usedom stattgefundenen Fund von Silbermünzen herrührt und dessen ich bereits in der Einleitung erwähnt habe. Woher arabische Silber- und Goldmünzen in dieser sterilen Gegend, wenn dieselben nicht in einem ausgedehnten überseeischen Verkehr stand? Und wenn solches der Fall war, wie konnte es ohne den Mittelpunkt einer großen Stadt geschehen? Zu dem allen kömmt noch, daß die Insel Usedom von jeher von dem Sturme und Meere heimgesucht wurde, die sich das Wort gegeben zu haben scheinen, sie allmählig in den Bereich der Fluthen zurückzuziehen, dem sie einst angehörte. Die ganze Insel ist vom Meere ausgefressen; wo noch vor einigen 20 Jahren die Pflugschaar Furthen zog, da wälzen sich jetzt die Wellen. Augenzeugen sagten mir, daß bei einem Nordost die See oft oberhalb und unterhalb des Cölpinsees in das Achterwasser übertrete und dann die dazwischen liegende Strecke, eben jene slavischen Dörfer, zu einer förmlichen Insel forme, indem die Wogen sich nach beiden Landseiten hin meilenweit ausbreiteten. Konnte nicht eine solche Ueberschwemmung, wenn sie länger als gewöhnlich anhielt, auch eine Stadt hinwegreißen in die Gewässer? So soll Rügen nicht nach und nach, sondern plötzlich durch einen Sturm von Pommern getrennt worden seyn, Rügen, eine Landstrecke von 18½ Quadratmeilen; so werden alle jene kleinen Inseln, die

die pommersche Küste bis zur Peenemündung schmücken, einst Festland gewesen seyn. Mit einem Worte, ohne allzuoft auf die vorliegenden Indizien für die Existenz Vineta's zu bauen, könnte man doch den Antrag des Herrn Meinhold zu einer Untersuchung der Ruinen berücksichtigen, wie sie bereits im Jahre 1827 von dem jetzigen Könige von Preußen intendirt wurde, der die Ruinen befuhr. Freilich wird es schwer halten, eine Privatgesellschaft zu diesem Zwecke zu vereinen, da der Geh. Rath Sack in Stettin, der sich auch für Untersuchungen, die nicht in materiellen Beziehungen zu Pommern standen, interessirte, und der in seiner Stellung als Oberpräsident von Pommern dazu einen Impuls geben konnte, verstorben ist. Die umsichtige preußische Regierung müßte vielmehr allein die Veranlassung zu einem Schritte geben, dessen geringe Kostspieligkeit durchaus nicht im Verhältnisse zu dem Resultate der Gewißheit und — wenn es ein Vineta gab — zu dem der nordischen Alterthumskunde steht, die man auf dem Grunde des Meeres ohne Zweifel finden wird; denn von dem alten Wendlande ist uns kaum etwas Anderes übrig geblieben, als Sage und Dichtung, und die Heimskringla-Saga, die auch Wendland berührt, und die uralte Jomsburg ist doch nur ein Nebelvorhang, durch den wir die alten Zustände wohl erblicken, aber nicht unterscheiden können. Das Christenthum hatte so viel mit sich selbst zu thun, daß es den Faden der Geschichte verlor, und die Gegenwart, die ihn, wie allenthalben, gewiß auch hier wieder anknüpfen möchte, würde somit wohlthun, jeden historischen Sonnenstrahl aufzufangen.

Ich stand auf dem Streckelberg bei Coserow, der ungefähr 300 Fuß über die Gewässer zu seinen Füßen emporragt, über die tückischen Gewässer, die diesem König, dessen Thron, wie so mancher andere, auf Sand gebaut, spielend ein Stück Szepter nach dem andern entreißen, und mein Auge schweifte hinaus auf die unendliche Wasserfläche, die sich hob und senkte und nach allen Richtungen hin Ruhepunkte bot, hier die gelben, waldeingefaßten Ufer von Wollin, dort Jasmunds weißes gespenstiges Antlitz, dort selbst, wenn man zum Fernrohr griff, Stralsunds weitgestreckte Thürme; aber näher brach sich an zwei verschiedenen Stellen die Brandung, und wie Lämmer irrten die Wellen am Strande umher und eilten zurück in die gewaltige Heerde, die der Sturm trieb. „Woher die Brandung dort und der dampfende Gischt?“ fragte ich den Führer, einen Schneider aus Coserow. „„Da liegt die alte Stadt Vineta.““ — „Und die Mauern von Menschenhand sind nach Jahrhunderten noch fester, als das Meer von Gottes Hand, daß es sich brechen muß über ihrem Haupte?“

Der Schneider meinte ja, aber ein Freund erinnerte mich, daß die Wenden bekanntlich nur aus Lehm und Holz gebaut hätten und daß solche Bauten wahrscheinlich nicht den Jahrhunderten Trotz bieten dürften und dem leiseſten Wogenſchlag. Ich ließ mich nicht enttäuſchen durch dieſe kritiſche Gloſſe unter dem poetiſchen Text des Augenblicks, ich dachte an die Mauern aus Jaspis und Marmor und an die goldenen Zinnen, ich überhörte es ganz, daß ein Schiffer verſicherte, dieſe Mauern ſeyen von Backſteinen (eine Bemerkung, die meinen Freund nur überzeugte, daß man ſich auf „Das, was die Leute von Vineta ſagten," gar nicht verlaſſen könne, denn Backſteine hätten die Wenden gewiß gar nicht gekannt, und Backſteine ſeyen gewiß längſt dem Meere erlegen), und ſiehe da! der Sturm verflog und die Brandung ließ ab und die Sonne lächelte durch den grauen Oſtſeeſchleier. „Siehſt du dort, wo Vineta liegt, nicht lange goldene Streifen durch die grüne Waſſerdecke leuchten?" Mein Freund lachte, und am nächſten Tage fuhren wir von Damerow 5000 Fuß hinaus in die Oſtſee, denn die See hielt gerade Mittagsruhe, und ihr weiter Mantel war ſo durchſichtig, daß wir viele Steine, die hier und dort auf dem Boden umherlagen, deutlich erkennen konnten. „Wir halten über Vineta" ſagte der Schiffer, „und dieſe Steine ſind Grabſteine". Schließlich muß ich doch noch hinſichts Vineta bemerken, daß man ſich wohl fragen mag: wenn dieſe Steinmaſſen nicht Vineta ſind, woher rühren ſie denn? Kreide, neuer Kalkſtein und neuer Gyps würden den Fluthen nicht lange Widerſtand leiſten, an Urgebirge iſt hier nicht zu denken. Sandſtein aber, alter Kalk oder alter Gyps werden in der ganzen Gegend umher nicht angetroffen. Was ſind alſo dieſe Steinmaſſen, wenn nicht Mauern von Vineta? Auf dieſe Frage blieb mir ſelbſt mein nüchterner kritiſcher Freund die Antwort ſchuldig. Zu bemerken iſt noch, daß die Magnetnadel auf den Ruinen von Vineta in Unordnung geräth, was eben das Scheitern vieler Schiffe daſelbſt erklärt. Der pommerſche Regierungspräſident v. Keſſenbrink, der die Ruinen zu Ende des vorigen Jahrhunderts unterſuchte, bringt dieſen Umſtand mit der Sage in Verbindung, zwiſchen Vineta und dem Dorfe Damerow ſeyen Wieſen geweſen, wohin die Einwohner von Vineta Vieh ausgetrieben, indem er annimmt, der in den verſunkenen Wieſen enthaltene Eiſenſtein ſey die Urſache jener Verwirrung der Magnetnadel.

Der Hauptort, oder wenigſtens der, welcher die Reiſenden am meiſten intereſſirt, iſt das 1824 eingerichtete Seebad Swinemünde, wohin man jetzt von Berlin in etwas über 24 Stunden gelangen kann und das daher vorzugsweiſe von patriotiſchen Preußen, die nicht die

süddeutschen Landbäder oder Italien vorziehen, besucht wird. Läge Swinemünde nicht eben an der Grenze von Hinterpommern, es möchte sich leicht noch mehr heben und den übrigen Ostseebädern den Rang ablaufen; denn wenn auch Travemünde hinsichts des Hafens und der Handelsgeschäftigkeit, die eine angenehme Abwechslung in die Monotonie eines Badeortes tragen, mit Swinemünde konkurriren kann, so liegt es doch nicht, wie dieses, inmitten der schönsten Parthien der Ostsee. Von Swinemünde aus kann man in einem Tage die Herrlichkeiten von Rügen und den anliegenden Inseln befahren, hier mit der See verkehren und dort mit dem Lande; denn die Insel Usedom hat das Angenehme, daß sie von süßem und Salzwasser gebildet ist, von Fluß und Meer, daß sie nach einer kurzen Ueberfahrt uns dem Festlande wiedergibt, und nach einem eben so kurzen Ausflug der offenen See in die Arme führt. Die Stadt Swinemünde ist, seltsam genug, im holländischen Style erbaut. Beschnittene Lindenbäume garniren die einstöckigen Häuserreihen, und ungepflasterte Straßen heben den ländlichen Eindruck, der landeinwärts durch die Waldungen von Usedom noch verstärkt wird. Die Straßen pflastert man nicht, weil der Meersand, der den Boden bildet, durch die Seewinde leicht verweht wird und das Pflaster somit ohne Verbindung seyn würde. Swinemünde verdankt wie ganz Pommern, Brenkendorf viel. Friedrich der Große ertheilte auf sein Anrathen dem Orte Stadtgerechtigkeit. Ob man das künftige Seebad bereits ahnte, weiß ich nicht, aber man fing sofort an, für die Verschönerung der Stadt zu sorgen, und die Plantage stieg nach und nach aus dem Meere empor. So wenig dieselbe Aufmerksamkeit verdient, hätte man auch nichts weiter gesehen, als den Berliner Thiergarten, so muß doch ihre Entstehung erwähnt werden. Man legte, wie häufig, um den Lauf der Flüsse zu beengen und das Bett derselben zu vertiefen, auch an der Mündung der Swine ein sogenanntes „Fachwerk" aus Faschinen und großen Feldsteinen an, und der Sand, den die See hinter demselben absetzte, wurde durch in das Wasser geworfenes Strauchwerk gefangen und dadurch in festen Boden verwandelt, daß man ihn mit Strandhafer besäte. Wenn dieser sich ausgebreitet hatte, bepflanzte man die dem Meere abgewonnene Landesstrecke mit Erlen und Weiden, und vereinte so das Angenehme mit dem Nützlichen; denn die Plantage ist ein einladender Spaziergang auf sterilem Meeresboden, dem man kaum diesen üppigen und frischen Baumwuchs zutrauen sollte. Wenn man früher der Swine durch solche Vorkehrungen Luft verschaffte und tieferen Athemzug, so hat man neuerdings das Palliativmittel durch eine Radikalkur verdrängt. Trotz aller Vorkehrungen

versandete nämlich der Hafen immer mehr, und die Rhede in der offenen See bot den Schiffen, die über den Sand nicht hinwegkonnten, im Unwetter keine hinlängliche Sicherheit. Somit errichtete man ein „Fachwerk“ in größerem Maßstab und aus Stein: zwei gewaltige Hafendämme, deren Umarmung der Fluß erlag. Er mußte nun nachgeben und statt in der Breite in der Tiefe wühlen. Diese Hafendämme bestehen aus senkrechten Steinwänden, die sich aus dem Meeresgrunde sieben Fuß hoch über die Oberfläche des Wassers erheben und aus Quarzblöcken zusammengesetzt sind, deren Kraft die Wellen nimmermehr brechen können. Unregbar sind die langen Arme des Baues ausgestreckt und der Fluß windet sich zwischen ihnen vergebens; alle seine Anstrengungen, zu entfliehen und die Weite zu gewinnen, dienen eben nur dazu, den Zweck des Baues zu erreichen: wie ein gewaltiger Stier in enger Haft muß er die Erde aufwühlen, um sich zu beschäftigen, und wo früher die Tiefe kaum neun Fuß betrug, hat man jetzt vierzehn Fuß Wasser. Stettins Schifffahrt und Handel sind gerettet. Dieses gigantische und wohlthätige Werk verdankt man dem verstorbenen Oberpräsidenten v. Sack und dem Staatsminister v. Bülow.

Die nur durch die Swine von Usedom getrennte Insel Wollin ist wenigstens dem Alterthumsforscher durch die alte Stadt Julin, die an derselben Stelle gestanden haben soll, wo jetzt die Stadt Wollin, merkwürdig. Zwar existiren auch über die Lage Julins Kontroversen, indeß sorgfältige Vergleichungen der verschiedenen Angaben, die die Chroniken enthalten, berechtigen zu dem obigen Schluß. War Julin auch nicht so glänzend, wie die Fama davon in den Chroniken, sondern vielmehr nach der Beschreibung des Mönches Andreas, der seine Mittheilungen aus Augenzeugen schöpfte, nur im wendischen Style erbaut, aus Lehm, Holz und Schmutz, so ist doch die Ausdehnung der Stadt in weitem Umkreise um das jetzige Wollin sehr unzweifelhaft. Heißt man doch noch heutigen Tages in der Feldmark des letzteren bestimmte Plätze: den Fischmarkt, den Pferdemarkt, den Julmarkt. Wie sollen diese Plätze hieher kommen, als durch die Tradition? „Julmarkt“ kann vielleicht so viel heißen, wie juliniſcher Markt. Aber nicht nur, daß diese Plätze in der Feldmark von Wollin liegen, sie sind auch in beträchtlicher Weite von einander entfernt; lagen sie also vor Zeiten innerhalb der alten Ringmauer von Julin, so ist der große Umfang desselben dadurch erwiesen.

Ich habe schon bei Gelegenheit Vineta's erwähnt, Helmoldus wende die Beschreibung, die der hundert Jahre früher lebende Adam von Bremen von Julin mittheilt, ohne Weiteres auf Vineta an, und in

der That, er hat jenen Chroniſten ſo wörtlich abgeſchrieben, daß er nur die einzige Stelle ausließ: „Dort iſt eine Olla des Vulkans, welche die Einwohner das griechiſche Feuer nennen, deſſen auch Solimus gedenkt.“ Sehen wir nun von Vineta ganz ab, ſo wäre doch Julin zum mindeſten eine ſehr prachtvolle Stadt geweſen. Aber ich habe ſchon geſagt, daß der Biograph des heiligen Otto zur Zeit, als dieſer Julin betrat, von einer ſchmutzigen, aus Holz und Lehm beſtehenden Stadt ſpricht. Wie reimen ſich dieſe Widerſprüche? Man könnte wohl dafürhalten, daß Adam von Bremen ſich eine licentia poetica erlaubte und, wie ſo viele Chroniſten jener Zeit, die den Uebergang aus dem heidniſchen Mythus zur chriſtlichen Wahrheit bildete, die Sage aufputzte. Er ſelbſt ſah gewiß die Stadt nie, er hörte von ihrer Größe, ihrem Handel u. ſ. w. und legte nun die Phantaſie an ihre äußere Einrichtung, von der er nichts vernommen hatte. Wenn aber auch Andreas nicht aus eigener Anſchauung urtheilte, und vielmehr ſein Werk über Otto erſt 310 Jahre nach deſſen Tode vollendete, ſo muß man doch — wie geſagt — der Meinung ſeyn, daß er hinſichts der Beſchreibung von Julin auf authentiſchen Beweiſen fußt; denn was er mittheilt, trägt das Gepräge eines Tagebuchs des Biſchofs ſelbſt, oder eines ſeiner Begleiter.

Bei Julin lag auch die berühmte Jomsburg, deren die Heimskringla-Saga, die Jomsvikinger-Saga und die Eyrbiggia-Saga erwähnt. Wahrſcheinlich war ſie die Akropolis der Stadt, und wurde von den Dänen erbaut und ſpäter zerſtört, als die hieher gelegte Beſatzung den urſprünglichen Zweck vergaß, die Wenden zu beaufſichtigen und ſich mit den Julinern in Seeräuberei einließ.

Zwiſchen Wollin und Uſedom fließt nur die Swine und wenn die eine Seite der Fähre Oſtſwine genannt wird, ſo nannte man Swinemünde früher Weſtſwine. Uſedom ſtellt ſich recht zutraulich und einladend dar, fährt man von Wollin hinüber; denn die anmuthige Einfaſſung, die Swinemünde mit ſeinen Häuſern, Gärten und Schiffen dieſer Seite der Inſel verleiht, verdeckt den ſandigen Charakter von Uſedom, der ſonſt allenthalben durchblickt. Uſedom iſt nach Rügen die größte Inſel Pommerns und umfaßt einen Flächenraum von 7$^{5}/_{4}$ Quadratmeilen mit ungefähr 16,000 Einwohnern, die zum größten Theil dem flachen Lande angehören. Die beiden Städte Uſedom und Swinemünde werden zuſammen nicht über 4000 Einwohner zählen. Uſedom iſt durch die Peene, die Swine und die Oſtſee dergeſtalt ausgezackt, daß es an einzelnen Stellen, wie z. B. an dem Dorfe Damerow, nur einen Büchſenſchuß Landes breit iſt und ängſtlich eingeklemmt zwiſchen dem

Achterwasser*) und der Ostsee, jeden Augenblick des Einbruchs der Fluthen gewärtigen muß, die in diesem Falle, der schon einmal einzutreten drohte, aber durch Abdämmung verhindert wurde, eine dritte Insel an diesem Flecke der Ostsee hervorrufen würden. Wald bedeckt die Ostküste der Insel, aber es sind meistens einförmige Fichten, die in dem Sande von Waitzig bis Peenemünde gedeihen und, von der See aus betrachtet, einem dichten Kranze gleichen, der von dem gelben Bande des Strandes zusammengehalten wird. Mitten unter ihnen empfindet man nur jene sterilen Eindrücke, die eine solche Zwitternatur von Meer und Erde veranlaßt, jene Unheimlichkeit, die uns bei aller Zerrissenheit beschleicht: wie lange wird es dauern, bis diese zur Zeit noch dem Meere Trotz bietenden Bäume mit ihren Gipfeln unter den Fluthen begraben sind, welche gierig am Strande spielen und jede Gelegenheit zur Beute erhaschen? Vielleicht doch noch länger, als die Art vorhält, die die Waldungen von Usedom mehr als nützlich lichtet. Neben Holz findet man viele Torfmoore auf dieser Insel, aber auch grüne und fette Triften. Ackerbau und Fischerei bilden die Erwerbsquellen der Einwohner, die auch der Schifffahrt tüchtige Matrosen und Lootsen liefern. Trotz dem, daß sich bereits auch hieher von Berlin, Stettin und Swinemünde aus der Luxus verloren hat, muß man doch im Ganzen das Festhalten an der alten Gewohnheit loben, die bei den Liepe rwinklern (den Bewohnern der sechs Dörfer in dem von dem Achterwasser, dem Krinkersee und dem Peenestrom gebildeten Winkel, der von dem Pfarrdorf Liepe seinen Namen führt) sogar einen nationalen Anstrich beibehalten hat; denn diese Leute werden neben den Kassuben, in Hinterpommern, in der Umgegend von Schmolzin, und neben den Mönchgutern, auf Rügen, als unvermischte slavische Elemente angesehen.

Die Usedomer sind im Uebrigen ohne besondere Sitten und Gebräuche, will man nicht die Hochzeitsfeierlichkeiten ausnehmen. Der sogenannte Brautdiener, mit Bändern und seidenen Fahnen aufgeputzt, ladet zu Pferde, das gleichfalls mit diesem Schmucke versehen ist, zur Hochzeit ein. Er reitet in das Haus hinein, und, wie man mich versicherte, sogar in die Stube, und betet hier eine lange, monotone Einladung ab, die mit den Worten schließt: „Und habe ich meine Bitte nicht besser angebracht, so werden Sie es desto besser verstehen und sich desto fleißiger einfinden.“

*) Das Hinter-, Binnenwasser.

Am Hochzeitstage wird die Braut von der Frau Pastorin aufgeputzt, mit dem Brautkranz, mit Blumen und Bändern. Von den Haaren ist unter dem Kranz, den seidenen Bändern und den Zeugblumen wenig mehr zu sehen, als zwei lange, ungeflochtene Kränze, welche auf die Schulter herabhängen, und an den Spitzen mit einem rothen Bändchen versehen sind. Auf Nacken und Rücken flattern seidene, vielfarbige Bänder, auf dem Busen klebt ein gewaltiger Strauß aus Zeugblumen. Findet die Trauung nicht im Pfarrdorfe Statt, so setzt sich der Brautzug gegen zehn Uhr an Ort und Stelle in Bewegung. Der Bräutigam besteigt das Roß des Brautdieners und wirft über die Schultern eine braune Peitsche; eine Reitereskorte umgibt ihn; die Weiber reihen sich in Schaaren auf den langbespannten Strohwägen; der Musikantenwagen fährt an der Spitze des Zuges, der sich rasch und in scharfem Trabe in Bewegung setzt. Wenn der Musikantenwagen anhält und Tusch geblasen wird, so ist das ein Zeichen zu reichlichen Branntweinlibationen, die in Zwischenräumen der Fahrt, die mit den steigenden Geistern des „Schnapses" natürlich immer mehr in eine wilde, bachantische Jagd ausartet, in derselben feierlichen Weise wiederholt werden. Auf dem Pfarrhof angelangt, wird der Tusch noch einmal geblasen, der jegliche Katzenmusik übertrifft. Von hier begibt man sich in die Kirche, die Musikanten voran. Nach der Trauung begibt man sich in derselben Weise zurück; indeß sprengt der Brautdiener voran, um ein Brod aus dem Hochzeitshause herbeizuholen. Er reicht dasselbe auf der Dorfscheide der Braut, die zuerst ein Stück herausbeißt, nach ihr der Bräutigam, nach diesem mehrere der Anwesenden. Jetzt eröffnet man die Gasterei, die der Pfarrer oder Schullehrer mit einem Gebete eröffnet. Die Hochzeitstafel besteht aus folgenden Gerichten: Grütze, die mit Löffeln, in Lieperwinkel aber mit Messern gegessen wird; Fisch; gälen Aeten (gelbes Essen, d. h. weiß gekochte Schweinsauce); schwarten Aeten (schwarzes Essen, d. h. schwarz gekochte Schweinsauce). Bei Tisch wartet der Hochzeitsvater auf, und die Hochzeitsmutter besorgt die Küche. Nach aufgehobener Tafel, die in der Regel mit einem Kirchengesange geschlossen wird, tritt der Brautdiener mit den Musikanten herein und hält vor der noch am Tische sitzenden Braut eine Anrede in Reimen, in welche die Blasinstrumente in Zwischenräumen schmetternd einfallen. Es heißt hier am Schlusse:

„Jungfer Braut, sie hat nicht begraben eine Leiche,
sondern sie hat bekommen einen Mann;
D'rum wollen wir uns lustig stellen an.

Die Sporen sind geschürt,
Die Stiefel sind geschmiert.
Jungfer Braut, sie sey gebeten,
Jetzt mit mir zum Tanz zu treten."

Dieser Einladung leistet die Braut in der Weise Folge, daß sie über den Tisch und sämmtliche Gedecke steigt, und den ersten Tanz mit dem Brautdiener begeht. Die Tanzvergnügungen dauern drei bis vier Tage, und die Unverwüstlichkeit der pommern'schen Natur tritt hier nicht minder hervor, als im Befreiungskriege. Bei dem Lieperwinkler steht übrigens während dieser ganzen Zeit die Tafel gedeckt, und ein Jeder, der Hunger hat, setzt sich ohne Weiteres zu Tische.

Wenn die Mönchguter auf Rügen als unverfälscht slavische Abkömmlinge bezeichnet werden, und sich durch Haltung, Tracht, Sitten und Gewohnheiten als solche erweisen, wenn die Kassuben selbst noch in dem Grade Wenden sind, daß man hier nicht nur den alten wendischen Schmutz antrifft, sondern daß selbst in Schmolzin, wenn ich nicht irre, wendisch gepredigt wird, so hat man auch die slavische Eigenthümlichkeit bei den Lieperwinklern nachweisen wollen. Der Lieperwinkler hat, gleich dem Mönchguter, viele Idiotismen, die gar nicht weiter in der deutschen Sprache vernommen werden, und die ursprünglich wendisch sind, wie et hönnickt, (es schneit;) da jünnern, (dort hinten;) düsen, (tanzen;) aber er trägt auch die alte wendische Leibfarbe: die schwarze Farbe, mit rothem Unterfutter, und 3 bis 4 leinenen Hosen über einander, wie der Mönchguter, eine Farbe, die besonders dem Buben gar drollig steht, da diese Hosen unmittelbar unter dem Knie zugeknövst werden, und den Schenkeln eine stattliche Form verleihen. Die braunrothen, wollenen Jacken, die man, gleich den Kassuben und Mönchgutern, trägt, sind mit schwarzen Streifen und schwarzen Knöpfen garnirt, und werden, wie von den Kassuben und Mönchgutern, so auch von den Lieperwinklern selbst verfertigt. Diese Arbeit ist die Beschäftigung der Weiber, die sich auch ihre Strohhüte selbst flechten und durch die abweichenden Formen, die sie ihnen geben, auch in dieser Mode eine Isolirung von der übrigen Bevölkerung Usedoms an den Tag legen. Wie in Mönchgut, so auch in Lieperwinkel, jagen die Wittwen nach den Männern; wie dort, heirathet man auch in Lieperwinkel nie eine Fremde. Der weitschößige vielröckige Kleiderwulst reicht den Lieperwinklerinnen, wie den Weibern der Kassuben, nur bis an das Knie und die Gutmüthigkeit, Dienstfertigkeit, kindliche Hingebung und ursprüngliche Naivität ist ganz und gar wendisch. Die Kassuben beobachten

das Eigenthum nicht sehr streng, es heißt sogar: sie stehlen; die Lieperwinkler haben dafür eine zartere Bezeichnung gewählt: sie schaffen, eine Eigenschaft, die sich jedoch nur auf Obst, Holz und Eßwaaren beschränkt.

Im Verlage von

## Karl Göpel in Stuttgart

sind im Jahre 1841 folgende Werke neu erschienen, welche sich eben so sehr durch gediegenen Inhalt als durch geschmackvolle äußere Ausstattung auszeichnen:

# Tirocinium

## eines deutschen Offiziers in Spanien.

Herausgegeben von **Gustav Höfken.**

Vier Bände. Elegant geheftet. Preis 10 fl. 48 kr. rhein. oder 6 Thlr. 20 Sgr.

Mehre der ausgezeichnetsten deutschen Officiere, welche für die ihnen nicht zweifelhafte Legitimität des Don Carlos den Degen gezogen, haben nacheinander ihre Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem bürgerlichen Kriege in Spanien der Presse übergeben. Das Tirocinium unterscheidet sich völlig, sowohl dem Inhalte als der Form nach, von diesen sämmtlich vom carlistischen Standpunkte aus verfaßten Werken. Der Verfasser desselben begleitete eine Zeitlang den christinischen Theil, seine Mittheilungen aus Selbstanschauung sind die ersten umfassenden von dieser Seite, und gewinnen somit durch die neuesten Ereignisse eine besondere Bedeutung. Uebrigens bildet der äußere Bürgerkrieg nicht den Hauptgegenstand des Werkes, sondern das spanische Volk in seinem Kerne und Wesen; der Verfasser bewegt sich mehr auf publicistischem, als auf militärischem Felde. Ueberhaupt wird man einen weit reicheren Inhalt in dem Werke finden, als die Ueberschriften der einzelnen Kapitel desselben andeuten; der Verfasser hat dieselben in 9 Bücher unter folgenden Titeln zusammengefaßt: I. **Erinnerungen aus Frankreich.** — II. **In den Pyrenäen und in Pamplona.** — III. **Skizzen aus dem Kriege und dem Leben in Navarra.** — IV. **Der bürgerliche Krieg; weitere Züge in Navarra.** — V. **Ueber Zaragoza nach Madrid; die Hauptstadt.** — VI. **Fernerer Aufenthalt zu Madrid; Kunst und Leben.** — VII. **Spaniens Hülfsquellen, Macht und Stellung unter den großen Staaten.** Nebst Anhang, betreffend die spanische Successionsfrage. — VIII. **Reise nach Sevilla; die Mancha und das Gebiet des Guadalquivir.** — IX. **Die Heimkehr über Portugal.**

---

# Seydelmann.

## Ein Erinnerungsbuch für seine Freunde.

Neue mit einem Portrait Seydelmanns und 3 color. Rollen-Darstellungen vermehrte Ausgabe der Schrift: Seydelmann und das deutsche Schauspiel von

**August Lewald.**

Elegant geh. Preis 1 fl. 45 kr. rhein. oder 1 Thlr.
Das höchstähnliche Portrait Seydelmanns auf gr. 4-Format abgedruckt apart 18 kr. rhein. oder 5 sgr.

Den Kunstgenossen Seydelmanns, so wie nicht minder allen gebildeten Theaterfreunden, besonders jenen, welche Gelegenheit haben oder hatten, diesen ersten Mimen Deutschlands zu bewundern, müssen die vorliegenden Charakteristiken desselben von hohem Werth seyn. Der jetzige Verleger des Werkes hat demselben bei Veranstaltung der neuen Ausgabe noch einen besondern Reiz durch die hinzugefügten eleganten und kostbaren bildlichen Beigaben verliehen, ohne jedoch den Preis wesentlich zu erhöhen.

# Die Sagen der Pfalz.

## Aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter.

Fr. Baader, Bürger, Chamisso, Fuller, Fr. Ernst, Geissel, Anast. Grün, J. Kerner, Fr. v. Kobell, A. Kopisch, L. Kosmarski, Langbein, H. Mathay, L. Moris, Mosenthal, Mühl, Müller, Nibelungen-Lied, Fr. Otte, M. v. Oer, G. Pfarrius, Heribert Rau, Rückert, M. v. Schenkendorf, Schuler, A. Stöber, Tieck, Uhland, Wackernagel, Fr. Weiß, Züllig;

herausgegeben von

**Friedrich Baader** und **Laurian Moris.**

---

**Ein Band in höchst elegenter Ausstattung, geheftet.**
Preis 3 fl. rhein. oder 1 Thlr. 25 sgr.

---

Freunden und Freundinnen der Poesie wird diese anmuthige Sammlung, poetische Illustrationen der schönen Pfalz darbietend, reichen Genuß gewähren; sie eignet sich deßhalb besonders zu einer **Weihgabe für Damen** bei festlichen Gelegenheiten, als welche sie mit vollem Rechte empfohlen werden darf.

---

# Hellas und Rom.

## Vorhalle des klassischen Alterthums

in einer organischen Auswahl aus den Meisterwerken seiner Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen. Nach den besten vorhandenen Uebertragungen herausgegeben und mit fortlaufenden biographischen und literär-geschichtlichen Erläuterungen begleitet von

Prof. **Dr. K. Fr. Borberg.**

Mit einem Vorwort von **Joh. Kasp. v. Orelli** in Zürch.

(In vier Abtheilungen zu vier Lieferungen à 48 kr. oder 15 Sgr. preuß.)

### Erste Abtheilung.

### Die Dichter des hellenischen Alterthums.

Höchst eleg. Ausstattung, Octav, 65½ Bog. Preis: 3 fl. 12 kr. rh. od. 2 Thlr. pr.

Das hier dem Publicum gebotene Werk ist nach einem ganz neuen und eigenthümlichen Plane bearbeitet; es ist besonders bestimmt, als eine geordnete Beispielsammlung bei Vorträgen über alle Literaturgeschichte auf Gymnasien und Universitäten zu dienen, als welche es sich bereits der Anerkennung competenter Stimmen in vollem Maaße zu erfreuen hat. Zugleich aber macht dies Werk, wie zuvor kein anderes, auch dem größeren gebildeten Publikum, eine Uebersicht und den Genuß der gesammten klassischen Literatur möglich, und führt in die Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthume selbst ein. Es ist etwas ganz anderes, und viel mehr, als eine bloße Blumenlese, am wenigsten eine regellose, dergleichen ein Verleger als von gleicher Tendenz und Ausführung wie unser Werk anzupreisen sich angemaßt hat, um dadurch derselben, die ihm liegen geblieben, Absatz zu verschaffen. In dieser Beziehung bitten wir jeden Literaturfreund, **zu prüfen, zu vergleichen,** ehe er kauft, und besondere Aufmerksamkeit dem Vorwort des Hrn. Prof. v. Orelli, und der vortrefflichen, den umfassenden Plan des Werkes ausführlicher darlegenden Einleitung des Herausgebers zu widmen. Eigene Ansicht des Werkes wird von der gediegenen und geschmackvollen Bearbeitung, der umfassenden Reichhaltigkeit und dem inneren unvergänglichen Werthe desselben am Besten überzeugen, so wie, daß man ein so belehrendes, Geist und Geschmack bildendes und veredelndes Werk zu einem wohlfeileren Preise, als dafür festgestellt ist, nicht wird erwerben können. Es wird einen würdigen Platz in der gewähltesten Bibliothek einnehmen, und sich zu Geschenken, nicht sowohl für Studirende auf Universitäten und Gymnasien, als auch für Freunde und Freundinnen einer geistvollen Lektüre vorzugsweise eignen.

Die zweite Abtheilung: **Die Dichter des römischen Alterthums** ist bereits unter der Presse, und wird die erste Lieferung derselben demnächst erscheinen.

Zu eigener Ansicht und Prüfung wird das Werk von allen Buchhandlungen bereitwilligst vorgelegt, und Subscription darauf angenommen.

# Einladung zur Subscription.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint ein **National-Werk**, dessen erste Lieferung so eben ausgegeben wird, unter dem Titel:

# Deutsche Liederhalle.

## Vollständigste Sammlung

der beliebtesten älteren und neueren, sowie bisher noch ungedruckter Lieder und Gesänge

(Soldaten-, Kriegs- und Heldenlieder; Vaterlands- und Bundeslieder, Studenten-, Trink- und Tafel-, gesellschaftliche Lieder; Frühlings- und Wander-, Jagd- und Schützenlieder; Lieder der Liebe, Ständchen, Balladen und Romanzen, Volkslieder u. s. w.)

**mit mehrstimmigen Melodieen in Notendruck**

und mit Beiträgen der ersten deutschen Gesangs-Componisten herausgegeben von

**Th. Täglichsbeck.**

In Heften (von 4 Bogen oder **64 Seiten** groß Schiller-Format) zu

**nur 24 kr. rhein. oder 7½ Sgr. preuß.**

Zwölf Hefte bilden einen Jahrgang.

Bei der in neuerer Zeit so ausgebreiteten und allen Klassen der Gesellschaft zum Eigenthum gewordenen musikalischen Bildung wird noch immer ein Lieder-Werk vermißt, welches den Ansprüchen derselben in jeder Beziehung genügt, — welches für geringe Kosten den ganzen Schatz unseres Lieder-Reichthums zum allgemeinsten Gebrauche erschließt, welches ebensowohl als ein „Familien-Hausbuch" zur Erhöhung geselliger Freuden beizutragen, als zugleich den Bedürfnissen der Gesang-Vereine und größerer geselliger Kreise zu genügen geeignet ist.

So schätzbar immerhin einzelne Sammlungen im Einzelnen, so entspricht doch keine derselben diesen verschiedenen Anforderungen; mit um so größerem Vertrauen halten wir uns des Beifalls der zahlreichen Gesangs-Freunde und Vereine versichert, indem wir ihnen unser Unternehmen ankündigen. Die „deutsche Liederhalle" wird sich von allen bisherigen Sammlungen wesentlich und in vielen Stücken unterscheiden, — alle Unterscheidungs-Merkmale werden eben so viele Vorzüge seyn; jeder spätere Vergleich muß dieß bestätigen.

Hier können wir nur Folgendes über Inhalt und Einrichtung unserer „Liederhalle" andeuten, wodurch wir dieselbe auszeichnen wollen:

1) Es werden weder Lieder in bloßem Texte, noch mit einstimmigen Melodieen gegeben, vielmehr sämmtlich mehrstimmig gesetzt.

2) Darbietung musikalischen Genusses und geselliger Unterhaltung zu vereinigen, ist der Zweck unserer „Liederhalle"; die Auswahl wird daher sowohl solche Lieder treffen, die vermöge ihres poetischen und musikalischen Gehaltes besonders auf Aufnahme Anspruch haben, als auch jene, deren Werth mehr in ihrer Eigenschaft liegt, geselligen Zwecken zu dienen, Unterhaltung und Erheiterung zu gewähren und zur Erhöhung des Lebensgenusses beizutragen. Die Gränzen der Auswahl stecken sich in dieser Beziehung von selbst, gleich weit von Prüderie und kopfhängerischem Rigorismus, als von deren Gegensatze; eine die rechte Mitte haltende Harmlosigkeit vor Allem soll vorwalten.

3) In den innern Bau unserer „Liederhalle" eintretend, wird man nicht einem Chaos von Liedern begegnen, wie sie nur der Zufall bunt aneinander fügt; wir gruppiren die Masse derselben vielmehr in vier größeren Rahmen, in welchen sich die einzelnen Bestandtheile passend zusammenreihen:

**II. Lieder zu Schutz und Trutz.**

(Soldaten-, Kriegs- und Helden-Lieder; Vaterlands-, National- und Bundes-Lieder.)

**III. Geselliges Treiben — Lebensgenuß.**

(Studenten-, Trink- und Tafel-, gesellschaftliche Lieder.)

**III. Frühlings-Lieder, Heimath und Wanderschaft.**

(Frühlings- und Wanderlieder, Jagd- und Schützenlieder, Lieder der Natur.)

**IV. Liebe, Lust und Leid**

(Lieder der Liebe, Ständchen, Balladen und Romanzen, Volkslieder im eigentlichen Sinne u. s. w.)

4) Auf diese Weise beabsichtigen wir allmählig eine „vollständigste Sammlung", gewissermaßen ein „**Universal-Liederbuch**" zu liefern, welches in der Musik-Literatur einzig dastehen, seinen Werth durch alle Zeiten behaupten und noch für Kinder und Kindeskinder ein gleich werther Besitz seyn wird.

5) Indem die vier Stimmen nicht einzeln gedruckt, sondern, wie die Probe zeigt, auf einem Notensysteme vereinigt werden, sind wir im Stande, auf demselben Raume, auf welchem andere Sammlungen 100 Lieder geben, deren 300 bis 400, also für einen wohlfeileren Preis das Drei- bis Vierfache zu liefern. Ueberdieß gewährt diese Einrichtung den Vortheil eines am Pianoforte leicht zu bewirkenden Accompagnements.

---

## Subscriptions-Bedingungen.

Die oben bezeichneten 4 Abtheilungen der „deutschen Liederhalle" erscheinen gleichzeitig, um den Abnehmern beim Gebrauche derselben schon während des Erscheinens eine angenehme Abwechslung zu gewähren.

Demnach aus jeder Abtheilung einen Bogen enthaltend, erscheint in Zwischenräumen von 4 bis 6 Wochen je ein Heft, in 4 Bogen (64 Seiten) groß Schillerformat bestehend, mit durchschnittlich etwa 24 bis 30 Liedern. — Zwölf Hefte bilden einen Jahrgang.

Der Subscriptions-Preis für ein solches Heft bei Abnahme eines einzelnen Exemplars ist auf

**nur 24 kr. rhein. oder 7 1/2 Sgr. preuß.**

festgestellt, welcher bei Ablieferung jeden Hefts entrichtet wird und somit auch unbemittelteren Gesangsfreunden möglich macht, sich durch allmählige Anschaffung in den Besitz eines so herrlichen, wahrhaften **National-Werkes** zu setzen.

Der unterzeichnete Verleger wünscht insbesondere, daß die Gesang-Vereine unseres vor allen so lieder- und gesangreichen Vaterlandes, die „deutsche Liederhalle" als ein ihnen gemeinschaftliches Liederbuch unter sich einführen möchten; er wird daher seinerseits den Liedertafeln, Liederkränzen und geselligen Vereinen, welchen Namen sie tragen mögen, bei Abnahme von Parthieen, je nach deren Größe von 20 bis 100 Exempl. und darüber durch die **billigsten Parthie-Preise**, welche kaum die Produktionskosten übersteigen, die Anschaffung nach Möglichkeit zu erleichtern suchen. Betreffende Anfragen, mit Bezeichnung der etwaigen Größe des Bedarfs, werden auf das Bereitwilligste und Schnellste beantwortet werden.

Subscriptionen nehmen auch alle Buch- und Musikalienhandlungen an, bei welchen auch Exemplare des ersten Heftes zur Ansicht zu erhalten sind. — Sammler erhalten auf 10 Exemplare 1 Frei-Exemplar.

Stuttgart, im November 1841.

Verlagshandlung von **Karl Göpel.**

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

3 2044 103 232 070